



Die
Marschen und Inseln
der Herzogthümer
Schleswig und Holstein.

Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

In tenui labor.

Dritter Band.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1846.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

XXX. **Husum** . . . . 1—12

Herabgekommene Städte. — Hafenlosigkeit Jütlands. — Gestaltung der Küste. — Die Tiefen an der jütischen Küste. — Hafenanlage. — Jütland und Florida. — Geographische und historische Parallele zwischen Jütland und Italien. — Jüten- und Römerzüge der Deutschen. — Der Triumph des Todes. — Husums Hesperidengärten.

XXXI. **Das Land an der Eider** . . . . 13—44

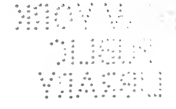
Die verwachsenen Inseln. — Das Wachsthum Eiderstedts. — Die Marschen im Mittelalter „paludes“ genannt. — Kleine Länder. — Ein Eiderstedter Lehnsmann. — Die „Vierkant“ oder der „Heuberg.“ — Namen der Haustheile. — Vereinzelung der Marschbewohner und ihre Ursachen. — Ein adeliges Gut. — Das Symbol der Polizeigewalt. — Auffangen des Regenwassers. — Die „Backen.“ — Die Zeiten des Wassermangels. — Regenwasser in Norddeutschland.

Seite

— Ein Schloßgarten. — Die „Habeelen." — Waldanpflanzung. — Der Waldschutz. — „Knicken." — Fettweiden. — Leckere Ochsen. — „Pullen." — Classification der Weiden. — „Fettgräsung." — Marschspeculation. — Abnahme der Bevölkerung Eiderstedts. — Jütische Ochsen. — Mager- und Fettmärkte. — Eisenbahnnetz. — Berliner Mastochsen. — Viehwanderungen in Europa. — Handelskarten. — Phantasie im Körwagen.

XXXII. Tönning . . . . 45—96

Zickzackwege. — Marschraritäten. — Eine Schleuse. — Einfache und schwierige Künste. — Wichtigkeit und Bedeutung der Schleusen. — Die Deichthore. — Canalisirung der Binnenwässer. — Bestimmung der Größe der Schleusen. — Fluththüren. — Noththüren. — „Lösung" des Süßwassers. — Ebbethüren. — Doppelte Natur der Ebbethüren. — Das „Schott." — Ein- und Auslaß der Schiffe. — Kostspieligkeit der Schleusenbauten. — Anzahl der Schleusen. — Organisation des Landes. — Das „Kleien" und „Winterkleien." — Unterirdische Magazine von Ackerkrume. — Die Folge der Erdschichten. — Erneuerung des Pfluglandes. — Gefahr beim Winterkleien. — Die hustenden Winterkleier. — Allgemeiner Gebrauch des Kleiens. — Kostspieligkeit desselben. — „Pütten" und „Wühlen." — Die Marscharbeiter. — Arbeitereinwanderungen in die Marschen. — Marsch- und Geestbauern. — Das Verhältniß der Grundbesitzer zu ihren Knechten. — Contraste des socialen Marsch- und Geestlebens. — „De Graft." — Die „Klothen." Die „Hohwarfen." — Hypothesen über die Hohwarfen. — Die „Ostenbohnenernte." — Rapsfelder. — „Fen-



Seite

nen." — „Kloben." — Die Scheuerpfähle. — Dreifache Wassersnoth. — Marschfieber. — Endemische Natur der Fieber. — Die dithmarschische Krankheit. — Aussicht vom Tönninger Thurme. — Die kleinen Leute. — Das „Spateland." — Die „Hitzläufer." — Marschbeamte. — Ernennung der Beamten. — Marschfreiheiten. — Privilegirte Communen.

XXXIII. Dithmarschen . . . . 97—113

Mündungstrichter. — Flußmündungen. — Flußlauf auf der Insel Föhr. — „Wer sind die Dithmarscher?" — Dithmarschen ein ächt deutsches Ländchen. — Dithmarsische Studien. — Begränzung des Landes. — Natur des Landes. — Marsch-, Geest- und Wattdithmarschen. — Verschwisterung der Geest und Marsch. — Hypothesen über die Abstammung der Dithmarscher. — Friesen oder Niedersachsen? — Friesische Einwanderungen in die Marschen. — Die Seele des Staates. — Hinneigung der Dithmarscher zu den Niedersachsen. — Namensableitung.

XXXIV. Geschichte einer Marschrepublik . 114—165

Das große Licht im Norden. — Le département des bouches de l'Elbe et du Weser. — Das Lehnsverhältniß Dithmarschens. — Verschiedene Ansprüche. — Begründung der Freiheit. — Verhältniß zu den Erzbischöfen von Bremen. — Souveraine Volksversammlung. — Die Schlüter, Geschworenen und Vögte. — Die „Meenden." — Die Achtundvierziger. — Politische Familien- und Geschlechtsverbindungen. — Schottische Clans und friesische „Slachte." — Wohnsitze der Slachte. — Verfassung

Seite

derselben. — Klüfte. — Berühmte Geschlechter. — Einer für Alle, Alle für Einen. — Geschlechtswesen. — Zänkereien der Geschlechter. — Blutrache. — Fürstenbündnisse. — Freie Gränzländer. — Die „herrenlosen" Bauern. — Die 5 denkwürdigen Tage der Dithmarscher. — Der Hasenkrieg. — Kirchen als Festungen. — Der Bleitropfenkrieg. — Die Nonnen auf dem Schlachtfelde. — Die Ursachen des Krieges. — Die „Süderhamme." — Die Engpaßschlacht. — Die Dithmarscher und die nordische Semiramis. — Die große Fehde. — Die schwarze Garde. — Große Rüstungen gegen kleine Gegner. — Treulose Bundesgenossen. — Die dänischen Ansprüche. — Thauwetter in der Marsch. — „Wehre dich, Bauer, die Garde kommt!" — Die Fluth bricht ein. — Die Schlacht in der Marsch. — Die Danebrogsfahne. — Der Schwertertanz. — Die Friedenszeit. — Gesunkenes Ansehen der Bauern. — Uneinigkeit der Dithmarscher. — Einzelne Führer der Dithmarscher. — Der letzte Kampf. — Das Junkerland. — Privilegien. — Reste der alten Verfassung.

XXXV. **Der Kirchhof zu Lunden** . . . . . . 166—177

Zeugen der Vorzeit. — Grabmonumente. — Leichensteine als Thürschwellen. — Alter Luxus. — Bildung der Marschbauern. — Das Haus der Swyns. — Kleiderluxus. — Die Karsvögte. — Aelteste deutsche Städte. — Nordalbingischer Freimuth. — Urtheil eines Geestbewohners über die Marschleute.

XXXVI. **Heide** . . . . 178—184

Das alte Landessiegel. — Bremen und Dithmarschen. — Alte Schanzen. — Todtenhügel. — Bäuerliche Geschlechtstafeln. — Edelmännische Bauern.

Seite

XXXVII. Ein neues Land . . . . 185—211
Die hohe Marsch. — Hochland und Legeland. — Abdämmung der Wattströme. — Schwierigkeit des Schanzens. — Die Canalisirung. — Wasserbauten. — Pfeilbündel oder Faschinen. — Umwandlung des Salzwassers in Süßwasser. — Deichkosten. — Deicharbeiter. — Erste Spuren der Cultur. — Die ordnende Menschenhand. — Physische und politische Vorgeschichte eines Koogs. — Gescheiterte Privatspeculation. — Alluvion und römisches Recht. — Regalien. — Früheres Verfahren bei Einkoogungen. — Staaten im Staate. — Falsches Finanzsystem. — Ausbeuten des Landes. — Verarmung. — Processe. — Der Königskoog. — Neue Aera für die Marschen. — Eigenschaften des Marschlandes. — „Ueber Ordinär." — Dossirung der Deiche. — Abschied von den Deichen.

XXXVIII. Die Wattenwelt . . . . 212—268
Wildniß am Meere. — Ueberblick. — Wattenstrich und Marschstrich. — Contraste. — Die Watten der Kirchhof von Millionen. — Erforschung der Watten. — Die Alpen und die Watten. — Der Reisende und der Philosoph. — Mittel zur Erkenntniß der Watten. — Die Pflichten des Wattenschilderers. — Entstehung der Watten. — Wattströme. — Natur derselben. — Namen der Wattflüsse. — Wandelbarkeit der Wattströme. — Wattenrevolutionen. — Form der Watten. — Fein- und grobkörnige Sandbänke. — Höhe der Watten. — Bestimmung der Wichtigkeit der Wattenhöhe. — Rohe Watten. — Quellerwatten. — Heuwatten. — Meerwiesen. — Vieh auf den Watten. — Viehtränken.

Seite

— Interessentschaften und Communen. — Revenueen der Wattwiesen. — Namen der Watten. — Wattproducte. — Sandgewinnung. — Muschelsand und Muschelkalk. — Bernsteinfund. — Strichweises Vorkommen des Bernsteins. — Das Bernsteinland. — Glaes. — Treibholz. — Wattenholz. — Schlicktorfsalz. — Wattenläufer. — Jagd auf den Watten. — Anstalten zur Beförderung des Anschlickens. — Wattenbaukunst. — Schützendes Vorland. — Bebakung und Betonnung der Wattströme. — Inspection der Watten. — Besodung derselben. — Binnengewässer. — Durchschneidung der Wattströme. — Durchdämmung der Watten. — Verbindung der Inseln. — Die Halbinsel Büsum. — Wattstreitigkeiten. — Spuren untergegangener Menschenwerke. — Rückblick. — Abschied von den Watten.

XXXIX. **Meldorf** . . . . 269—279
Die Gesch. — Marschfestungen. — Altsächsische Bauerngehöfte. — Todtenhügel auf der Geest. — Höhe der Grabhügel. — Gestaltung des Landes. — Windmühlenparade. — Der Geist der Neuzeit. — Zeitschriften und Journale. — Leiden des künftigen Historikers.

XL. **Fahrt durch Süder-Dithmarschen** . . 280—335
Dünenflüsse und Dünendörfer. — Der spukende Sand. — Wurtdörfer. — Alterthum der Wurthügel. — Die „misera gens“ des Plinius. — Antiquitäten in den Wurthügeln. — Mist und Ackerinstrumente in den Wurten. — Ein Wurtdurchschnitt. — Die Dörfer der neuen Köge. — Recapitulation. — Communications-

Seite

dämme. — Verbundene Inseln. — Umschließende Deiche. — Geschichte der Deiche. — Die ältesten Deiche. — Die Kolke. — Unverständige Kritik. — Kunst und Natur. — Mängel des jetzigen Deichbaues. — Netz eines Marschgebietes. — Höhe der Marsch. — Marschringe. — Physische und politische Geschichte des Landes. — Marsch- und Gebirgsleute. — Tugenden und Fehler der Marschbewohner. — Prosa und doch Poesie. — Das hohe Moor. — Versetzung von Moorstrecken. — Schwimmende Moordörfer. — Weggeschwemmte Moorstrecken. — Moore aus Island und Schottland. — Die Umgegend des hohen Moores. — Eingekeiltes Moor. — Birken im Moor. — Unterboden des Moores. — Die Schichten desselben. — „Darg" — Entstehung der Blätterschicht. — Moore unter den Marschen. — Gewaltige Naturereignisse. — Geologie der Marschen. — Schichtung des Kleies. — Ein Kleiwürfel. — Der Marsch- und der Geestgeognost. — Josenburg. — Brunsbüttel. — Wasserfestungen. — Zweimalige Auswanderung der Brunsbüttler. — Stromwerke. — Kosten der Brunsbüttler Strombauten. — Cyklopischer Damm. — Erneuerung der Unterlage. — Gemeinsamer Deichverband. — Wirkungen des Stromes. — Fluß und Meer.

XLI. Wilstermarsch . . . . 336—354
Klinkerchausseeen. — Fußwege. — St. Margarethen. — Holländische Colonieen. — Eine Marschreihe. — Fluß- und Seemarschen. — Das „Fensterschaff." — Vierländer Rosenhandel. — Stufenfolge der Marschfreiheit. — Die südlichen Elbmarschen. — Schöne

Seite

Aussicht in der Wilstermarsch. — Reichthum der Wilster Bauern. — Die dänische Schildwacht in Glückstadt. — Die Krempermarsch. — Sinkendes Land. — Elbhäfenvermehrung. — Windmühlen zum Auspumpen der Gräben. — Lebewohl.

Husum.

Die Aquilejer flüchteten sich bekanntlich vor Attila und seinen Hunnen auf die Sandbänke der Lagunen und bauten Venedig. Eben diese Hunnen und ihre Einfälle trieben auch unsere deutschen Vorfahren, die sonst, wie Tacitus es beschreibt, auf Hügeln oder an den Ufern der Flüsse, oder wo es sonst eine Gelegenheit des Ortes gab, sehr frei und malerisch in den freien Gefilden wohnten, hinter die Mauern der Städte.

Ich glaube fast, daß wir hier in Husum und den anderen Städten dieser cimbrischen Gegenden eine Menge kleiner Venedigs vor uns haben. Auch Husum wurde von Flüchtlingen, die vor einem Attila flohen, wenn nicht gleich vom Anfange an gestiftet, doch bevölkert und stets von Neuem mit Einwohnern versehen.

Der Attila war hier das Meer, und die Hunnen waren die großen Fluthen. Nur ging die Flucht in umgekehrter Richtung wie in Venedig. Die Leute retteten sich aus den niedrigen Marschen und Inseln nach der hohen Geest und concentrirten sich in den Städten, in denen sie ihren Ackerbau aufgaben und sich städtischen Industriezweigen widmeten.

Ich habe schon oben gesagt, daß das kleine Städtchen Wyk auf Föhr durch Flüchtlinge von den Halligen gegründet worden sei. In Husum las ich in einer alten Chronik der Stadt und fand dort bei mehren Jahren angemerkt, daß die Einwohnerzahl derselben durch arme Flüchtlinge aus den Marschen und von den Inseln, die alle ihr Land verloren und sich bei den Städtern eingedrängt hätten, vermehrt worden sei.

Ich glaube, es ist dieß der Hauptsache nach die Geschichte aller an der Gränze der Marschen liegenden Geeststädte. Sie sind alle aus den Zertrümmerungen der Marschen entstanden. So wie die Hunnen den Deutschen den Ackerbau verleideten, so thaten es hier die Fluthen den Friesen, und die Leute warfen sich deßhalb auf städtische Gewerbe. Es wäre interessant genug, einmal in den Chroniken aller Geeststädte bis nach Holland hin dieses Phänomen des Anschwellens ihrer Bevölkerung aus untergegangenen Marschcommunen zu untersuchen.

Husum war sonst, namentlich im 16ten Jahrhunderte, ein blühender Handelsort, ebenso wie Tönningen, Tondern, Ripen, kurz wie alle Städte an der Westküste der cimbrischen Halbinsel.

Das Herabkommen dieser Städte mag zum Theil eine Folge des übermächtig emporblühenden Handels Hamburgs sein und zum Theil mit anderen allgemeinen Einflüssen zusammenhängen; zum Theil aber wurde es gewiß auch durch Naturereignisse an diesen Küsten, durch die Zerstörung der Dünen, herbeigeführt.

Je mehr Dünen in Sandbänke verwandelt wurden,

desto schwieriger gestalteten sich die Zugänge zu diesen Städten. Ripen war sonst der blühendste See- und Handelsort des dänischen Reichs, was jetzt Flensburg ist, aber allmälig verschlemmte der Fluß, der zu ihm führte, und es wurde eine Binnenstadt. Die Schiffe, die jetzt mit Ripen handeln wollen, und die sonst mitten in die Stadt fahren konnten, müssen nun eine Meile vor der flachen Küste auf offener Rhede liegen bleiben.

Ganz dasselbe ist bei Tondern der Fall gewesen, und auch bei Husum können nur noch kleine Schiffe einlaufen, die größeren müssen ebenfalls auf einer Rhede $\frac{3}{4}$ Meilen vor der Stadt liegen bleiben.

Indeß ist Husum noch jetzt an der ganzen, 70 Meilen langen Westküste von Jütland der beste Hafenort, und man hat daher auch in neuerer Zeit den Plan wieder aufgenommen, seine Zugänglichkeit zu vermehren und der Stadt wieder einen guten Hafen zu verschaffen, und zwar einen noch besseren, als sie je früher gehabt.

Da das Phänomen einer ungefähr 70 Meilen langen — ich rechne von der Mündung der Elbe bis an die Spitze von Skagen — hafenlosen Küste in Europa wohl nirgends wieder vorkommt, und da man auch des besagten Planes wegen in neuerer Zeit Husum so oft besprochen und erwähnt hat, so ist es wohl der Mühe werth, daß wir hier noch einmal einen Blick auf die Zugänglichkeit dieser Küsten und auf ihre Beschaffenheit in Bezug auf Handel und Schifffahrt werfen.

Von Skagen 45 Meilen südwärts bis zum Vor-

gebirge Blaawands-Huk ist die Küste vollkommen ohne Hafen. Das Ufer ist mit einer fortlaufenden Reihe von Dünen besetzt, vor welchen die Westsee unaufhörlich brandet, und vor denen die Schiffe vor Anker zu gehen nicht wagen dürfen, weil die See die schutzlosen beim ersten besten Sturme an die Küste werfen würde.

Dieser Dünengürtel ist nur an zwei Stellen unterbrochen, durch einen Einfluß in den Limfiord und durch einen zweiten in den Fiord der kleinen Stadt Rinkiöbing. Aber diese Einlässe sind so unbequem, daß hier nur ganz kleine Schiffe einpassiren können.

Gegen den Angriff einer fremden Flotte ist hier das Land also völlig gedeckt, und man sieht, wie gut sich diese Küste zur Ausübung von Seeräuberei eignen mußte, da die Seeräuber mit ihren kleinen Fahrzeugen schnell ans Ufer kommen konnten, ohne von den größeren Kriegsschiffen verfolgt werden zu können.

Das oft genannte Vorgebirge Blaawands-Huk, in der Mitte von Jütland, macht einen großen Abschnitt in der Beschaffenheit der Küste. Denn von hier an ist die Dünenkette an vielen Stellen zerschnitten und größtentheils ganz zerstört, und dadurch, daß das Meer in das Land und die Binnensee hinter den Dünen eingebrochen ist, haben sich zwischen den Inseln lange Tiefen im Meerwasser ausgegraben, welche es den Schiffen möglich machen, tiefer ins Innere einzudringen und Schutz hinter den Inseln und in den Häfen zu suchen.

Man nennt diese Vertiefungen „Dibe“ (Tiefen)

oder „Ströme." Die wichtigsten derselben sind drei, nämlich das Lister Tief, das schmale Tief und der Heverstrom.

Das erstere im Norden der Insel Sylt geht aber leider nur bis an den obenerwähnten Königshafen auf der wüsten Insel List, hört in einer Entfernung von 1 Meile vom Festlande auf und führt die Schiffe also nicht dicht genug an die bewohnte Küste.

Der zweite Einlaß ist das oft erwähnte „schmale Tief" (Smal Dib), zwischen den Inseln Amrum und Föhr, das große Schiffe bloß bis zu dem kleinen Orte Wyk führen kann.

Das dritte endlich ist der „Heverstrom" bei Husum, und dieser ist von der Natur vortheilhafter gestaltet. Der tiefste von diesen drei Einlässen ist das Lister Tief, das 20—30 Fuß hat. Das schmale Tief hat 18—25 Fuß, und der Heverstrom bis nahe zu Husum hin 11—20 Fuß.

Der Heverstrom bei Husum ist demnach auf der ganzen Westküste der Halbinsel der einzige bequeme und tief genug ins Land einschreitende Meereseinlaß, wo man Aussicht hat, ihn mit Aufwand, Kosten und Mühe für die Schifffahrt bis zur Stadt brauchbar machen zu können.

Bei Husum fließt eine kleine Au in den Heverstrom. Diese Au geht von der Stadt aus einige Tausend Schritt durch das Festland, und von da windet sie sich wiederum einige Tausend Schritt durch die Watten und Untiefen, die bei der Ebbezeit bloß liegen. Dann erst fällt

sie in den Heverstrom, der von Natur für große Schiffe tief genug ist.

Es kommt nun darauf an, erstlich jene Au gehörig auszutiefen und vor Verschlemmung zu sichern, dann aber einen Hafen anzulegen, der mit dieser Au durch einen Canal verbunden werden soll.

Um Alles gehörig in Stand zu setzen, muß man die ganze Umgegend für diesen Zweck so zu sagen umwandeln und organisiren, und es hat mich sehr interessirt, einen an die Spitze dieses Unternehmens gestellten Mann darüber sprechen zu hören.

Man fängt mit jener Organisation hinter Husum in der Geest an Da will man ein sogenanntes Spülbassin anlegen, um die süßen Gewässer darin zu sammeln.

Dieses Spülbassin soll immer gefüllt gehalten werden, damit man seinen Inhalt zu Zeiten durch den Hafen und die Au strömen lassen und dadurch diese vom Schlick und vom Sande reinigen könne.

Dann kommt nahe bei der Stadt die Schiffsdock oder der Hafen, der mit dem Spülbassin durch einen Canal verbunden wird. Darauf wird der Canal gegraben, der den Hafen mit der Au verbindet. Danach soll die Au bis zum Heverstrom ausgegraben und ihre Verschlemmung theils durch das sogenannte Spülbassin, theils durch die Befestigung der Ufer verhütet werden.

Ferner will man die in der Nähe des Heverstromes gelegenen Inseln bei ihrem Deichbau unterstützen, damit sie nicht einmal zu treiben anfangen und den

Heverstrom dadurch verschlicken, und endlich sollen die naheliegende Insel Amrum und die vorderste Spitze von Eiderstedt mit Leuchtfeuern erhellt werden.

Wie gesagt, mich interessirte es, dieß Alles zu vernehmen, weil es zeigt, wie weit man zur Linken und zur Rechten um sich greifen muß, bloß um den Zweck zu erreichen, ein Schiff mit möglichster Sicherheit in einem Hafen vor Anker zu bringen.

Ich sagte oben, es gäbe in Europa keine zweite so hafenlose Küstenstrecke, wie die 70 Meilen lange Westküste der Halbinsel Jütland. Aber in Amerika giebt es eine solche, dieß ist die Küste der ebenfalls 70 Meilen langen Halbinsel Florida. Ueberhaupt ist Florida die einzige Halbinsel in der Welt, welche Jütland sehr ähnlich sieht.

Und so wie die Engländer das ihrem Vaterlande so ähnliche Inselreich Japan an der Küste von China genau erforschen, so müßten die Jütländer die Natur des ihrem Vaterlande so ähnlichen Floridas vorzugsweise studiren, wenn die Menschen nur ein Bißchen sich daran gewöhnen wollten, entfernte Dinge mit einander zu verknüpfen und in Parallele zu stellen.

Eine namentlich in Bezug auf Deutschland näher liegende Parallele wäre die zwischen Jütland und Italien, zwei Halbinseln, die, so verschieden sie auch sind, doch viele Vergleichungspuncte darbieten. Sie sitzen beide, wie zwei Arme, an dem mittleren Theile von Europa, den man Deutschland nennt, doch ist Italien ein völlig entwickelter starker Arm, Jütland mehr ein Armstumpf.

Jenes geht direct nach Süden, dieses direct nach Norden; jenes läuft im Süden spitz zu mit reizenden Bergeshöhen bei Messina und Reggio, dieses wird nach Norden hin immer spitzer und endigt mit einer Sandbank bei Skagen. Die Proportion der Länge zur Breite ist bei Jütland wie bei Italien im Durchschnitt wie 4 zu 1.

Durch die Mitte von Italien ziehen sich die Bergrücken der malerischen Apenninen, und die kleinen Flüsse hüpfen zu beiden Seiten in schönen Cascaden herab. Durch die Mitte von Jütland zieht sich ein etwas erhöhter Heiderücken, und die kleinen Moorgewässer schleichen sich zu beiden Seiten hinab. Die Wurzel der Halbinsel Italien schließt sich durch die lombardischen Ebenen an Deutschland an, die Wurzel der cimbrischen Halbinsel knüpft sich durch das Herzogthum Holstein an Deutschland.

In den Ecken jener Wurzel Italiens sind die beiden Handelsstädte Venedig auf der einen und Genua auf der anderen Seite, in den Ecken der cimbrischen Halbinsel sitzen die beiden großen Handelsstädte Lübeck und Hamburg, welche für sie die wichtigsten sind.

Italien hat sein Angesicht und seine Rückenseite. Jene ist die westliche, an welcher der Reihe nach die größten Städte des Landes, Livorno, Rom, Neapel 2c., liegen. Jütland hat eben so seine Licht- und seine Schattenseite; jene ist die östliche, an welcher alle seine Städte, Aarhuus, Hadersleben, Apenrade 2c., gelegen sind.

Man sieht, es trifft Alles zu, und wie diese geo-

graphische Parallele, so könnte man zwischen beiden Ländern auch eine historische ziehen.

Als Italien seine große Zeit des Ruhmes hatte, beherrschte es alle Länder des Mittelmeeres. Auch Jütland, das Kernland von Dänemark, hatte einst seine große Zeit, und seine Könige herrschten über einen großen Theil der Länder der Ostsee und Nordsee, von England bis nach Liv- und Esthland. Daß aber Italien sich im Ganzen in der Geschichte zu soviel größerem Glanze erhob, verdankt es theils seiner größeren Ausdehnung, theils seiner großen Fruchtbarkeit und seiner Lage im Centrum des Mittelmeeres, an dem im Alterthum rund herum die gebildetsten Völker Europas wohnten, während Jütland, größtentheils aus unfruchtbarem Sand- und Heidelande bestehend, sich in kalte nordische Meere hinausstreckte und ringsum von den im Alterthum ungebildetsten Nationen Europas umgeben war.

Deutsches Leben fluthete, leider auf den Fittigen des Kriegsgottes, sowohl nach Norden durch ganz Jütland, als nach Süden durch ganz Italien hin, so wie das Blut aus dem Herzen in die Arme strömt.

Die deutschen Kaiser (die Heinriche, die Ottonen) machten eben so gut ihre Jütenzüge, fast bis nach Skagen, wie ihre Römerzüge fast bis nach Messina. Die Hohenstaufen eroberten Italien, und die Holsteiner ganz Jütland. Von Jenen wurde der letzte Sprößling in Neapel hingerichtet, und von diesen wurde Graf Gerhard der Große in Randers ermordet, und damit der Herrschaft der Holsteiner in Jütland ein Ende gemacht.

Die steten Kämpfe der Dänen und Deutschen an der Eider, und die eben so unaufhörlichen Streitigkeiten der Deutschen und Italiener am Po lassen sich ebenfalls vergleichen. Doch muß man sagen, daß die Jüten sich in diesem Kampfe besser wehrten, und die Italiener uns Deutschen in Italien leichteres Spiel gaben.

Italien ist der Quere nach in mehre Königreiche und Staaten zerschnitten, in Neapel, den Kirchenstaat, die Lombardei rc. Die cimbrische Halbinsel ist eben so der Quere nach in mehre Theile zerschnitten, in die Herzogthümer Holstein und Schleswig und das eigentliche Jütland. Und wunderbar genug ist es, daß nach dem Sprüchwort: les extrêmes se touchent, einmal sogar das südliche Italien, so zu sagen, von dem nördlichen Jütland aus erobert wurde, nämlich durch die Normannen, wobei ich dem Leser in Deutschland, wo man dieß weniger zu beachten pflegt, bemerken muß, daß die Jüten eben so gut Normannen genannt wurden, wie die südlichen Norweger, und daß sie eben soviel Antheil an den Normannenzügen hatten, wie diese.

Meinen Abend in Husum brachte ich in zwei liebenswürdigen Familien, theils in der Stadt selbst, theils auf dem daneben liegenden alten Schlosse zu. Dieses Schloß wurde vor 300 Jahren erbaut und war zum Wittwensitze der Herzoginnen von Schleswig bestimmt. Jetzt dient es dem Amtmann (d. h. hier zu Lande ungefähr so viel wie Gouverneur) der ganzen Umgegend zum Wohnsitz.

Ich besah dieses Schloß bei Lampenschein, und wie

man denn allenthalben leicht Etwas findet, was man noch nie gesehen hat, so sah ich hier über einem alten Kamine ein marmornes Basrelief, das mir um so mehr gefiel, da ich in Friesland lange genug nach Kunstgenüssen geschmachtet hatte. Es war eine poetische Vorstellung der Arbeit des Todes unter den Menschen. Der enge Raum war mit einer Menge von geschmückten Menschen, Kindern, Frauen, Männern zu Pferde, zu Fuße und zu Wagen gefüllt, die wie auf einer Redoute dort versammelt schienen. Der grinsende Knochenmann sprang in halbfliegender Stellung wie ein trojanischer Kämpfer mitten in dieser Masse herum. Er hatte einen gespannten Bogen in den Händen und zielte auf seine Opfer. Mehre derselben lagen schon hingestreckt am Boden. Ein vom Pfeil Getroffener war vom stolzen Rosse gesunken. Andere, die den Knochenmann entdeckt hatten, schienen entsetzt ihm auszuweichen und sich auf die Seite zu drängen, doch war ihnen, wenn ich nicht irre, schon einer seiner Pfeile nachgesandt.

Die Idee war vortrefflich durchgeführt, und die Arbeit, so weit ich sie beim Lampenschein beurtheilen konnte, ebenfalls recht gut. Der heldenmüthige und wüthend streitende Tod kam mir vor, wie ein Löwe, der unter eine Heerde Schafe gefallen ist. Die Figuren waren nur 6 Zoll hoch.

Ich möchte dieses Basrelief wohl einmal als Oelgemälde ausgeführt sehen. Man könnte so ein Bild wohl den Triumph des Todes nennen. Ich dachte dabei an die sogenannte Hunnenschlacht von Kaulbach und an die

griechische Gruppe der Niobiden. In Marmor könnte man so etwas Schreckliches nur en miniature ausführen. Die Gruppe der Niobiden ist dasselbe Sujet, nur schöner, einfacher und zur Ausführung in Lebensgröße passender.

Am Abend spazierte ich durch die schönen baumreichen Gärten, welche das Schloß und andere Häuser der Stadt umgeben. Diese Gärten kamen mir vor, wie die Gärten der Hesperiden, denn seit lange hatte ich so große, hohe, alte Bäume nicht gesehen, wie hier grünten. Husum ist freilich eigentlich noch eine Stadt in Friesland und rund herum von kahlen Marschen umgeben; allein so wie die dicht zusammengebauten Dörfer in Friesland kleine Haine enthalten, so geben die Städte natürlich auch mehr Schutz vor den Nordwestwinden und können noch mehr Bäume bergen.

Daß die Gärten von Husum nur eine liebliche Oase in den Marschen sind, wie die Gärten von Damascus in Syrien, erfuhr ich am anderen Tage, wo ich wieder auf kahlen Deichen und zwischen baumlosen Wiesen meine Reise fortsetzte.

Das Land an der Eider.

Ich wünschte einen Theil der berühmten Landschaft Eiderstedt zu sehen und hielt daher mit der Spitze meiner Wagendeichsel gerade auf Tönningen an der Eider zu, welches die Hauptstadt jener fruchtbaren Landschaft ist, deren Schilderung ich mit ein paar Worten — immer für den mit den transeideranischen Zuständen gar nicht bekannten Süd-, Ost- und Westdeutschen — einleiten muß.

Diese Halbinsel, die man am beßten mit der Marschhalbinsel Nordholland im Norden von Amsterdam und mit einer zweiten Marschinsel zwischen Wesermünden und der Jahde, welche das Land Butjadingen heißt, vergleicht, erstreckt sich mit einer Oberfläche von etwa 6 Quadratmeilen auf einer Länge von ungefähr 3 — 4 Meilen zwischen dem breiten Heverstrome und der breiten Mündung der Eider ins Meer hinaus. Sie bietet dem Reisenden, wie Nordholland und das Land Butjadingen, alle die Reize dar, welche schöne Wiesen, kunstreiche Deiche, fette Ochsen, wohlhabende Bewohner,

Butter, Käse, Gras und Heu zu gewähren vermögen.

Wie ganz Holland einst aus vielen Inseln (den batavischen Inseln) bestand, die allmälig erst zu einer einzigen zusammenwuchsen, so bestand auch das besagte Land Eiderstedt anfangs aus 3 Inseln, die durch breite Arme des Meeres oder der Eider von einander getrennt waren.

Diese Inseln hießen Utholm, Everschop und Eiderstedt. Sie waren in uralten und unvordenklichen Zeiten kleine hohe Sandbänke, an welche sich der Schlamm aus der Eider und dem Meere ansetzte, und es wurden daraus allmälig drei fette, begraste Inseln. Man deichte sie nachher ein, gewann Koog an Koog, und so wuchsen sie endlich zusammen und bilden nun seit einigen Hundert Jahren ein einziges Stück Land, welches man Eiderstedt (Stätte, Landschaft an der Eider), wie zuerst nur eine dieser Inseln hieß, nannte, und zwar mit Recht, weil dieß Land ebenso ein Product der Eider ist, wie das Nildelta ein Product des Nils.

Die drei Sandbänke, welche die Kerne der drei Inseln waren, ragen noch heutigen Tages mit nackten Sandrücken mitten aus den fruchtbaren Marschen, wie ein magerer Braten aus einer fetten Sauce hervor, und auf ihren Rücken sind die Hauptorte der Landschaft gebaut, weil, wenn man in den Marschen besser ackert und pflanzt, man doch auf dem trockenen Sande besser wohnt und lebt.

Doch habe ich mir sagen lassen, daß in der einen

so gebauten Stadt (Tating) die Bürger sich bei ihren Spaziergängen nicht allzuweit auf ihrem Sande hinauswagen durften, weil sie bei schlechtem Wetter schon nach ein paar Hundert Schritten in der fetten Marsch stecken bleiben würden.

Auch die jetzt noch etwas tieferen ehemaligen Betten der Eiderarme, welche die Insel trennten, kann man auf den Feldern verfolgen.

In einem sehr interessanten Werke über Eiderstedt aus dem vorigen Jahrhundert finde ich ein chronologisches Verzeichniß aller der 50 Ländertheilchen oder Köge, aus denen das Land zusammengesetzt ist, mit der Angabe des Jahres, in welchem jedes Theilchen eingedeicht und befestigt wurde, und man kann da ganz deutlich das tausendjährige Wachsthum dieser Halbinsel Schritt vor Schritt, wie das Wachsthum eines Baumes verfolgen.

Als Nordstrand noch ein großes fruchtbares Land war, war es von Eiderstedt nur durch die schmale Hever getrennt, und man konnte auf einer Brücke von einer Insel auf die andere kommen. Wir haben also hier ganz nahe bei einander gerade entgegengesetzte Wirkungen. Während das Meer die kleinen Flüsse und Flußarme, welche die Inseln im Norden von einander trennen, immer mehr erweiterte und zu den meilenweiten Strömen und Einlässen Heverstrom, Smal Dib, Lister Dib ꝛc., umbildete, erweiterte es nicht nur die Ströme in Eiderstedt nicht, sondern schlemmte sie sogar zu.

Vielleicht war eben das Unglück des einen Theiles das Glück des anderen. Vielleicht weil das Meer

in Nordstrand Raum und Luft bekam, bedrängte es Eiderstedt weniger, und die Theile, welche es dort wegschlemmte, führte es hierher. Vielleicht mögen auch die Eiderstedter Friesen, die frühzeitig eine große, kräftige Commune bildeten, von jeher ihre Deiche energischer erbaut haben.

Ich glaube, es müssen von diesem Ländchen Eiderstedt komische Begriffe in Deutschland herrschen, denn auf einer in Deutschland sehr verbreiteten Landkarte sehe ich es mit derselben Schattirung bezeichnet, mit welcher die Moor- und Morastgegenden in Jütland bedeckt sind.

Der deutsche Kartenzeichner hat sich offenbar eingebildet, Eiderstedt sei ein Morast, und die Tausende, die eine solche Karte besitzen, werden dasselbe glauben. In der That wurden sonst im Mittelalter die Marschen und alle Moräste „paludes“ genannt, weil sie bei schlechtem Wetter sehr schmuzig sind. Allein man könnte mit demselben Rechte, mit welchem man Marschen „Moräste“ nennt, auch schöne, wohlschmeckende Butter „Seife“ nennen. Beide sind weich und schmierig.

Die Halbinsel ist rund herum mit einem über 10 Meilen langen Seedeiche umgeben, und außerdem ist sie auch noch von einer Menge Binnendeiche durchschnitten.

Die Einwohner sind von friesischem Stamme, jetzt aber völlig saxonisirt. Alle sprechen plattdeutsch, und nur noch einige friesische Worte, die sie beibehalten haben, erinnern an ihre alten tapferen Vorväter, in deren Lande mancher Herzog von Schleswig und König von Dänemark eine Schlacht verlor.

Ich fuhr im östlichen Theile des Landes in verschiedenen Kögen hin und war, je tiefer ich ins Land hinein kam, um so mehr über die Verschiedenartigkeit und Eigenthümlichkeit der Zustände in diesen Strichen, so weit sie mir aus der Bauart der Häuser und solchen äußeren Dingen schon auf der Oberfläche klar wurden, erstaunt.

Jene Verschiedenartigkeit der Zustände in diesen südlichen Gegenden der cimbrischen Halbinsel ist überhaupt ein wahres Wunder für den Reisenden. Jede Insel, jede Halbinsel, jeder Strich Landes hat hier nicht nur seinen eigenen Namen — das Land Eiderstedt, das Land Sundewitt, das Land Angeln rc. — sondern auch fast jeder Strich hat seine besonderen Sitten und Gebräuche, seine eigene Bauart, seinen eigenen Ackerbau, ja oft seine besondere Sprache und Verfassung. Ueber die Verfassung von Eiderstedt allein ist ein eigenthümliches, ausführliches und treffliches Werk geschrieben worden.

Das ganze Land scheint eine wahre Mosaik zu sein, und Zerstückelung und Zerbröckelung ist hier fast in eben so hohem Grade die Loosung, wie dieß in den Cantonen der Schweiz der Fall ist.

Ich hatte von guten Freunden an einige Eiderstedter Lehnsmänner Empfehlungen mitbekommen und besuchte einige von ihnen, namentlich in dem Flecken Oldensworth, der in der Mitte meines Weges nach Tönningen lag. Dieser Flecken ist jetzt ausgezeichnet durch die Wohlhabenheit seiner Bewohner und war es ehemals durch

eine berühmte, hier von den Friesen gegen den dänischen König Abel gewonnene Schlacht.

Die Geschichte dieses Königs, der als Mörder seines Vorgängers und Bruders die Krone erlangte und hier in Friesland von der Nemesis getroffen wurde, ist so interessant, daß ich nicht begreife, warum nicht längst ein schleswig'scher Dichter aus diesem vortrefflichen Stoffe ein Trauerspiel gemacht hat, welches an Bedeutsamkeit des Vorwurfs dem Macbeth oder Hamlet von Shakespeare gleich kommen müßte.

Doch ich werde auf diese Geschichte später zurückkommen müssen und steige vorläufig noch unbekümmert um Heroen und Nemesis bei einem wohlhäbigen Eiderstedter Lehnsmanne ab, um mir seine Hauswirthschaft anzusehen.

Der Mann, ein wohlhabender, wohlbeleibter, gut gekleideter Bauer, wie es die Bauern in Eiderstedt, die ich gesehen habe, alle waren, empfing mich freundlich und lud mich in seine Wohnstube ein, in die wir durch eine geräumige, große Diele eintraten.

Es stand in seinem Angesichte, in seinen hellen blauen Augen, in seiner offenen Stirn, in seinem freien, unbefangenen Wesen deutlich genug verzeichnet, daß er nicht auf den Kopf gefallen war. Er begriff gleich, was ich wollte, und führte mich, vom rechten Ende anfangend, sofort in die Details seiner ganzen Hauswirthschaft ein.

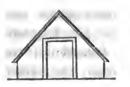
Ich sage, er fing beim rechten Ende an, und daher brachte er mich, ohne meine Fragen in Bezug auf die

Möbeln seiner Zimmer, auf die großen Koffer und Schränke, die ich in seinem Hause stehen sah, besonders zu beachten, vor allen Dingen in den Hintertheil seines Gebäudes, in einen großen weiten Raum, der höher und breiter als eine Kirche war, und stellte mich da zwischen vier 40 Fuß hohe Eichenbalken, die im Quadrat 30 Fuß weit auseinander standen und das Dach jenes Hauses trugen.

Dieß, sagte er, ist „die Vierkant,“ der Mittelpunct meiner Wirthschaft, das Magazin, in dem ich alle meine Schätze, Heu, Getreide u. s. w. aufbewahre, mit einem Worte, der sogenannte „Heuberg“, dem zu Liebe auch unsere ganzen Bauernhöfe selbst „Heuberge“ genannt werden. Ich hatte nie ein so hohes und wunderliches Kornmagazin gesehen, und wie bei allem Neuen, kostete es mir einige Mühe, mich in Alles zu finden. Da es, so viel ich weiß, sonst nirgends in der Welt „Vierkants“ oder „Heuberge“ giebt, als nur in Eiderstedt, so will ich hier bemerken, daß diese eigenthümlichen Scheunen in einem Quadrate, dessen Seiten 70—90 Fuß Länge haben, gebaut und dann mit gewaltig großer, breiter und hoher Dachfläche gedeckt sind, die in der Mitte, ich glaube wohl 60 Fuß hoch, spitzig wie ein Thurm zusammenläuft.

Da das Dach sich bei so großer Breite schwer in sich selbst erhalten würde, so hat man in der Mitte jene vier großen Eichenbalken, die ich erwähnte, aufgestellt, die wieder mit Querbalken verbunden sind und das Dach unterstützen, ungefähr auf die Weise,





wie es der nebenstehende Querdurchschnitt eines solchen Gebäudes zeigt. Den inneren Raum füllen die Leute vom Grunde aus bis hoch in die Spitze hinauf mit Heu und Getreidevorräthen. Da die vier Balken eigentlich die Hauptträger des ganzen Gebäudes sind und zwischen ihnen die meisten Vorräthe aufgestapelt werden, indem rund herum ein Communicationsweg bleibt, so nennen sie auch wohl den ganzen inneren Raum „die Vierkant."

Da aber das ganze Bauwerk von außen wie ein hoher Berg aussieht, so dachte ich mir erst, sie hätten es wohl deßwegen den „Heuberg" genannt, doch ist es wahrscheinlicher, daß wir das Wort, wie unser „Herberge," von „bergen" herleiten müssen. Von Weitem gesehen, erschienen die anderen Nebengebäude, die Stallungen, Wohnhäuser u. s. w., die zu verschiedenen Seiten sich an die massive Pyramide der Heuberge anschließen, unbedeutend, und man hat daher auch das ganze Bauerngehöfte einen „Heuberg" genannt.

Besitzer eines Heuberges (so spricht man im Lande selbst, man sollte aber wohl besser sagen: einer Heuberge) bedeutet also hier so viel, wie bei uns, Besitzer eines Bauerngutes.

Das Ganze liegt natürlich nach der Weise aller Marschhäuser auf einer Erderhöhung.

An zwei Seiten der Heubergpyramide geht der

Viehstall hin, an der dritten die Dreschtenne, und dann erst kommt die Wohnung. Wie die Dinge absonderlich sind, so sind es auch ihre Namen, die ich gar nicht herzuleiten weiß. Der Viehstall heißt „Boos," die Tenne „Loe." Die Abtheilungen des Wohnhauses haben die überall eingeführten Namen, die ich schon oben nannte. Der Pisel oder Pesel ist das große Gesellschaftszimmer und die Döns, Dönze, Dörens, Dörensch, ist das Wohnzimmer.

In dem großen Vorhause oder auf der „Diele" stehen der Reihe nach an den Wänden große prunkend geschmückte Koffer, welche den schneeigen Lein und andere häusliche Kostbarkeiten enthalten.

Eigenthümlich genug ist, wie gesagt, dieß Alles. Inwiefern es zweckmäßig ist, verstehe ich nicht zu beurtheilen. Doch begreife ich nicht, warum die Leute ihren Hals und ihre Glieder risquiren, um das Getreide, Heu und Stroh so thurmhoch aufzuspeichern.

Ein Marschbauer, der sich zu mir in den Wagen setzte, als ich weiter fuhr, versicherte mir aber, es hätte dieß Alles seinen guten Grund. „Dat mött so syn", sagte er; und indem ich an die Phrase: „tak trebowa" (so gehört sich's) zurückdachte, mit der man in Südrußland vorwitzige Fragen beantwortet, begnügte ich mich einstweilen mit diesem ersten Blick in die inneren Zustände Eiderstedts und setzte meinen Weg durch die Wiesen fort. Rund herum lagen vereinzelte Heu-

berge in der Ebene zerstreut, denn Dörfer sind hier eine Ausnahme, und wie überall in den Marschen wohnen die Leute in vereinzelten Höfen.

Ich habe nicht recht hinter die Ursachen dieser Vereinzelung kommen können. Man sollte denken, daß, wie die gemeinschaftliche Wassergefahr, der man mit vereinten Kräften besser widerstehen konnte, diese Marschenbewohner frühzeitig in feste Communen und Deichverbande zusammenfügte, sie derselbe Umstand frühzeitig auch zum gemeinsamen Zusammenwohnen gebracht haben müßte. Denn während jetzt jedes Gehöft seines eigenen kleinen Wohnhügels (Wurt) bedarf, so hätte man für das ganze Dorf einen nur etwas größeren Hügel nöthig gehabt.

Und dieser, so scheint es, ließ sich mit vereinten Kräften leichter herstellen als alle diese kleinen Hügel mit zersplitterten. Etwas mögen wohl die sumpfigen ungangbaren Wege der Marschen zur Isolirung beigetragen haben, denn diese machten es den Bewohnern mehr als anderswo wünschenswerth, immer so recht inmitten ihrer Felder zu wohnen.

Daher sind denn auch die Besitzungen wohl nirgends besser arrondirt als in den Marschen, wo jeder Bauer mitten in seinem Felde sitzt, wie ein Seidenwurm in seinem Gespinnste, während unsere armen Bergbauern ein Stückchen Land in Osten, eins in Westen, eins hinter dem Walde, eins droben an einer Bergkante aufzusuchen und zu bestellen haben.

Vielleicht ist jene Vereinzelung der Marschbewohner auch bloß aus dem Nationalcharakter der Friesen und Niedersachsen zu erklären, die zwar in der Commune Einer für den Anderen und Jeder für das Ganze standen, von denen aber im Uebrigen gern Jeder seine eigene gesonderte independente Besitzung hatte, eben so wie die Engländer gern ihr eigenes Haus für sich haben und sich nicht entschließen können, wie wir es in Dresden, Leipzig, Wien u. s. w. thun, bloß mit einer Etage fürlieb zu nehmen und sich familien- und etagenweise in großen casernenartigen Gebäuden verpacken zu lassen. Wie gesagt, das englische Sprüchwort: „my house is my castle" ist gewiß aus diesen Marschen nach England hinübergegangen, und der Sinn, den dieses Sprüchwort andeutet, hat hier tiefe Wurzeln geschlagen, sowohl in Eiderstedt, in Dithmarschen und in ganz Nordalbingien, als in allen friesischen und niederdeutschen Districten bis nach Holland hin. Auch in Hamburg und Bremen wohnt jeder Bürger in seinem eigenen Hause, und das Hausrecht wird da in so hohen Ehren gehalten, daß z. B. kein Diener der Polizei in ein Haus weiter als bis auf die Vordiele vordringen darf, wobei ich mich einer alten ehrwürdigen, freien Reichsstädterin erinnere, die vor Schreck laut aufschrie und einer Ohnmacht nahe war, als einst unerwartet ein unverschämter Polizeidiener in die offene Thüre ihres Wohnzimmers unbefugter Weise hineinblickte.

Doch auch diese Speculation ist vielleicht eitlen

Vorwitzes. Kurz, vereinzelte Wohnungen sind das Gewöhnliche in den Marschen. „Datt mott woll so syn!“ Ich schnitt eben mit diesem Gedanken — ja wer seine unruhige Vernunft doch immer in dem Glauben an einen so trefflichen Spruch gefangen nehmen könnte! — den Faden meiner Speculationen ab, als mein Kutscher sich umdrehte und, mit der Peitsche auf einen Haufen Bäume, zwischen dem einzelne Dächer hervorguckten, hinweisend, sagte: „Dat is Hoyersworth!“ „Vortrefflich“, antwortete ich, „dahin will ich eben. Kehre dort ein!“

Hoyersworth — dieser zunächst auftauchende Gegenstand meiner nomadisirenden Speculationen, ist das einzige adelige Rittergut in dieser ganzen Marschlandschaft. Die alten friesischen Communen hatten, wie ich schon einmal sagte, das Panier der Freiheit und Gleichheit aufgesteckt und duldeten das Aufkommen eines privilegirten Standes nicht. Auch haben sich alle diese friesischen Marschen hier im Norden bis an die Elbe hin vor dem Eindringen des Adels und vor der Begründung bevorrechteter Rittergüter weit besser beschützt als z. B. die Marschen in Hannover, wo eine Menge adeliger Geschlechter sich ansässig gemacht hat.

Hoyersworth ist, wie gesagt, in ganz Eiderstedt das einzige adelige Gut und liegt da wie eine Schneeflocke oder isolirte Eisscholle auf einer Wiese. Es scheint fast, als hätte es hier in dieser Isolirung seinen Charakter um jeden Preis zu behaupten gestrebt, und es hat seine

uralte adelige Physiognomie so gut erhalten, daß, als ich über die Zugbrücke, die über den doppelten Graben des Schlosses geschlagen, und zwischen den hohen alten Bäumen, unter denen das Haus versteckt ist, hinfuhr, ich mich in eine ganz andere Zeit und Landschaft versetzt glauben konnte.

Das Haus ist schon 300 Jahre alt, steht recht stattlich und fast burgartig aus und hat sogar an der einen Ecke noch eine lange Kette mit einem Halseisen hängen, als ein Zeichen der Polizei und Gerichtsbarkeit, welche die Besitzer über den Gerichtssprengel von 1000 Schritt Länge und 1000 Schritt Breite, der das Schloß umgiebt und bloß aus Viehweide besteht, ausüben.

Man sagte mir, sonst habe der Schandpfahl und das Halseisen mitten auf dem Hofe des Gebäudes gestanden, man habe es aber kürzlich etwas auf die Seite geschoben. Das Gut liegt freilich hier in Eiderstedt, aber, so zu sagen, nur körperlich, denn geistig, ich meine in Bezug auf Recht und Gerechtigkeit, hat es nichts mit der Landschaft zu thun und ist in dieser Beziehung mit dem adeligen Güterdistricte von Angeln verbunden. Der Besitzer des Gutes zieht, wie seine Vorfahren im Mittelalter, noch alle Abende die Zugbrücke über seinen Gräben auf.

Er ist ein freundlicher, gefälliger Herr und zeigte mir Manches, was ich bisher noch nicht gesehen hatte. Vor allen Dingen gehörten dahin die merkwür-

digen Veranstaltungen, die man im Hause getroffen hatte, um das Regenwasser von allen Dächern aufzufangen und zu sammeln.

Das Dach des Hauses bildete eine Fläche von ungefähr 900 Quadratellen, und aller Regen, der auf diese Oberfläche herabfällt, sammelt sich zunächst in einer großen geräumigen Rinne von Blech, die rund um das ganze Haus am Rande des Daches herumläuft.

Unter dem Hause ist ein großes tiefes Bassin angelegt. In diesem Bassin sammelt sich das Regenwasser, und über demselben steht die Pumpe, durch die es, wenn es im Hause nöthig ist, wieder hervorgepumpt wird. Das Dach sammelt außer dem Regenwasser auch natürlich allerlei Unreinigkeiten, es setzen sich Moose darauf an, Kalkstückchen und Ziegeltheilchen fallen aus, Blätter und Staub werden hinaufgeweht, und das Wasser geht daher, wenn es herunterfließt, durch verschiedene Filtrirprocesse.

Es sind unten in der Röhre, wo das Wasser in's Bassin tritt, Anstalten zum Aufhalten des mit herabkommenden Schmuzes getroffen, den man durch eine in der Röhre angebrachte, verschließbare Oeffnung zu Zeiten wegschafft. Die Hauptreinigung geschieht aber in dem Bassin selbst, wo das Wasser zur Ruhe kommt und sich völlig abklärt. Ich pumpte mir Etwas davon hervor und fand es fast völlig so kühl, klar und frisch wie unser Quellwasser. Im Grunde ist ja auch diese Vorrichtung weiter nichts, als eine künst-

liche Nachahmung des Verfahrens der Natur beim Ansammeln des Regenwassers in den unterirdischen Bassins, welche die Quellen wieder von sich geben.

Auch in den Marschstädten Tönning, Garding u. s. w. haben die Leute solche große ausgemauerte Regenbassins unter ihren Häusern angelegt. Sie nennen ein solches Bassin „de Backe“ (wahrscheinlich von Bach). Die wohlhabenden Bauern haben ebenfalls dergleichen. Je größer die Bassins und die Dächer sind, ein desto größerer Vorrath von Wasser sammelt sich, und desto besser können die Leute die beiden Zeiten des Jahres, wo zuweilen große Noth um Wasser ist, überstehen.

Diese beiden Zeiten sind der Winter, wo es oft Wochen lang bloß schneit, und der Sommer, wo es zuweilen eben so lange bloß Sonnenschein giebt. Die ärmeren Bauern haben bloß Löcher und Graben neben ihren Häusern, aus denen sie das Wasser schöpfen. Uebrigens finden sich ähnliche Regenwasserfanganstalten durch das ganze nördliche Deutschland hin. Sogar in der Kaiserstadt Aachen hat man dergleichen Regenwassercisternen in den Häusern, wie in Hoyersworth und Tönningen. Und wenn ein Süddeutscher an einem schönen Regentage nach einer norddeutschen Stadt wie Bremen kommt, so wird er gewiß mit Verwunderung den Eifer betrachten, mit dem die Leute sich beeilen, die nützliche Gottesgabe aufzufangen, Tonnen, Fässer, Bottiche, Schüsseln, Eimer und Töpfe in Menge hinaus schleppen, um überall, wo es nur aus einer Rinne herauströpfelt, das kostbare Naß aufzufangen. Die Töch-

2*

ter und Frauen der armen Leute, die etwa nur kleine Gefäße haben, laufen mitten in den dicksten Regen hinaus und holen die gefüllten Töpfe herein, um sie dann von Neuem wieder hinzustellen.

Hätten sie Helme, wie die halbverdursteten Soldaten Alexander's in den sogdianischen Wüsten, sie würden auch diese noch zum Himmel aufhalten. Einem Südländer muß eine solche Regentraufscene in einem entlegenen Quartiere Bremens oder Hamburgs sehr komisch vorkommen. Uebrigens sammelt man in Aachen, Bremen u. s. w. das Regenwasser doch nur mehr zum Waschen oder zu anderen industriellen Zwecken, da man immer nebenher noch Quellen, Flüsse und Brunnen hat.

Hier in den Marschgegenden aber ist „de Backe" der Born, aus dem man Thee- und Kaffeekanne füllt, aus dem Bier gebraut wird, aus dem die Basis der Suppen, Saucen und mit einem Worte aller Getränke des Hauses besteht.

Doch verbreiten sich jetzt, wo das Wassertrinken überall mehr Mode wird, in allen Marschen sehr verschiedenartige Filtriranstalten. Meistens ist es ein einfacher Apparat, wobei das Wasser durch einen mit zerstoßenen Kohlen und grobem Sand gefüllten Trichter läuft. Es tröpfelt unten in ein Faß, vor dessen Hahn wieder ein kleiner Schwamm liegt. Man nennt ihn in jedem Hause schlechtweg „de Watermaschin." Die Kohlen durchdringen sich dabei bald ganz und gar

mit Schlamme und müssen zu Zeiten wieder ausgebrannt werden. Eine Wirthin in den Elbmarschen sagte mir, daß seit dem Auftreten dieser Wassermaschine ein harmloses Getränk sehr in Aufnahme gekommen sei, welches man sonst in den Marschen nicht gekannt habe, nämlich „das Zuckerwasser." Der dritte Gast verlange jetzt ein Glas Zuckerwasser, da er sonst, wie alle Uebrigen, nur Schnaps, Bier oder Punsch genossen hätte.

Der Garten, der das alte Schloß Hoyersworth umgiebt, ist nicht weniger eigenthümlich als das Haus selbst, und seine genauere Besichtigung interessirte mich im höchsten Grade. Obgleich er im Großen ganz eben so war, wie die kleineren Inselgärten, die ich oben beschrieben habe, so will ich ihn doch hier zu schildern versuchen, damit man wisse, wie ein Schloßgarten, der schon einige Prätensionen macht, in dieser baumarmen Gegend aussieht.

Der doppelte, sehr breite Graben umgab den ganzen Garten, wie das Schloß selbst. Die Erde war aus beiden Gräben zu einem Damm in der Mitte zwischen beiden aufgeworfen. Die größte Länge hatte der Garten gegen Westen, so daß er mit der schmalsten Seite gerade gegen Westen oder Nordwesten blickte, damit ihm die Nordwestwinde nicht viel anhaben konnten.

Der Damm war mit vielen Bäumen besetzt, die sehr dicht neben einander gepflanzt waren und einen geschlossenen Schutz bildeten für alles Gesträuch

und alle Blumen, die der Garten und sein Inneres hegen sollte.

Diese Bäume waren Pappeln, Eschen, Erlen und andere gute Schutz- oder sogenannte „Sturmbäume." Ganz im vordersten Gliede gegen Nordwesten stand eine Reihe von Bäumen, die so entblättert und zerzaust waren, daß ich ihre Gattung nicht erkennen konnte. Der Besitzer sagte mir, es seien dieß „Habeelen" oder „Abeelen", eine Art Pappeln, die hier zu Lande als Sturmbäume sehr beliebt wären. Sie hielten sich sehr fest und zäh gegen den Nordwesten und wüchsen selbst ohne Blätter noch fort.

Nicht bloß die Habeelen, sondern überhaupt der ganze Baumwall auf der Nordwestseite war vom Winde erstaunlich angegriffen und sah etwa aus, wie eine vom Feinde bombardirte Festungsmauer.

Ueberall ragten aus dem unteren dichten Buschwerk dürre Bäume oder einzelne kahle Aeste und Stämme hoch in die Luft empor. Alle hatten die Zweige von Westen nach Osten gekehrt und streckten sie wie lange Arme aus, als erflehten sie, wie die Mohammedaner, vom sonnigen Osten her Trost und Rettung. Erst in der hinteren östlichen Reihe waren alle Bäume gesund und ganz fröhlichen Wachsthums.

In dem Inneren des Gartens herumzugehen, regte mich sonderbar an. Alles war dunkel darin, wie in einer Waldwildniß. Die meist verblühten Blumen drängten sich an engen Gängen zwischen den Gebüschen hin. An Alleeen, perspectivische Aussichten

in's Freie, die einen Garten erst recht lieblich machen, indem sie ihn mit der großen Landschaft der freien Natur in Verbindung setzen, war natürlich gar nicht zu denken; denn jedes Loch muß hier wie in einem Festungsgraben verstopft werden, damit der Feind, der Wind, nicht eindringe.

Ueberhaupt sah es schon sehr herbstlich und schaurig in dem Garten aus, obgleich wir noch im Anfange Septembers waren. Die Weintrauben waren noch nicht reif, und man zweifelte, daß sie dieses Jahr reif werden würden. Ueberhaupt, muß ich sagen, war in diesem Jahre, 1845, in ganz Schleswig, Holstein und Jütland ein totaler Mißwachs des Weines in Aussicht gestellt. „Entsetzlich!" wird ein Pfälzer oder Rheingauer ausrufen, wenn er vergißt, was wir sagten, daß die Leute hier statt der Weinberge nur Heuberge haben.

Es klingt unglaublich und ist doch wahr, daß, ähnlich wie dieser Garten, in allen diesen Gegenden auch jeder Wald, der nicht von Natur durch einen gegen Nordwest vorliegenden Berg geschützt ist, behandelt werden muß. Bei jedem solchen Walde muß man vor allen Dingen eine tüchtige Einfassung von Schutzbäumen gegen Nordwest pflanzen, und erst hinter den Schutzbäumen kann man Eichen, Linden oder andere Bäume, die den Sturm nicht vertragen, anpflanzen. Es ist also eine Art von Eindeichung der Wälder gegen die Luftfluthen, wie die Inseln oder Halbinseln gegen die Wasserfluthen eingedeicht werden.

Haben die Windfluthen jenen Schutz erst völlig vernichtet, so brechen sie dann in den Wald ein und zerstören auch ihn gänzlich. Bei jedem schon seit langer Zeit existirenden Walde bildet sich ein solcher Schutz auch von selbst, indem die gegen Nordwest liegenden Bäume sich gewissermaßen an den Sturm gewöhnen. Sie gehen dort ganz oder halb ein und umzingeln so den Wald mit einem Kranze kränkelnder und mit dem Tode ringender Bäume. Dieser Kranz sieht zwar nicht schön aus, aber man hütet sich wohl, ihn wegzuhauen; denn der Wind würde sofort sich über die nächste Baumreihe hermachen und sie in eben denselben traurigen Zustand versetzen.

Man haut daher auch hier alle Wälder von Osten her aus. Thäte man es von Westen her, wo die alten Knorren die Hinterreihe vertheidigen, so würde der Sturm mehr Bäume fällen als die Axt, und man würde nichts als Dürrholz ernten. Selbst die Felder und Aecker in ganz Holstein und Schleswig müssen mit Dämmen eingehegt werden, die man „Knicken" nennt, und welche den überall so nöthigen und gesuchten Schutz gegen die Luftfluthen aus Nordwest gewähren. Diese Dämme sind wieder eine Art von Deichen, und die Aecker und Feldmarken bekommen dadurch das Ansehen von kleinen Kögen oder Poldern, und man sieht so, daß in Folge des Nordwestwindes ein Vertheidigungs- und Eindeichungssystem von den westlichen Marschen her durch dieses ganze Fluth- und Sturmland geht und nur unter verschiedenen Metamorphosen erscheint.

Ich habe oben die Halbinsel Eiderstedt mit der Halbinsel Nordholland verglichen, und ich glaube in der That, daß beide Striche viel Aehnlichkeit mit einander haben. Aber von einer so merkwürdigen Wirkung des Nordwest auf die Bäume habe ich in Nordholland nichts verspürt, diese stehen vielmehr dort alle ganz aufrecht, rund und vollständig da. Ich frage abermals, woher kommt es denn, daß der Wind nur hier so giftig und zerstörend wirkt.

Mein gütiger Freund, der Besitzer von Hoyersworth, führte mich am Abend auf die schönen Wiesen hinaus, die seinen Sitz so dicht umgeben, daß man zu jeder Tageszeit aus dem Fenster deutlich sehen kann, ob die Ochsen, die darauf gehen, gut und ordentlich fressen, und ob sie auch richtig verdauen. Allerdings begreife ich nun die Vortrefflichkeit des berühmten Hamburger Rindfleisches, das von hier kommt, da alle Operationen des Mästens und Fettwerdens so dicht unter den Augen der Besitzer vorgenommen werden.

Die Betrachtung der Wiesen, so wie der schönen glatten Thiere, die auf ihnen weideten, gewährte mir einen großen Genuß. Die Schweizer sagen, daß ihr Alpengras so dicht sei, daß, wenn man einen Stock hineinwürfe, man ihn nicht wiederfinden könne. Ganz dasselbe kann man von dem Grase hier sagen. Unsere besten Weiden im Inneren Deutschlands sehen dagegen mager aus, wie die schlechten durchsichtigen Seidenzeuche russischer Fabriken gegen die guten, dichten, festen, geschmeidigen der Franzosen.

Nur eines Schmuckes entbehren diese Marschwiesen

der blumigen, mannigfaltigen, duftenden Kräuter nämlich, welche unsere Bergwiesen zieren. Daher hat auch das Gras und Heu keine Spur von dem aromatischen Dufte, der unseren Wiesen eigen ist.

Dieses Marschgras ist schlichte Prosa, dicht, üppig, nahrhaft, so wie auch der treffliche Marschmensch, der Friese, Dithmarsche, Kedinger, Stedinger, Holländer oder wie er nur heißen mag, prosaisch und tüchtig ist.

Als ich diese Eiderstedter Weiden zum ersten Male sah, wollten sie mir gar nicht so vollkommen erscheinen, sie kamen mir vielmehr sehr rauh und unordentlich vor. Stellenweise sah ich sie kahl und stellenweise wieder mit einer Menge hoher Grashaufen untermischt, wie man wohl solche Haufen bei saueren, sumpfigen, schlechten oder von Maulwürfen zerarbeiteten Wiesen sieht.

Hier zeigte man mir, daß diese prätendirten Maulwurfshügel nichts weiter wären, als dichte Grashaufen, welche das Vieh nicht gefressen hatte.

Man sagte mir, daß die leckeren Eiderstedter Ochsen, von denen man auf jede Demath Landes immer nur einen halte, nur die beßten Gräser abfräßen; da, wo minder gutes Gras stände, weideten sie rund herum, wodurch dann so ein Schopf stehen bliebe. Man nennt hier diese stehengebliebenen Grashaufen „Pullen“ oder auch „Rauchwerk.“ Völlig abgegras'te Striche laufen dazwischen herum.

Die Ochsen fressen die obere Fläche der Weide hier ungefähr so aus, wie die Würmer das Holz. Im

Herbste kauft man wieder einige frische Ochsen aus Jütland an. Diese sind nicht so verwöhnt und machen sich dann hungrig über die „Pullen" her. Da, wo man das nicht thut, mäht man die Pullen, welche die Sommerochsen verschmähten, ab und verfüttert sie im Stalle.

Da, wo noch etwas dichtes Gras stand, konnte ich nicht umhin, mit dem Stocke darin zu rühren oder mit der Hand darüber hinzustreichen, wie man über dichten schönen Sammet hinstreicht, oder wie die, welche einen bewunderungswürdigen dichten Bart haben, sich gern durch den Bart fahren.

Uebrigens sind auch in Eiderstedt nicht alle Weiden gleich schön. Im Ganzen verbessert sich hier, wie überall in der Welt, die Weide mit den Jahren; die Gräser werden mit der Zeit immer feiner, dichter und nahrhafter. Es giebt hier Weiden, die 70, 80 und 100 Jahre alt sind, ja es soll fette Ländereien geben, die seit Anbeginn ihres Bestandes nur Gras erzeugt haben und bloß als Weide benutzt worden sind.

Eine Weide ist hier also ein Capital, von dem man jährlich Zinsen nimmt (das Gras, welches das Vieh frißt), und das sich außerdem trotz dieser Verzinsung noch in sich selbst vermehrt und verbessert. Eine 80jährige Weide ist besser als eine 50jährige, und eine 30jährige besser als eine 10jährige.

Von guten alten Weiden sprechen die Leute hier an der Nordsee mit eben solcher Hochachtung wie die Weinhändler am Rheine von guten alten Weinen, und zahlen doppelt

so hohe Preise für sie als für die jungen. Man sagt, daß über zwei Drittel des Landes Weide seien und kaum ein Drittel aus Pflugland bestehe. Ganz Eiderstedt ist also der Hauptsache nach eine fast ununterbrochene flache Graswiese von 6 Meilen Größe, wie sie in solcher Ausdehnung und Güte nur selten in der Welt wieder vorkommen mag.

Mein werther Freund sagte mir, er sei jetzt alt und habe daher gar kein Ackerland mehr, sondern Alles schon seit einiger Zeit nur als Weide benutzt. Dieß ist natürlich die bequemste Art der Benutzung. Man kauft im Frühling bloß Ochsen ein, läßt sie so ziemlich von selbst fett werden und verkauft sie wieder im Herbste.

Das Gras wächst von selbst zu, auch ohne Kalkanstäuben, ohne Poudrette und ohne Bespritzung mit Jauche. Wer hier alt, reich und gemächlich ist, hat daher auch meistens nur Weideland. Nur der Junge und Arme pflügt und ackert, der Letztere insbesondere, weil er kein Capital hat, um sich theuere alte Weiden zum Fettmachen des Rindviehes anzukaufen, und weil er auch, um Weib und Kind zu ernähren, nicht warten kann, bis seine Weiden durch das Alter sich verbessern. Mit dem Pfluge ist er eines rascheren Gewinnes sicher.

Die Fettweiden und die Viehmästung oder, wie man hier sagt, „die Fettgräsung" sind also hauptsächlich ein Gegenstand speculirender Capitalisten. Daher sind auch, wie man mir sagte, namentlich in neuerer Zeit viele Capitalien in's Land geflossen, um Weide zu kaufen

und Ochsen zu mästen. Selbst reiche Bürger in den entfernten Städten Schleswigs, Flensburg u. s. w. betreiben zuweilen diese Speculation. Die Sache erfordert nicht viel Aufsicht, und sie kommen daher oft nicht einmal selbst in's Land, sondern schicken nur ihre Aufseher, die Alles für sie hier abmachen.

Ja nicht selten haben selbst ganz kleine Capitalisten aus den Städten, von dem großen Rufe der Marschen, wo viel Gewinn zu machen sei, hervorgelockt, sich hier ein paar Ochsen und ein paar Weiden gekauft und dann darauf losgemästet, in der Hoffnung, ihre kleinen Ersparnisse bald zu verdoppeln. Alle Dinge in der Welt kommen aber zuweilen in die Mode und werden eine Sucht oder ein Weltspiel, zu dem Alle herbeiströmen.

Man hat die Tulpen-Speculationswuth, den Eisenbahnactienschwindel in anderen Ländern gehabt, und so haben wir denn hier den Viehmast- und Fettgräsungschwindel.

Ich gedachte hierbei der Capitalisten und Kaufleute von Odessa, die ihre Capitalien ebenfalls oft auf 100 Meilen weit entlegenen Steppenweiden in Viehheerden stecken.

Die freien Marschbauern haben von jeher Ochsen fett machen dürfen. Sonst durfte im übrigen Dänemark bloß der Adel sich mit dem Fettmachen und Mästen der Ochsen befassen. Erst 1788 wurde ihm dieses Privilegium, das, wenn ich nicht irre, aus dem 16ten Jahrhundert stammt, genommen. Es erinnert

dieß an die Privilegien der schafzüchtenden Granden Spaniens.

So viel ich bemerkt habe, ist man hier der Ansicht, daß die Ochsenmästung und der Viehhandel in neuerer Zeit immer mehr gewonnen haben und noch immer im Wachsen begriffen sind, und daß die Weide des Landes noch immer sich ausdehnt.

Man könnte viele Umstände anführen, welche dieß sehr glaublich machen. Daher hat sich auch, wie sich schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts her nachweisen läßt, die Bevölkerung dieses Ländchens immer mehr vermindert und ist noch jetzt in der Verminderung begriffen, während doch sonst die Bevölkerung in den Herzogthümern wie in allen Ländern steigt.

Ich habe eine Liste der Einwohner des Landes von 1765—1794 vor mir, aus der eine ganz regelmäßig fortschreitende Abnahme hervorgeht. Es ist dieß ganz natürlich, denn überall in der Welt, wo die Viehzucht sich auf Kosten des Ackerbaues ausbreitet, nehmen die Menschen an Zahl ab.

Man hat nur halb so viele Menschen zur Bestellung der Weiden und dessen, was damit zusammenhängt, nöthig, als zur Bestellung des Ackerbaues. Auch der Umstand mag in derselben Richtung wirken, daß, wie man mir sagte, die Capitalien und der Grundbesitz in eine immer geringere Anzahl von Händen geriethen, und daß die kleinerern Besitzer neben den großen mehr und mehr verschwinden. Das Vieh, welches in

den Marschen selbst erzeugt wird, hält man zum Fettgräsen nicht für so gut, als das Vieh aus Jütland, das ohnedieß auch billiger und in größerer Quantität zu haben ist.

Es ist daher der so wichtige Handelszweig, der Viehhandel Jütlands mit den Marschländern, in Gang gekommen. Die meisten Ochsen werden in dem schönen weidenreichen östlichen Theile Jütlands erzeugt; im westlichen, sandigen und heidigen Jütland sind die Weiden zu mager. Von Jütland gehen die Ochsen auf der großen östlichen Handelsstraße des Landes nach dem Süden hinunter, meistens von jütischen Ochsentreibern geführt, zuweilen aber auch von Zwischenhändlern oder Marschbewohnern selbst herabgeholt.

Jütland verhält sich zu den Herzogthümern Schleswig und Holstein ganz wie Irland zu England. Es liefert die rohen Producte und erwartet von daher die baaren Capitalien, die seinem Mangel abhelfen sollen.

Das tüchtige große, aber magere Vieh aus Jütland sammelt sich im Frühjahre besonders in Husum an, wo ein großer Markt, auf dem wohl 10,000 Stück Vieh verkauft werden, abgehalten wird. Man nennt diesen Markt einen „Magermarkt", weil er nur das noch zu mästende Vieh liefert, und unterscheidet dagegen die „Fettmärkte" im Herbste, von denen der bedeutendste am Ende October in Itzehoe stattfindet, wo ungefähr eben so viele Rinder gekauft werden.

Außerdem aber sind in Hamburg noch beständig, Jahr aus, Jahr ein, allwöchentlich Fettmärkte, und

viele Fettgräser in den Marschen schicken ihr Vieh direct nach Hamburg oder vielmehr an einen Unterhändler in Altona, der es dann für ihre Rechnung in Hamburg verkauft. Es ist schwierig, zu sagen, wie viel fettes Vieh die Marschen im Ganzen ins Ausland führen mögen. Man giebt in den Statistiken die Rinderheerden, welche in einem ununterbrochenen Marsche aus den Herzogthümern Schleswig und Holstein jährlich zu den Schlachtbänken des Auslandes wandern, auf 40,000 Stück (Ochsen, Schafe, Kälber) an. Das Meiste davon kommt aus den Marschen und geht nach Hamburg.

Es ist schon eine Eisenbahn in Arbeit genommen, welche direct auf die nördlichen Marschländer hinzielt, nämlich die Zweigbahn über Glückstadt die Elbe hinab durch Dithmarschen bis an die Mündung der Eider. Man hofft von dieser Eisenbahn ein noch größeres Aufblühen des Viehhandels. Die mageren Ochsen aus Jütland können freilich zu Fuß den langen Weg machen, weil sie nichts als Knochen und Haut zu tragen haben, aber den fetten aus den Marschen möchte man die Reise gern etwas erleichtern.

Wenn das Eisenbahnnetz, welches sich jetzt von Berlin nach Hamburg heranzieht, fertig sein wird, dann drohen die Branntweinfabrikanten von Preußen mit ihren Ochsen, die sie auf eine billige Weise in ihren Brennereien fett machen, den Markt von Hamburg zu überschwemmen. Es sind daselbst schon viele von diesen billigen preußischen Thieren angelangt. Den Marschleuten war anfangs ein Wenig bange vor ihnen; seitdem sie sie

aber genauer angesehen haben, ist diese Furcht verschwunden. Das Fleisch der preußischen Ochsen kommt nicht im Entferntesten dem der feinen Marschwaare gleich, und die Eiderstedter Fettgräser glauben, auf jener Eisenbahn mit den Berliner Branntweinbrennern einen vortheilhaften Krieg führen zu können.

Man ist in Hamburg und der Umgegend zu sehr an das gute Marschvieh gewöhnt, und wenn die Berliner es erst einmal schmecken werden, so werden sie sich auch bequemen, Etwas mehr dafür zu bezahlen, und ihre eigenen Ochsen ohne Bedauern vom Markte verschwinden sehen.

Einen Theil seines Viehes sendet das ochsenreiche Jütland auch den dänischen Inseln zu, doch begegnen diesen Sendungen hier andere Ochsentrupps, die beständig aus Schweden über Helsingör nach Seeland und den dänischen Inseln einwandern.

Ganz ähnliche Viehwanderungen wie auf der cimbrischen Halbinsel finden in Schottland statt. Auch dort bewegen sich aus dem wilden viehreichen Norden, aus den Heidegegenden der Hochländer, die mageren Viehheerden zu den besseren Triften des Südens heran, um dort für den Markt von London gemästet zu werden.

Ueberhaupt sind alle Rinderzüge in ganz Europa aus den völkerarmen nach den völkerreichen Gegenden gerichtet. Aus Südostrußland wandern die Heerden nach Nordwestrußland, aus Rußland, Polen und Ungarn nach Deutschland, aus Deutschland nach

Frankreich und Italien. Aus Schweden gehen sie nach Dänemark, aus Dänemark, und namentlich aus Jütland, nach Holstein, aus Holstein nach dem Süden, aus Schottland und Irland nach England.

Im Grunde sind London und Paris die wahren Centralpuncte des ganzen Viehhandels in Europa, und man kann in Wahrheit sagen, daß alle wandernden Ochsen Europas mit den Köpfen gegen diese beiden Städte gerichtet sind.

Mich wundert, daß noch kein Kundiger sich die Mühe gegeben hat, alle die in Europa stattfindenden Viehwanderungen auf einer Karte zu verzeichnen, auf der man die ganze Verzweigung dieses interessanten Handels durch unseren ganzen Welttheil hin erkennen könnte. Ueberhaupt, was bleibt den Kartenzeichnern, Geographen und Historikern nicht noch Alles zu thun übrig! Warum haben wir noch keinen Handelsatlas von Europa, wie wir schon lange physikalische, politische, ethnographische, historische Atlanten haben? Wie interessant und lehrreich könnte nicht ein solcher Atlas werden, auf dem man die großen und kleinen Handelswege und ihre Verzweigungen und die ganze Bewegung des Handels eben so deutlich erkennen könnte, wie man den Ablauf und die Bewegung des Wassers auf unseren Strom-, Fluß- und Quellenkarten erkennt.

Man könnte zur Darstellung dieses Bildes ganz die Art der Zeichnung und Schattirung wählen, wie bei der Darstellung der Wasservertheilung. Man müßte eine

allgemeine Uebersichtskarte der großen Handelsbewegung machen und dann noch für jede Waare eine eigene Karte, z. B. eine für den Holzhandel, eine für den Kaffeehandel, eine für den Tabackshandel u. s. w. Da müßten denn diejenigen Plätze, wo diese Waren vom Auslande her am meisten zusammenströmen und von wo aus sie in's Land vertheilt werden, an die dicksten und breitesten Stämme der Handelswege verlegt werden, und durch eine von einem solchen Platze ausgehende Verzweigung und Abschmälerung der Linie wäre sodann zu zeigen, wie und wohin diese oder jene Waare sich in's Land vertheilt.

Bei einer Waare, die wir ausführen, müßten eben so die Puncte, wo sie producirt wird, bezeichnet und dann durch kleine zusammenlaufende Strichelchen oder Quellen angedeutet werden, wie und auf welche Weise sie sich auf einem großen Markte zur Ausfuhr concentrirt. Heinrich IV. soll gesagt haben, er wolle nicht eher ruhen, als bis jeder Bauer sein Huhn im Topfe habe. Wäre ich ein Handelsminister, so wollte ich nicht eher ruhen, als bis jeder Kaufmann einen solchen übersichtlichen Handelsatlas von Europa in der Tasche hätte.

Wäre die Sache zu schwierig für unseren ganzen Welttheil, warum unternimmt man dann nicht wenigstens schon Versuche zu solchen Handelskarten für einzelne Länder oder Provinzen? Sind wir mit Ansammlung unserer statistischen Materialien nicht weit genug vorgeschritten, so sehen wenig-

stens die, welche sich so oft darüber beschweren, daß schon fast Alles durchforscht sei, wie viel uns noch überall zu thun übrig bleibt.

Als meine Phantasie beim Anblick der schwerfälligen jütischen Ochsen sich über ihre Rücken hinaus in so weit aussehende Speculationen verlor, saß ich längst wieder auf meinem Körwagen und hatte bereits von Hoyersworth und seinem freundlichen Besitzer Abschied genommen.

Tönning.

Es wurde Abend, und ich näherte mich der Hauptstadt dieser Marschen und der Mündungs-Capitale der Eider, der Stadt Tönning, deren Thurm ich schon deutlich erkannte. Hätte mein Kutscher mir nicht mehre Male bestimmt versichert, daß wir uns ihr näherten, so hätte ich es nicht geglaubt. Denn unser Weg lief so im Zickzack hin und her, daß wir den besagten Thurm bald rechts, bald links vor uns hatten; bald tanzte er den Pferden gerade über dem Kopfe, bald mußten wir uns den Nackenwirbel wund drehen, um ihn im Angesichte zu behalten. Kurz es sah gerade so aus, als ob wir und der Thurm zusammen eine Menuet aufführten, bei welchem Tanze der Tänzer und die Tänzerin auch erst eine Menge Kreuz- und Quersprünge und Links- und Rechtsknixe zu machen pflegen, ehe sie einander die Hand geben.

Ich wußte eigentlich nicht, woher es kommt, daß in diesem ebenen Lande, welches so flach wie der Tisch ist, und wo die Wege gerade auslaufen sollten wie eine

Schnur, sich ein solches Zickzack ausgebildet hat. Ich bildete mir ein, es möge von der Kostbarkeit des Landes kommen. Die Leute wollen zu einer großen Landstraße — eine solche giebt es in Eiderstedt nicht — nichts hergeben, und Der, welcher die Welt bereist, muß daher eben so wie der Bauer, der von Hof zu Hof fährt, die kleinen localen Nebenwege, die einen Hof mit dem anderen verbinden, zu seiner Weltfahrt benutzen. Nun läuft man auf den einen Heuberg zu, dann wieder nach dem nächst gelegenen, und so lavirend im Zickzack fort. Die Eiderstedter kleben an ihrem fetten Marschboden wie Pech, und kein Mensch hat diese Republicaner zum allgemeinen Beßten zu expropriiren vermocht.

Dieß Alles, sage ich, bildete ich mir nur so ein, um mir die vielen Umstände, die ich mit dem Tönninger Thurme machen mußte, zu erklären. Ich weiß aber nicht, ob ich Recht hatte.

Tönning ist, so viel ich weiß, die einzige Stadt weit und breit, welche so recht mitten in der Marsch liegt. Ihre Häuser sind daher auch fast durchgängig auf Pfählen erbaut, selbst der große schöne Thurm der Stadt steht auf einem Roste von großen Baumstämmen.

Ich fand in Tönning selbst weiter nichts Besonderes, als einen trefflichen Freund, der sich meiner gütig annahm und mit dem ich einen sehr angenehmen Abend verbrachte. Und freilich ist dieß immer das Beßte, was ein Mensch, und namentlich ein Reisender finden kann. Museeen und Kunstschätze, Gemäldegalerieen, Naturaliensammlungen giebt es in solchen

Marschcapitalen nicht viel, denn die Natur steht in den Marschen höher als Industrie und Kunst.

Auch der Alterthümer können sich in ihnen nicht viel anhäufen, weil diese Marschen, als verhältnißmäßig junges Land, meistens nur wenig davon haben, und weil auch der sumpfige lose Marschboden den Menschen wenig Gelegenheit giebt, etwas Dauerhaftes und Festes zu Stande zu bringen.

Die Portraits schöner Weiber, wohlhäbiger und tüchtiger Männer, die ein Maler verfertigt haben könnte, muß man hier in den Originalen selbst auf den einzelnen Bauerhöfen aufsuchen, und die Figuren der Pferde und Ochsen, die anderswo ein fleißig meißelnder, schabender und feilender Bildhauer ausgearbeitet haben könnte, sind hier von der pflegenden Hand des Landmannes im Laufe der Jahrhunderte durch Erziehung so zierlich ausgearbeitet, daß man sie, namentlich die Figuren des Eiderstedtischen Rindviehs, ihrer Zierlichkeit, ihres Knochenbaus, ihres Hörnerwuchses, ihrer Kopfbildung, ihrer Hautglätte rc. wegen im höchsten Grade lobt. Doch sind die Weiden und Ställe, die Cabinete, in denen man sie findet, wie ich oben zeigte, in zahlreicheren Exemplaren vorhanden als in irgend einem Kunstmuseum.

Kurz also, wir setzten uns am folgenden Tage wieder auf einen Körwagen und fuhren ins Freie hinaus, um noch mehr von jenen Originalen zu sehen. Ich hatte noch mehre Wünsche auf dem Herzen. Vor Allem wollte ich gern noch einige Deicharbeiten sehen, welche natürlich die vornehmsten Kunst-

producte des Landes sind. Dann wollte ich gern noch ein paar Eiderstedtische Heuberge besichtigen, denn man muß von jeder Sache, um einen einigermaßen richtigen Begriff von ihr zu bekommen, mehre Exemplare sehen und diese mit einander vergleichen; ferner wollte ich noch einige Familien-Interieurs und Eiderstedtische Landbewohner-Physiognomieen betrachten, um die kleine Galerie, welche ich mir davon in meinem Gedächtnisse bereits aufzustellen angefangen hatte, zu vervollständigen, und endlich wünschte ich noch Etwas von einigen ganz besonderen Ackerwirthschaftsproceduren zu erfahren — und wir machten danach unseren Reiseplan.

Zuerst ging es den Eiderdeich entlang zu einem der Schleusenwerke, welche das süße Wasser in die See entlassen. Wir hatten sie bald erreicht, und ich fuhr mit einem Schiffe, das eben aus dem Binnenlande in die See hinaus entlassen wurde, durch die Schleuse hindurch.

Solche Schleusenwerke, mit denen alle eingedeichten Länder bis nach Holland und Flamland hin versehen sind, müssen für einen Binnenland-, Berg- und Geestbewohner, der sie nie zu sehen Gelegenheit hatte, und der sich in seinem sächsischen Erzgebirgsstädtchen den Kopf darüber zerbricht, wie es wohl in den Ländern an der Nordsee aussehen möge, das Curioseste von der Welt sein.

Ich will daher versuchen, sie ihm zu schildern. Ich erinnere mich, daß einer dieser Bergbewohner mir einmal sagte, er begreife gar nicht, warum man denn

soviel Wesens von den holländischen und friesischen Deichen machte, als wenn es eine so große Kunst wäre, einen Damm von Erde aufzuführen. Wäre das Wasser irgendwo höher als das Land, nun so könne man ja die Erde hoch aufschaufeln, festschlagen und damit Punctum. Dann würde das Wasser wohl jenseits bleiben. Er begreife nicht, wie man sich bei einer so einfachen Arbeit den Kopf zerbrechen und wie man behaupten könnte, daß gar große und tiefe mathematische und physikalische Kenntniß, Umsicht, Klugheit, Genie, und der Himmel weiß, was Alles für Gottesgaben dazu nöthig sein sollten.

Nun natürlich, so redet jeder Unvorsichtige, der eine Sache nicht versteht. Auf diese Weise könnte man auch z. B. von der Kunst des Artilleristen sagen: Was ist denn diese vielgelobte Artilleriekunst am Ende weiter, als daß man richtig trockenes Pulver in die Kanonen zu stecken weiß, die Kugel nicht vergißt, ihren Lauf nicht auf den Freund, sondern auf den Feind richtet und diesen todt schießt.

Daß es ein sehr künstliches Ding ist, eine Spinnrad zu drechseln, das sieht Jeder leicht ein; denn man erkennt auf den ersten Blick die Mannigfaltigkeit der Theile und die Kunst ihrer Zusammensetzung. Daß aber ein Deichbau fast noch schwieriger ist, sieht nur das einigermaßen eingeweihte Auge, welches zu beurtheilen versteht, wie viele Hundert Umstände berücksichtigt, wie viele bunte Berechnungen gemacht werden müssen, ehe man nur weiß, daß der Deich hier 3 Fuß höher als dort, daß er hier

unter einem 1¼ Grad spitzeren Winkel geböscht sein muß als dort.

Auch zeigt der Deich auf der Oberfläche nichts als einen Grasdamm, und die mancherlei Vor-, Unter- und Hinterwerke, mit denen er im Boden wurzelt, sind dem Blicke größtentheils unter dem Wasser oder unter der Erde verborgen. Aber den, der das Nachdenken liebt, reizt die Betrachtung des Deichbaues eben dieser äußeren Unscheinbarkeit und der inneren Künstlichkeit wegen nur um so mehr.

Um die Ideen der Bergbewohner, unter denen ich jetzt mich befinde, in Etwas zu berichtigen, will ich hier nur einmal beispielsweise eine Schleuse, ihren Zweck und ihre Construction deutlich zu schildern versuchen, und sie werden es dann begreiflich finden, wie der Mensch nur erst im Laufe der Jahrhunderte zu richtigen Ansichten über den Deichbau gelangen konnte.

Ich bemerke dabei, daß ich zwar nur eine kleine Eiderstedtische Schleuse beschreibe, daß ich aber auch die großen Riesenwerke dieser Art in Holland, die ganz dieselbe Construction haben, gesehen habe.

Steige also mit mir, lieber deutscher Binnenbewohner, zunächst in jene Schleuse hinab. Kommen wir wieder daraus hervor, so wollen wir dann einen Blick auf das Ganze werfen. Die Operation in dem ganzen Organismus eines Landes kann nur der begreifen, der sich die Einzelnheiten genauer angesehen hat.

Der Zweck aller Schleusen, mit denen man die Deiche an unzähligen Stellen unterminirt hat, ist ein doppelter,

nämlich erstlich dem süßen Quell- und Regengewasser aus dem Lande einen Abfluß, und zweitens den Schiffen einen Ausweg zu verschaffen.

Der Deich selbst schützt zwar wie ein Festungswerk gegen außen, ohne die Schleusen aber würde er wie eine Stadtmauer ohne Thore sein. Die Bäche und die Binnenflüsse würden hinter ihm aufstauen, um das vor dem Salzwasser geschützte Land in einen Süßwassersee zu verwandeln, und außerdem würde man die Wohlthaten des Meeres, vor dessen Feindseligkeiten man sich schützen wollte, entbehren, indem man den Handelsschiffen jeden Ausweg vermauerte. Man mußte daher für diese beiden Zwecke die Deiche wieder durchbohren und Thore und Pforten in ihnen anlegen.

Wie indeß bei den belagerten Städten immer die Hauptkämpfe bei den Thoren stattzufinden pflegen, und wie daher die Schützung und Vertheidigung dieser Thore den Ingenieuren und Soldaten immer die meiste Mühe macht, so ist dieß aus sehr natürlichen Gründen auch bei den Deichschleusen der Fall. Die hohen Seegewässer drängen hier, da sie sonst überall von den Deichen zurückgewiesen werden, um so heftiger an, und es war daher die bloße Durchbohrung des Deiches nicht hinreichend. Es mußte vielmehr auf ein Mittel gedacht werden, das Loch wieder, wenn es nöthig wäre, willkürlich zu verschließen, und es entstanden daraus die verschiedenen starken Schleusenthore, welche man beliebig öffnen und schließen kann.

Um nun zu seinem Zwecke zu gelangen, hat man

vor allen Dingen alle Binnengewässer canalisirt; das heißt, man hat sie in eine Menge von Gräben gesammelt, um sie ganz in seine Gewalt zu bekommen und sie dahin zu leiten, wohin man sie haben will. Ließe man die Gewässer in ihrem natürlichen Bette, welche sie sich selbst graben, so wild hinströmen, so würden sie die Deiche von hinten in Gefahr setzen und sie bald hier, bald da zu durchbrechen streben.

Man sieht daher, daß die Canalisirung aller Gewässer in Holland, in Eiderstedt und überhaupt in allen Marschgegenden eine ganz natürliche Folge der Bedeichung der Länder war. Wie viele Jahrhunderte mußten nicht darüber vergehen, ehe die Canalisirung so großer Landstriche zu Stande kam, ehe jeder Fluß ein Canal geworden, ehe für jede kleine Regenrinne ein Graben geschaffen war.

Mit jeder Schleuse steht also ein kleines System von Gräben in Verbindung, welches die Gewässer von einem gewissen Landdistricte ihr zuführt. Der Regen und die Quellen rinnen in den zahllosen kleinen Gräben fort, welche hier überall die Felder durchschneiden. Die kleinen Gräben münden in größere, und diese fließen endlich in einen breiten Canal zusammen, der nun vor der Schleuse ankommt.

Diese Schleuse ist ganz nach Art der Wasserstollen in unseren Bergwerken gebaut, etwa 200 bis 400 Fuß lang, je nach der Breite des unten durchbohrten Seedeiches. Es ist natürlich, daß die Größe und Weite eines solchen Stollens sich nach der Größe des auf ihn ange-

wiesenen Wassergebietes und der Quantität der abfließenden Wassermasse richten muß. Ist diese sehr bedeutend, so muß derselbe sehr weit und groß sein; ist sie gering, so reicht ein enger Stollen hin.

Der Stollen darf aber weder zu eng, noch zu weit sein, — zu eng nicht, weil die süßen Wasser dann nicht bequem abfließen könnten und sich oft vor der Mündung aufstauen würden, — zu weit nicht, erstlich, weil sonst die Kosten des Schleusenbaues, die ohnedieß schon groß sind, sich noch vermehren würden, und zweitens, weil dann den Seewellen ein zu weites Thor geöffnet werden würde.

Man begreift, daß es einer großen Menge von Erfahrungen und Berechnungen bedarf, bis man die rechte Quantität und Größe gefunden hat, um weder das Maximum, noch das Minimum zu überschreiten. Wie viel Wasser nun heute oder morgen herzufließt, könnte man wohl leicht wissen; aber man muß auch wissen, wie viel morgen und übermorgen bei nasser Witterung herzufließt, und wie viel unter ganz besonderen Umständen, bei lange dauerndem Regen, ausnahmsweise herzufließen könnte. Man muß zwischen allen Möglichkeiten die rechte Durchschnittszahl ausfindig machen.

Findet das süße Wasser nun die Schleuse offen und das Meer jenseits derselben in seinem niedrigen Bette, so ist weiter nichts zu erinnern. Es fließt ruhig durch die Schleuse ab und ins Meer hinaus.

Allein so ist es nur zweimal am Tage, zur Zeit der niedrigsten Ebbe. Zweimal aber wiederum steigt in Folge der täglichen Fluth das Wasser aus dem

Meere empor, dringt dicht vor den Damm heran und würde in die Schleuse, wenn man sie offen ließe, hineinströmen und, gegen das Süßwasser fließend, dasselbe aufstauen und eine Ueberschwemmung verursachen.

Man hat daher an dem äußeren Eingange des Stollens nach dem Meere zu Thorflügel angebracht, welche sich in dem Moment schießen, in welchem die Fluth mit dem Wasser des Canals zu gleicher Höhe gestiegen ist, und in welchem also kein süßes Wasser mehr hinausströmen kann, vielmehr das salzige Wasser landeinwärts zu fließen beginnt.

Diese Schleusenflügel, die aus mächtigen Eichenbalken mit starkem Eisenbeschlag zusammengesetzt sind und „Fluththüren" heißen, sind so eingerichtet, daß sie sich bloß nach außen öffnen. Werden sie nach innen zugedrückt, so klemmen sie sich gegen einander und verschließen den Eingang so fest, daß kein Tropfen hindurch kann. Dieß wird dadurch bewirkt, daß die beiden Thüren, wenn sie geschlossen sind, nicht in einer und derselben Ebene, sondern unter einem stumpfen Winkel zusammenfallen. Ist nun Ebbezeit, so stößt das süße Wasser, welches ausströmen will, die Thüren von selbst auf und fließt ungehindert hinaus. Kommt aber die Fluth und tritt jener bezeichnete Moment ein, wo dieselbe über das Süßwasser hinwegwill, so hört der Druck des letzteren gegen das Thor auf, die Fluth strömt hinter sie, faßt sie und schlägt sie zu. Das Meer schwillt drohend vor der Thüre auf, aber je höher es steigt desto fester drückt es sie zusammen und versperrt sich selbst den Eingang.

Wir waren so glücklich, den Moment des Wasserwechsels zu treffen, und bemerkten genau, wie die Fluth dieß zu Stande bringt. Die Thüren werden, wenn diese sich mit dem Wasser im Canal in gleiches Niveau zu setzen beginnt, erst ganz langsam bewegt. Dann aber geht es schneller, und ist das Wasser nur einen Zoll höher, so ist der Druck der ganzen Masse gegen die Thür so außerordentlich, daß sie mit einer solchen Vehemenz einschnappt, wie ein englisches Federmesser. Als ich dieß mit ansah, war noch eben ein Seeschiff die Schleuse einwärts passirt.

Ein kleines Boot mit einem einzelnen Manne fuhr dahinter her und kam mitten in der Schleuse ins Gedränge, da es vorn, ich weiß nicht welchen, Aufenthalt gab. Die Schleusen fingen schon an zuzuschnappen, als der Mann noch eben zur rechten Zeit sich und sein Boot aus der Enge rettete, wie die Argonauten ihre Argo. Die Leute sagten mir, hätte er noch ein wenig gezaudert, so würden die Schleusen ihn mit sammt seinem Boote zertrümmert haben.

Die Fluththüren sind, wie gesagt, so stark gemacht, daß sie den Druck des Meeres gegen sie ebenso gut auszuhalten im Stande sind, wie die Deiche. Allein es tobt bei mächtigen Stürmen manchmal außerordentlich vor ihnen, und besonders im Winter, wenn die Brandungen Eisschollen gegen sie aufschleudern, ist Gefahr vorhanden. Sie können sogar einbrechen oder weggerissen werden. Man hat daher etwa 20 Schritt hinter ihnen noch zwei Thüren, die sogenannten „Noththüren," angelegt, welche aber nicht alle von 6

zu 6 Stunden die beschriebenen Operationen des Oeffnens und Schließens mitmachen, sondern für gewöhnlich offen stehen und an den Seitenwänden festgehakt sind.

Nur bei außerordentlichen Stürmen, oder wenn an den äußeren Thüren etwas zu repariren ist, fährt der Schleusenwächter mit einem Boote in den Stollen hinein und verschließt auch noch diese Noththüren.

Ein Durchbruch der Fluththüren könnte die schlimmsten Folgen haben. Denn bei dem plötzlichen Einstürzen des Meeres, das wie ein Wasserfall durch den Stollen fahren würde, könnte nicht nur das Land überschwemmt, sondern auch das ganze Schleusenwerk selbst und ein Theil des Deiches weggerissen werden.

Man wird sich hieraus erklären können, was es auf sich hat, wenn es zuweilen in einer Zeitungsnachricht heißt, hier oder dort in Holland sei eine Schleuse gebrochen und viel Unglück daraus entstanden. Auch wird man sich ebenso erklären können, auf welche Weise die Bataver, die Holländer (noch in neuester Zeit beim Einrücken der Franzosen), die Dithmarschen und andere heldenmüthige Marschvölker es angefangen haben, ihr ganzes Land unter Wasser zu setzen, um sich gegen einen Feind des Vaterlandes zu vertheidigen.

Wenn an den Küsten dieses Landes lange dauernde Nordwestwinde wehen, so daß das Seewasser in Folge derselben lange sehr hoch vor den äußeren Schleusenthoren steht, und diese sich nie öffnen, um das Binnenwasser abzulassen, so entsteht von innen her eine andere Art von Wassersnoth. Die canalisirten Flüsse

und die Gräben laufen alle voll, besonders wenn eine lange Regenzeit dazu tritt, und überschwemmen austretend am Ende das ganze Land, das, wie man sich auszudrücken pflegt, sein Süßwasser nicht „lösen" kann.

Dieß war namentlich, als ich hier war, mit einigen nördlichen Marschdistricten der Fall. Die armen Leute konnten ihr Wasser nicht lösen, und es erschallten daher, wie aus belagerten Städten, jämmerliche Klagen aus ihren Kögen, wo Alles verfaulte oder im Wasser ersoff.

Soweit also, hoffe ich, hat man mich verstanden und wohl eingesehen, was der Stollen, was die Fluththüren, was die Noththüren zu verrichten haben. In den meisten Fällen hat es hierbei nun auch der Hauptsache nach sein Bewenden. Da man aber das überflüssige Süßwasser nicht nur abfließen zu lassen, sondern auch das dem Binnenlande durchaus nöthige zu conserviren wünscht, so hat man zuweilen auch noch an dem inneren Ende des Stollens ähnliche Thüren, wie sie nach außen führen; man nennt sie „Ebbethüren," weil sie sich zur Zeit der Ebbe schließen und dann das Binnenwasser zurückhalten.

Zuweilen nämlich liegt das Binnenland so hoch, daß das Süßwasser sehr schnell völlig ausfließen würde, besonders wenn ein anhaltender Ostwind das Meerwasser mehre Tage lang von der Schleuse fern gehalten hat, und die Fluthschleuse also nie zum Schließen gekommen ist.

Wollte man dann das Süßwasser immer ungehindert abfließen lassen, so würden bald alle Gräben, alle Canäle austrocknen, keine Binnenschifffahrt mehr möglich

sein, und auch dem Vieh, das aus den Gräben säuft, das Trinkwasser entzogen werden. Dieß zu verhüten, ist der Zweck der Ebbethüren, die sich unter einem stumpfen Winkel auf ähnliche Weise nach innen schließen, wie die Fluththüren nach außen.

Diese Ebbethüren nun werden zur Ebbezeit, wenn die Fluththüren bei der rückstoßenden Ebbe sich öffnen, von dem nachströmenden Canalwasser geschlossen, sowie sie umgekehrt bei ansteigender Fluth und beim Schlusse der Fluththüren sich von selbst öffnen. Wären diese Ebbethüren ganz so eingerichtet, wie die Fluththüren, d. h. wären sie ganz bis oben hin dicht, so würde zu keiner Zeit Süßwasser ausfließen können, außer dem wenigen, welches sich kurz vor dem Thorschluß bei eintretender Ebbe in den Stollen der Schleuse begäbe, eben so wie zu keiner Zeit Meerwasser einfließen kann, als höchstens das wenige, welches kurz vor dem Thorschluß bei eintretender Fluth in den Stollen dringt.

Dieß würde aber dem Zwecke nicht entsprechen, und die Ebbethüren sind daher nur so weit hinauf ganz dicht, als man das Binnenwasser aufzustauen und zu conserviren wünscht. Ueber dieser Linie des normalen Niveaus der Binnengewässer hat man daher große viereckige Löcher, durch welche das überflüssige Süßwasser zur Zeit der Ebbe beständig abfließt. Sie stellen also oberhalb des Wassers eigentlich nicht sowohl fest vermachte Thüren, als vielmehr nur große Thürrahmen vor.

Da, wo das Land, wie dieß sehr häufig der Fall

ist, niedriger liegt, sind, wie Jeder leicht einsieht, keine Ebbethüren nöthig. Denn da das Süßwasser in diesem Fall nur, wenn es sehr hoch steht, abfließen kann, so kann hier der Fall, daß zuviel davon wegläuft, nie eintreten.

Das Seewasser sowohl, als das Süßwasser führen immer eine Menge Schlamm und Sand mit sich, der sich gern in dem Stollen ansetzt; weil nämlich die Fluth sowohl als das Canalwasser bei der beschriebenen Operation sehr leise und allmälig einströmen, so sind sie nicht im Stande, diesen Schmuz, den sie absetzen, selbst wieder auszuspülen und die Schleuse zu reinigen. Man läßt zu diesem Zweck, um die Schleusen auszuspülen, zuweilen einen plötzlichen Strom durch den Stollen fahren und hat dazu noch ein viertes Thor in demselben und zwar ein Aufziehthor, welches „Schott“ genannt wird und zwischen zwei Pfeilern in Falzen läuft. Hinter diesem Thore läßt man das Süßwasser sich einige Zeit lang während der Ebbe aufstauen, zieht dann das Schott plötzlich auf und läßt einen tüchtigen und kurzen Strom reinigend durch den Stollen hindurchströmen.

So wie man das Wasser ordentlich und geregelt in Canälen zur Schleuse heranfließen lassen muß, so muß man es auch eben so geregelt jenseits hinausfließen lassen. Das Meer geht nämlich zu gewöhnlicher Zeit selten ganz bis an den Fuß des Deiches. Gewöhnlich befindet sich vor dem Deiche noch Vorland, aus Wiesen, Watten, Sandbänken bestehend. Dieses Vorland ist dem Deiche zu seiner Conservirung sehr nöthig.

Wollte man die Süßwasser nach ihrem Willen dahin

fließen lassen, so würden sie sich ein Bette in diesem Vorlande bahnen, das dem Deiche schädlich werden könnte. Man muß sie daher in einem regelmäßigen Canale über die Vorländer hinausführen und diesen Canal mit Balken oder Mauern oft weit auf die Watten hinaus befestigen und ausarbeiten. Die Umstände sind überall so verschieden, daß eine richtige Anlage auch nur eines solchen Ausgangscanals oft viel Kopfbrechens macht.

So hätten wir denn eine Menge weitverbreiteter Anstalten und Vorrichtungen zu dem scheinbar sehr einfachen Zwecke — süßes Wasser aus einem Lande ins Meer hinauszuführen. Süßes Wasser und Schiffe! Fast hätte ich die letzteren ganz vergessen.

Vielleicht wird schon Mancher während des Vorigen im Stillen nach ihnen gefragt haben, um zu erfahren, wie sie durch die Schleusen und durch alle jene Thore hindurchkommen. Es scheint dieß fast nicht möglich. Denn zur Zeit der Ebbe sind die Ebbethore, und zur Zeit der Fluth die Fluththore geschlossen.

Aber die Sache ist die, daß es hier einen kleinen Stillstand giebt, zwischen der Zeit, wo das Binnenwasser hinauszufließen aufhört und das Fluthwasser einzufließen anfängt. Da gleichen sich die Gewässer beinahe völlig aus und stehen einige Minuten lang in gleichem Niveau. Dann kann man sowohl die Ebbethüren leicht öffnen, weil das Binnenwasser nun nicht mehr so stark darauf drückt und die Fluth schon selbst beim Oeffnen etwas hilft, als auch die Fluththüren, weil die Fluth noch nicht so hoch ist, daß sie dieselben anspannte.

Diese Minuten müssen die Schiffe benutzen, um durchzuschlüpfen. Sie sind daher vorher schon von beiden Seiten versammelt, um zur rechten Zeit zur Hand zu sein, die, welche von der See hereinwollen, in dem äußeren Canal, und die, welche in die See hinaus wollen, auf dem inneren Canal. Diese letzteren kommen natürlich zuerst an die Reihe.

Wenn die Binnenwässer noch einige Zoll höher sind als die Fluth, so öffnet man die Ebbethüren, und die Binnenschiffe schießen schnell mit dem fortströmenden Canalwasser hinaus. So wie sie hindurch sind, und sowie das Binnenwasser bei fortwährender, anschwellender Fluth entgegenzuströmen aufhört, setzen sich die außen harrenden Schiffe in Bewegung und schlüpfen mit der Fluth in den Stollen hinein.

Unmittelbar hinter ihnen klappt die Fluththür zusammen, oft etwas zu voreilig, wie ich oben zeigte. Dieß Alles, die sich öffnenden und schließenden Thüren, die Thätigkeit der Schleusenleute, die Anstrengungen und die Geschwindigkeit der Schiffer, die Spannung, welche man dabei empfindet, und dann auch die Freude, wenn doch am Ende die Sache gut abgeht, ich sage, dieß Alles giebt eine recht belebte Scene.

Diese Deiche und Wasserlösungen, Schleusen und Canäle sind die großen öffentlichen Bauwerke Eiderstedts und der Marschländer, und wenn ich dem Leser sage, daß bloß die Anlage oder der oft nöthige radicale Umbau eines einzigen solchen kleinen 150 — 200 Fuß langen Stollens mit den dazu gehörigen Thüren und Schotten an

15,000 Thaler kostet, so wird man leicht begreifen, daß in dem Ganzen ein ziemliches Capital von Mühe, Geld und Arbeit steckt.

Die kleine Halbinsel Eiderstedt hat allein 15 große Meerschleusen (oder Haffschleusen, wie man hier sagt) und außerdem noch eine Menge Binnenschleusen. Denn natürlich müssen auch alle die zahlreichen Binnendeiche zum Zweck der Wasserlösung auf ähnliche Weise durchbohrt werden, wie die Seedeiche, wenn gleich hier, wo es sich oft nur um den Durchlaß eines schmalen Grabens handelt, die Werke nicht so groß zu sein brauchen, und auch, wie sich von selbst versteht, die Ebbe- und Fluththüren wegfallen. Die Schleusen und Stollen sind alle vom beßten Bauholz, und es stecken in ihnen und in den unzähligen Brücken und Sielen so viele Wälder unter der Erde, wie bei uns in den Bergwerken.

Der Seedeich von Eiderstedt ist ungefähr 10 Meilen lang, der ganze große Seedeich, der fast ohne Unterbrechung alle transalbingischen Marschen bis nach Hamburg hin umschließt, mit allen Krümmungen mindestens 70 Meilen. Hat jener nun 15 Meerschleusen, so mögen auf der ganzen Ausdehnung dieser Marschen leicht an 100 Meerschleusen täglich im Gange sein.

Mit wie viel Hunderten von Schleusen sind nun noch die Marschgegenden, alle die Inseln und Halbinseln von der Elbe bis an die Mündung der Schelde hin besetzt. Dort giebt es die großartigsten Werke dieser Art, unter anderen das größte von allen, das Schleusenthor-System, das den Rhein abschließt und wechselsweise täglich

zwei Mal seine Gewässer durch die Dünen ausströmen und wieder aufstauen läßt. (Wissen es wohl alle Graubündtner, Elsasser, Pfälzer und Rheingauer, daß ihr schöner Rhein bei seiner Mündung mit einem großen Thore verschlossen ist, und daß die Holländer nur gerade so viel von ihm hinweglassen, als ihnen thunlich scheint?)

Man überschaue nun im Geiste dieses ganze große Gebiet und denke sich mit Hilfe der Einbildungskraft den ganzen Organismus in Thätigkeit, wie überall die Gewässer so fließen, wie der Mensch es haben will, wie die Hunderte von Ebbethüren sich alle 6 Stunden von selbst schließen und die Fluththüren alle 6 Stunden sich öffnen, wie Alles so schön geordnet ist, wie das Ueberflüssige von selbst wegfällt und das Nöthige von selbst zurückbleibt, wie die Werke des Menschen zum Ocean sprechen: bis hier her und nicht weiter! wie die tausend und tausend Schiffe, die ihre Zeit wissen, hin und her schlüpfen, wie auch innerhalb der Lande Alles umzingelt, unterminirt, canalisirt und befestigt ist, wie die Wasser auch dort im Tacte fließen und die zahllosen Siele im Gange sind, und mich däucht, man bekommt dann wenigstens für die Augen der Phantasie ein Bild heraus, welches Alles, was unsere Bergwerke das leibliche Auge schauen lassen, übertrifft. Man könnte fast einen Psalm auf diese menschliche Ordnung in den Marschen singen, wie David ihn auf die Ordnung in der Natur sang.

Jedenfalls wird man begreifen, warum die Holländer und alle hiesigen Marschleute die Namen

ihrer großen Wasserbaumeister, wie Brüning's, Conrad's und Anderer, so hoch und heilig halten und mit solcher Ehrfurcht von diesen Männern reden, von deren Ruhm übrigens die Bewohner aller der Länder, welche auf der Geest liegen, wenig Notiz genommen haben mögen.

Die Schiffe, welche in die Schleuse, die ich besah, eingelassen wurden, waren sogenannte „Torfboyer." Es sind dieß die Fahrzeuge der Dithmarscher Schiffer, die Torf und Brennholz die Eider herunterbringen und die Eiderstedter damit versorgen. Auch die Helgoländer und Blankeneser, welche allenthalben sind, schlüpfen nicht selten mit ihren Schiffchen durch die Schleusen in das Land hinein und bringen Fische und andere Producte herbei. Ich sah sie auf dem Binnencanale weit nach der Stadt Garding ziehen, die der zweite Ort in Eiderstedt ist und mitten im Lande liegt.

Wir unserer Seits rollten nun auch wieder landeinwärts, um den zweiten Punct ins Auge zu fassen, die Ackerbauoperation, von der ich sagte, daß sie meine Neugierde von dem ersten Augenblicke, wo ich von ihr hörte, gereizt hätte. Ich meine nämlich das sogenannte „Kleien" oder „Winterkleien."

Man kann kaum mit einigen Marschbewohnern in Berührung kommen, ohne sie alsbald von „Kleien" und „Winterkleien" sprechen zu hören. „Das Kleien ist die Hauptsache bei unserer ganzen Landwirthschaft," sprechen sie. „Auf dieser Insel sind die Leute noch so dumm, daß sie noch nicht einmal das „Winterkleien" verstehen. Auf jener Insel fängt man jetzt auch schon

an zu winterkleien. Uebrigens wird in den Tonder'schen Marschen schon seit langer Zeit gewinterkleiet. Man versteht dort auch das Wallpipen. Doch ist das Wallpipen nicht so wichtig als das Winterkleien."

So „kleiet" und „winterkleiet" und „wallpipet" es um Einen herum, und der Reisende weiß nicht recht, was er dabei denken soll, bis er denn glücklich genug ist, die Sache selbst mit Augen zu sehen.

Es verhält sich damit in Kurzem so. Die Marschen haben gewöhnlich in einer Tiefe von 8, 10 bis 15 Fuß noch sehr fette Erdschichten, und das Winterkleien ist das Verfahren, diese Erdschichten auf die Oberfläche zu bringen und daselbst ihr Fett zu benutzen. Man nennt hier im Allgemeinen alle fruchtbare Marscherde, die aus dem Wasser niedergeschlagen wird, „Klei", ein Wort, das mit dem englischen „clay" (Thon) zusammenhängt, und daher heißt denn jenes Verfahren, den Klei heraufzubringen, „Kleien", und weil es gewöhnlich den Winter geschieht, auch „Winterkleien."

Um von dieser Sache, die nicht nur jeden Landwirth, sondern auch überhaupt jeden denkenden Mann, wie mir es scheint, in hohem Grade interessiren muß, eine deutliche Vorstellung zu bekommen, muß man wissen, daß in den Marschen die Erdschichten, die wie Tücher über der unteren Rinde der Erde ausgebreitet sind, sich etwa in folgender Ordnung zeigen.

Erst kommt die obere fruchtbare Ackerkrume, die „Mutter-" oder „Pflugerde," wie die Leute hier sagen, etwa 1 bis 1½ Fuß tief. Dann erscheint eine sehr

unfruchtbare Erdschicht, die man hier „Stört" nennt. Sie ist bräunlich oder röthlich und kann, wenn sie ausgegraben wird, zu nichts als zum Häuser- und Deichbau benutzt werden. Dieser Stört liegt etwa 2 — 3 Fuß oder 3 — 4 „Spit" tief. „Spit" heißt ein Schaufelstich, und die Leute, die stets zu graben und zu schanzen haben, bezeichnen gern die Dicke aller Erdschichten nach „Spitten." Hierauf zeigt sich wieder eine dicke fette Schicht von Klei, die um so besser wird, je tiefer sie unter dem Stört liegt. Diese Kleischicht ist wohl 6 — 8 Spit tief, oder auch noch tiefer, und wie gesagt, zuweilen findet man sie bis zu einer Tiefe von 15, ja sogar in seltenen Fällen von 20 Fuß unter der Oberfläche.

Wir mögen nebenher bemerken, daß diese unterirdischen Schlammschichten auf ein außerordentliches hohes Alter der Marschen deuten. Die Flüsse und die Meereswogen müssen hier schon vor vielen Jahrtausenden geschlemmt und geschlickt haben. Daß der Schlick sich stellenweise so sehr häuft, ist leicht daraus zu erklären, daß Vertiefungen des Bodens existirten, die vom Schlamm ausgefüllt wurden. Was sonst Flußarm war, mußte natürlich bei der Ausfüllung dicker bedeckt werden als das, was als Sandbankrücken hervorragte, wo sich weit weniger anhäufen konnte.

Unter dieser letztgenannten Kleischicht trifft man meistens auf Sand und Muschelschalen, entweder auf festen Sand oder auf Saugsand, in welchen die Menschen bis an die Kniee hineinsinken.

Diese Darstellung zeigt nun, daß die Marschbewohner hier unter ihrem Boden ein unerschöpfliches Magazin von fruchtbarer Erde besitzen, das eigentlich, wenn man an die Dauer des Besitzes denkt, die Hauptbasis ihrer Wohlhabenheit ist. Daher sagen sie auch immer, die starken Wurzeln ihres Nationalreichthums lägen unter der Erde.

Die Marschleute graben nun nach jenen unterirdischen Schätzen fast wie unsere Bergleute nach dem Silber. Wenn die Oberfläche eines Ackers sich im Laufe der Jahre erschöpft hat, so bringen sie jene noch unangetastete jugendliche frische Erde hervor, breiten sie auf dem Acker aus und schaffen sich auf diese Weise so zu sagen ein ganz neues Land.

Ihr Verfahren dabei ist folgendes. Sie schlagen zuerst mit einer Grube in den Boden ein, die etwa 6 Fuß Breite hat und so tief ist, als an dieser Stelle der gesuchte Klei liegt, also etwa 8, 10, auch 15 Fuß.

Sie werfen dabei das Gute, den Klei, auf die eine, das Schlechte (den Stört) auf die andere Seite der Grube. In derselben Tiefe und Breite fahren sie dann fort, einen Graben quer über den Acker zu ziehen, werfen aber, wenn sie nun eine Vertiefung hinter sich haben, das Schlechte gleich wieder hinter sich in die Grube hinein und fördern nur das Gute heraus.

Natürlich wird auch der Stört aus der anfänglich eingeschlagenen Grube wieder in diese zurückgeworfen. Der Mann, welcher diese Arbeit verrichtet und der sich wie ein Maulwurf durchgräbt, steht dabei, wie man

sieht, immer in einem tiefen Loch, denn was er vorn weggräbt, häuft er großentheils wieder hinter sich an.

Dieß ist natürlich eine der schwierigsten Landarbeiten, die es giebt, und erfordert die kräftigsten und geschicktesten Leute. Auch ist sie nicht ohne Gefahr; denn erstlich trifft man unten zuweilen auf völlig flüssigen Saugsand, in dem man zu versinken risquirt, und dann lösen sich oft ganze Massen der festen Erdschicht ab und stürzen über den Winterkleiern zusammen.

Diese haben ein sonderbares Mittel, um auszukundschaften, ob ihnen ein solches Unglück drohe. Sie husten nämlich, indem sie graben, gegen die Erdwände und belauschen die Töne des Echos, das diese zurückgeben. Stehen diese noch prall und fest, so ist das Echo laut und hohl; tönt es aber leise oder gar nicht wieder, so ist es für die Arbeiter Zeit, sich zum Tageslicht hinaufzufördern, denn es ist dieß ein Zeichen, daß die Wände im Ablösen und Zerbröckeln begriffen sind.

Da, wo die Gräben sehr tief gezogen werden müssen, pflegt man, um den Einsturz zu vermeiden, sie daher auch mit Bretern und Balken auszusetzen, wie man dieß bei unseren Stollen oder bei den baufälligen kleinen Häusern Londons sieht, in welcher großen Weltstadt zuweilen ganze lange Straßen mit großen Querbalken ausgesetzt sind. Wäre nicht soviel Geräusch in London, so könnte man diesen Weltstadtbürgern, die so hinfällige Häuser bauen, vielleicht anrathen, jedes Haus, in das sie eintreten wollen, erst anzuhusten, um das Echo zu beobachten.

Die Winterkleier graben und husten auf diese Art fort, bis sie sich endlich vielleicht nach vielen Wochen bis an's andere Ende des Ackers durchgearbeitet haben. Die gute Erde, die sie herausbrachten, wird nun auf dem ganzen Acker gleichmäßig vertheilt, und die tiefen Winterkleigräben, welche durch den zurückgeworfenen Stört natürlich nicht ganz gefüllt wurden, werden allmälig wieder eben gepflügt und abgerundet.

Da die besagte Erdschicht, die man herausbringen will, nicht immer so deutlich und für sich gesondert daliegt, wie der Speck auf dem Rücken eines wohlgemästeten Schweines, so gehören natürlich manche Kenntnisse und viele Experimente dazu, um das Gute vom Schlechten zu sondern und aus dem Guten das Beßte zu nehmen. Der gute Klei vermischt sich oft auf der einen Seite mit Stört, auf der anderen mit Sand; stellenweise hat er wieder andere Fehler. Die Leute müssen daher immer beobachten, erstlich die Farbe (sie muß bläulich sein), — dann die Festigkeit (der beßte Klei ist nicht zu fest, er muß beim Herauswerfen in Klumpen zerfallen und darf sich nicht in zu kleine Bröckel auflösen) — die Schwere (der gute Klei darf nicht schwer sein, er ist eher etwas leicht, wie Pfeifenthon). — Auch experimentiren sie immer mit Scheidewasser beim Klei. Sie gießen etwas davon auf die kleinen Bröckel. Je mehr es dabei aufbraust, desto besser ist die Erde, da dieß ein Zeichen ist, daß sie viele Kalktheile enthält. Die beßte Kleischicht nennen sie das „Kegelspit."

Da das Winterkleien hier in den Marschen bei al-

len Bauern eingeführt ist, nicht etwa wie unser Rajolen oder Rejolen nur bei den aufgeklärten Grundbesitzern, so kann man sich denken, daß landwirthschaftliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten hier ziemlich allgemein verbreitet sein müssen.

Das Winterkleien muß natürlich auch einen großen Einfluß auf die Werthbestimmung der Güter haben, denn es läßt sich denken, daß man ein Stück Land, das schon vielfach tief ausgearbeitet ist, nicht so hoch im Werthe hält als das, wo die unteren Magazine noch gut gefüllt sind. Man sollte eigentlich auf den einzelnen Höfen genaue Bücher über das Kleien führen, damit die Erben wüßten, ob und wo ihre Vorfahren schon einmal gekleiet haben.

Ich glaube aber nicht, daß dieß geschieht; doch, sagte man mir, tradirten der Vater und Großvater ihren Söhnen und Enkeln wohl mündlich Etwas darüber, und man wüßte meistens von dem inneren Zustande des Landes einigen Bescheid. Kenne man aber nichts davon, so ziehe man einen ganz schmalen Probegraben über das erschöpfte Feld hin, um aus der Lage der Erdschichten zu erkennen, ob gekleit sei oder nicht.

Das Kleien ist natürlich keine regelmäßig wiederkehrende Landarbeit. Sie tritt nur in langen Zwischenräumen ein, etwa alle 50 Jahre, oder wie es die Umstände erfordern.

Der Arme, der die Kosten des Kleiens nicht bestreiten kann, kleit oft gar nicht, pflügt und quält sich, so gut er kann, in seiner mageren Ackerkrume fort

und muß die unteren reichen Schätze unbenutzt lassen. Will er aber durchaus kleien, so muß er dem, der ihm das Geld dazu vorschießt, im Voraus die beiden ersten Ernten, welche zuweilen ägyptisch sind und alle Mühe und Schuld reichlich decken, verpfänden. Uebrigens ist natürlich für den Armen der Umstand, daß er noch etwas unter seiner mageren Krume zu kleien hat, immer vortheilhaft, und sein in der Erde liegender Schatz verschafft ihm Credit.

Unter gewissen Umständen kann diese Operation so kostbar werden, daß man für die Ausgabe fast die Hälfte eines neuen Ackers hätte kaufen können. Allein wird die Arbeit geschickt ausgeführt, so ist es oft beinahe eben so gut, als hätte man sich ein ganz frisches, noch nie bearbeitetes Stück Land gekauft, und der Hauswirth, der sich zum Winterkleien entschließt, sorgt dadurch auf eine dauernde Weise für seine Kinder.

Das Winterkleien scheint mir zu den Wundern dieser Marschländer zu gehören, die aus dem Meere sich hervorbildeten, die mit dem Meere stets um ihre Existenz kämpfen, und die aus ihren Kleigräben immer wieder verjüngt und neugekräftigt emporsteigen.

Man hat in allen Ländern viele Erzählungen von Leuten, die, wie Dido mit ihrer Ochsenhaut, durch irgend eine listige Vertragsclausel zu sehr billigem Preise eine ungeheuere Menge Land kauften. Mich wundert, daß man von Eiderstedt nicht fabelt, daß dort eine ähnliche Dido sich von einem einheimischen Könige alle Aecker, die 10 Fuß tief unter der Erde liegen, verschafft habe. Ein

solcher König hätte vor der Erfindung des Winterkleiens alle jene unterirdischen Aecker gewiß zu einem sehr billigen Preise weggegeben, und die friesische Dido hätte sich dadurch ein ungeheueres Capital gesichert und ihren Nachkommen hinterlassen.

Es scheint, als ob das Winterkleien noch immer in größeren Schwung komme. Wenigstens hörte ich auf den friesischen Inseln von Marschleuten, die sich des unter ihren Füßen angehäuften Reichthums bisher noch gar nicht recht bewußt gewesen waren und die jetzt erst, nach dem Beispiele der Eiderstedter, Pelwormer und Nordstrander zu winterkleien anfingen.

Uebrigens giebt es in allen anderen Marschen bis nach Holland hin eine Menge ähnlicher Operationen, wenn sie auch nicht überall gleich großartig sind und oft nur auf ein bloßes Rajolen hinauslaufen. Man hat sehr verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache; in einigen Gegenden z. B. heißt das Winterkleien „Pütten", in anderen „Wühlen."

Die Bewohner des oldenburgischen Marschlandes Butjadingen z. B. bilden ebenfalls durch eine Art von Kleien die fruchtbarsten Aecker auf der Oberfläche ihrer Moore. Sie graben die gute Erde, welche unter ihren 6—8 Fuß tiefen Mooren liegt, hervor und breiten sie auf der Oberfläche derselben aus. Dieß erinnert mich an Malta, dessen Bewohner von weit her Erde in Schiffen holten, ihre Felsen damit bedeckten und sich auf diese Art ein fruchtbares Land verschafften.

Wie es aber in der Welt von allen Dingen wieder

viele Arten giebt, so ist es auch mit dem Kleien. Da hat man das „Sommerkleien," das „Enkeltkleien," das „Doppelkleien," endlich noch eine besondere Art des Kleiens, die man das „Waldpipen" nennt.

Man hat mir auch diese Dinge, ihr Wie und Warum gezeigt, aber ich muß gestehen, daß ich dieß weder recht verstanden, noch behalten habe. Am wenigsten konnte ich begreifen, was das Waldpipen sei. Dem allgemein gebildeten Manne genügt es indeß, die Hauptsache richtig aufgefaßt zu haben und zu wissen, daß es noch viel Einzelheiten giebt, deren Kenntniß aber dem Manne vom Fache anheimfällt.

Die verschiedenen Arten des Kleiens, die vielen Schanzarbeiten bei den Canälen und Deichen, die zahllosen Wassergräben, mit denen in den Marschen alle Aecker, alle Häuser, alle Gärten umzogen sind, und die immer wieder gereinigt werden müssen, damit das Wasser nirgends stocke, bewirken, daß die Classe derjenigen Leute, welche die Engländer „navigators" oder „excavators" nennen und die hier „Schanzer", „Deicher" oder „Kleier" heißen, in den Marschen sehr zahlreich vertreten ist.

Die Marschen sind reiche und dankbare Länder, aber sie sind es nicht, wie Aegypten, von selbst, sondern nur dann, wenn tüchtig gearbeitet wird. Sie geben gar kein Geschenk, sondern nur reichlichen Lohn.

Alle solche Länder bedürfen immer der Arbeiter von außen und locken deren viele heran, weil der Arbeitspreis in ihnen hoch steht. Es findet daher, hier wie

in allen Marschlandschaften bis nach Holland hin, eine beständige Einwanderung aus den benachbarten Geestländern in die Marschen statt.

Aus dem Münster'schen nach Holland, aus dem Hoyaschen und Verden'schen in die Bremischen Marschen, aus der Grafschaft Delmenhorst in's Butjadinger Land, aus Holstein nach Eiderstedt und Dithmarschen, aus den Heideländern des Herzogthums Schleswig und Jütland nach den friesischen Marschen ist das Hin- und Herwandern von Arbeitern so vielfach und so stark, daß es ohne Zweifel für einen Staatsökonomen und Statistiker von dem größten Interesse sein würde, wenn wir alle diese kleinen Völkerbewegungen, welche die Marschen veranlassen, nach Richtung und Quantität der bewegten Masse ebenso genau angeben und zeichnen könnten, wie die Bewegung der Wassermasse in den Canälen, Strömen und Tiefen der Marschen und ihrer Watten.

Die Ethnographie und die mit ihr verwandten Wissenschaften sind aber Studien, die noch in den Kinderschuhen stecken und noch weit hinter der Kunst, äußere Dinge und geographische Verhältnisse darzustellen, zurückstehen. Ich habe viele Bücher über die Marschgegenden durchgelesen, aber in ihnen allen nichts als Winke, einzelne Daten und Bröckelchen gefunden, welche als Material zu einer Bearbeitung jenes Themas dienen könnten.

Auch die Marschen, in denen wir jetzt weilen, wimmeln von fremden Arbeitern, die dem Lande eine Wohlthat und eine Plage zu gleicher Zeit sind. Denn der Ruf, in dem die Marschen überall in den Geestländern

stehen, daß nämlich in ihnen um wenig Arbeit viel Geld zu verdienen sei, lockt von allen Seiten her nicht immer die besten Leute herbei. Es sollen viele Bettler und viel Gesindel darunter sein. Doch hörte ich häufig die „Probsteier" als die Tüchtigsten loben.

Dieß sind die Bewohner eines kleinen interessanten Distritts bei Kiel, den man „die Probstei" nennt. Diese Leute sind in allen Gauen im Norden der Elbe als sehr thätig, tüchtig und stark bekannt, und man trifft sie fast überall. Sogar auf den dänischen Inseln noch wurden mir die Probsteier Drescher als die beßten genannt.

Gewöhnlich liefert jeder entfernte Geestdistrict besondere Arbeiter, die für diese oder jene Arbeit besonders gut sind; die einen werden mehr als Drescher, die anderen mehr als Deicher, die dritten gewöhnlicher als Mäher verwendet. Wie interessant wäre es, wenn wir über dieß Alles genau berichtet wären.

Uebrigens existirt ein charakteristischer Unterschied zwischen der Stellung der Leute in dem häuslichen Kreise eines Marschbesitzers und der in dem Hause eines Geestbauern. Die Marschbesitzer sind in der Regel gebildeter als die Geestbauern, zugleich aber auch als reiche Republikaner stolzer und egoistischer. „Meine Landsleute sind sehr hochtrabend," sagte schon Dankwerth von ihnen, und die Friesen, Dithmarschen, Eiderstedter, die ich kennen lernte, gaben mir zu, daß auch jetzt noch etwas von diesem Geiste unter ihnen übrig sei.

Sie dingen daher die fremden Arbeiter für ihr Geld, zahlen ihnen den Gehalt richtig aus, aber lassen es dabei auch be-

wenden und kümmern sich nachher nicht weiter um ihre Knechte und Hausgenossen. Sie halten sich von ihnen fern, mischen sich nicht in ihre Vergnügungen und thun ihnen auch sonst wenig zu Gute.

Auf der Geest, wo nach der Meinung der Marschleute noch eine arge Leibeigenschaft die Leute knechtet, herrschen in der That patriarchalische Sitten. Selbst die adeligen Gutsherrschaften nehmen dort an den Tänzen, Erntefesten und anderen Vergnügungen ihrer Leute mehr Antheil als der Marschbauer an den Freuden seiner Knechte. „Dort," sagt ein inländischer Schriftsteller, der eine treffliche Schilderung seines Marschlandes im vorigen Jahrhunderte entwarf, „vergißt der Geringere noch zur Zeit sein dürftiges Loos. Hier aber zeigt der Reiche weiter keine Theilnahme an den Schicksalen seiner Arbeiter, als insofern sie seine sinnlichen Bedürfnisse afficiren. Er ist in sich verschlossen, hat überhaupt wenig Gefühl für Freuden und will sich nur auf seine eigene Art und für sich allein freuen. Die auswärtigen Knechte sind ihm auch meistens zu roh, als daß er sich mit ihnen abgeben möchte."

Die Marschideeen von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen gehen also, wie es scheint, nur so weit, als der Reichthum geht. Allen über ihm Stehenden hält sich der Marschbauer gewachsen, aber zwischen ihm und denen, die ihm dienen, wird die Kluft, je mehr er nach oben strebt, nur um so größer.

Der Geist des Lehnswesens herrscht noch auf der Geest, und in diesem Geiste, so sehr er auch in neuerer Zeit an-

geschwärzt ist, steckt ein Element großer Milde und Güte. Der neuere Geldgeist herrscht in der Marsch, und obgleich auch er seine Sonnenseite hat, so entfremdet er doch die Menschen von einander und hat ein Element unerschütterlicher Härte und Gleichgiltigkeit in sich.

Marsch und Geest contrastiren in dieser Beziehung mit einander wie „die Börse" und das „Faubourg St. Germain" in Paris, wie Amerika und England, wie die neue und die gute alte Zeit.

Man könnte aus verschiedenen Marschdistricten gewiß noch unzählige Aeußerungen inländischer Schriftsteller anführen, die über die bezeichneten Verhältnisse ebenso sprechen, wie die von mir citirten, und die alle in ihren Klagen so provinziell sind, daß sie, wie es scheint, nur ganz locale Umstände zu schildern glauben, während sie doch eigentlich nur ganz allgemeine Marschphänomene darstellen, oder vielmehr sich mit einem Contraste beschäftigen, der die ganze civilisirte Welt zerspaltet.

Was mich betrifft, so habe ich nur Gutes von den reichen Marschbauern genossen und nur Gefälliges von ihnen gesehen, und ich habe sowohl jetzt hier in Eiderstedt, als in früheren Zeiten in den Ländern Butjadingen und Stedingen an der Weser, ihre schönen, reinlichen, wohnlichen Häuser stets mit dem größten Entzücken betreten.

Es wäre wohl sehr lächerlich, wenn man jeden reichen Marschbauer deßhalb finster ansehen wollte, weil er kein feudalistischer Patriarch ist und weil er dem Geldgeiste huldigt. Unser System und unsere Secte können sehr

schlecht, die Götter, denen wir huldigen, sehr verwerflich sein und wir selbst doch in vieler anderer Beziehung sehr gut.

Der Knecht und der Bettler, die wider den Stachel löken, mögen vielleicht manchmal Ach und Weh schreien über dieselben Leute, denen der Fremde, der Alles unparteiisch, billig und mit Rücksicht auf die allgemeine Unvollkommenheit unserer Zustände beurtheilt, geneigt ist, ein Loblied zu singen. Ich könnte hier eine Reihe von Marschhäusern hinmalen, die ich selbst gesehen habe, könnte die Familien und ihre blühenden Mitglieder hineinsetzen und auf diese Weise dem Leser Zustände vorführen, die es in ihrer Physiognomie zeigen, daß sie zu den glücklichsten gehören, die der Mensch sich nur denken kann.

Doch würde es wahrscheinlich zu viel Raum erfordern, wenn ich anfangen wollte, alle meine Bilder von flamländischen, brabantischen, holländischen, oldenburgischen, bremischen, altenländischen u. s. w. Bauerbesitzungen auszuschütten, und ich begnüge mich daher damit, noch einige Bemerkungen über diejenigen Wohnungen, die mir gerade vorliegen, nachzuholen. Ich vergaß oben bei der Schilderung derselben, des breiten Grabens zu erwähnen, der im Quadrate die meisten dieser Wohnungen umschließt und der ihnen in der Regel eine sehr gefällige Einfassung giebt.

Dieser Graben heißt die „Graft.“ Er ist gewöhnlich mit Bäumen besetzt, und es führen Brücken über ihn auf die erhöhte Insel in der Mitte, auf welcher der

Heuberg mit den Nebengebäuden, das ganze Gehöfte, der Garten und auch wohl etwas Grasland liegen.

Die Graft hat den Zweck, das Wasser zu sammeln, das man in der Haushaltung nöthig hat. Man braut, kocht, wäscht und trinkt aus der Graft, die zahlreichen Gänse und Enten machen sich dieselbe gewöhnlich ebenfalls zu Nutze und schwimmen und schnattern häuslich auf ihr herum.

Zuweilen findet man auch ein paar hübsche Schiffchen auf der Graft, die mitunter mit größeren Communicationsgräben und Canälen in Verbindung steht. Das Wohnhaus selbst auf der Höhe ist meistens ringsumher mit einem mit Stein gepflasterten Trottoir umgeben, und eine Reihe von Bäumen ist vor den Fenstern angepflanzt.

Wenn die Heuberge nicht alles Heu, Stroh und Getreide zu fassen vermögen, so sieht man es hinter dem Hause meistens noch in einer Menge von sogenannten „Klothen“ aufgestapelt. Diese Klothen haben eine ganz eigenthümliche Form, nämlich ungefähr die Gestalt von Schiffen, die auf ihren Kielen ruhen.

Unten sind sie ganz schmal und werden nach oben hin länger und breiter. Durch den schmalen Fuß, den man ihnen giebt, sucht man das zu unterst Liegende vor Feuchtigkeit zu schützen. Da sie meistens 30 Fuß Länge und 20 Fuß Höhe haben, so kann es nicht leicht sein sie so zu bauen.

Mit der schmalsten Seite stehen sie meistens gegen Westen, damit der heftige Westwind sie nicht so leicht umreißen könne. So viel regulirt hier also dieser merk-

würdige Wind, der nicht nur die Lage der Gehöfte, die Gestalt, in der die Gärten sich abgränzen sollen, bestimmt, nicht nur die Plätze, wo man Bäume und Wälder pflanzen soll, und die Art, wie sie zu pflanzen sind, bezeichnet, sondern auch noch den Klothen ihre Stellung und Richtung giebt.

Ich bildete mir sonst ein, das Getreide müßte in allen Ländern wie in Liv- und Kurland unter Dach und Fach gebracht werden, und das Aufstapeln desselben im Freien in Südrußland geschähe nur aus Liederlichkeit oder Unordnung. Seitdem ich aber England, wo das meiste Getreide und Heu im Freien liegen bleibt, und diese Marschländer gesehen habe, scheint es mir fast, als ob nur das wenigste Getreide Europas in Scheunen und Speicher käme. Ueber den Rücken der Klothen, der abgerundet ist, werden viele Seile gezogen, deren Ende man mit Steinen beschwert.

Die einzigen Alterthümer, welche die Marschen aufweisen, sehen sehr melancholisch aus. Dieß sind nämlich, insofern man sie zu den Alterthümern zählen will, die leeren Warfstellen, auf denen früher Wohnungen standen. Ich sah mehre derselben auf meinem Wege durch das Land. Sie sind zuweilen kahl, und auch der Graben, von dem man hie und da noch Spuren sieht, ist mit Gras überzogen.

Man sagte mir, man nenne diese Warfstellen hier „Howarfen" (hohe Warfen?) Sie erinnerten mich an die öden Stavenplätze bei den Sylter Dünen. Man findet in allen Marschen ähnliche verlassene Warfstellen.

Sollten diese Warfen wohl redende Zeugen sein für die Behauptung, daß das Land an Bevölkerung verliere und daß die kleineren Besitzungen hier ein Streben haben, zu größeren zusammenzuschmelzen, oder sind diese hohen Warfen die Wohnplätze der ersten Bewohner der Inseln gewesen, als es noch keine Deiche gab, und zogen die Bewohner derselben, als das Land durch Deiche gesichert ward, vielleicht von der unbequemen Höhe gelegentlich in die Ebene hinunter, wie unsere Burgbesitzer ihre Felsenschlösser verließen, als durch den Landfrieden Krieg und Raub im Reiche aufhörten?

Einige glauben, manche dieser Warfstellen seien noch Trauermonumente aus der Zeit des schwarzen Todes oder sonst irgend einer Pestperiode. Andere weisen auf die Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges hin. Manche mögen auch noch Zeugen des Zuges des schwedischen Generals Steenbock sein, der bekanntlich sengend und brennend im Anfange des 18ten Jahrhunderts durch diese Gegenden zog. Wir haben ja selbst noch in den blühendsten Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen bei Dresden, alte Dorfstellen, von deren im dreißigjährigen Kriege zerstörten Häusern nichts übrig blieb als die noch heutiges Tages an diesem oder jenem Acker klebende Hausgerechtigkeit.

Ich liebe es, ein Phänomen, wenn ich es erkannt habe, so lange als möglich zu verfolgen und ihm bis in seine äußersten Wirkungen nachzudringen. Ich freute mich daher, daß man mich bei der Rückkehr nach Tönning noch auf eine andere Wirkung des Westwindes aufmerksam machte.

Man baut hier zu Lande, wie überhaupt in allen Marschländern, sehr viele Bohnen zum Pferdefutter, und man sieht daher hier ganze Felder mit Bohnen bedeckt. Der Westwind, der hier gewöhnlich herrscht, häuft diese Bohnen alle nach einer Seite hin übereinander. Und da sie hierdurch gedrückt und von Luft und Licht entfernt sind, so würden sie wohl nicht reifen können, wenn nicht gewöhnlich im Monat October eine Zeit einträte, in der oft 14 Tage hindurch ein trockener schöner Ostwind weht.

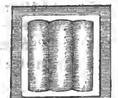
Dieser Ostwind nun fährt unter die Bohnen in entgegengesetzter Richtung, hebt sie empor und führt ihnen da Luft und Licht zu, wo es der Westwind nicht konnte. Man nennt diesen Wind daher auch den „Bohnenwind" und die kurze schöne Octoberzeit, in der er weht, die „Osterbohnenernte."

Bohnen und Raps sind ein paar Hauptmarschproducte, Gerste und Weizen so wie auch Flachs und Roggen fehlen dagegen ganz.

Die Rapssaat ist in den meisten Marschdistricten, sowohl diesseits als jenseits der Elbe, in gleichem Grade das Hauptproduct, wie in den Weinländern der Wein. Es scheint mir, als wenn diese Culturpflanze hier immer noch mehr Terrain gewönne; wenigstens sagte man mir auf den nördlichen Inseln, daß man jetzt auch dort anfange Raps zu säen.

Die Felder haben hier alle eine äußerst regelmäßige und solide Gestalt. Sie sind nämlich meistens quadratförmig und mit einem tiefen Graben eingefaßt, und jedes Viereck ist wieder in drei Aecker abgetheilt, von denen jeder 36 Fuß breit ist.

Man nennt ein solches mit einem Graben umgebenes Feld mit drei Aeckern eine „Fenne." Die Aecker sind sehr hoch gewölbt und abgerundet, und an den Seiten des Grabens, bleibt ein flacher Streifen. Im Grundriß sieht eine



solche Fenne also ungefähr wie nebenstehende Figur aus. Man kann sich denken, wie sehr diese zahllosen breiten Graben, welche die Marschgefilde durchschneiden, den Verkehr erschweren. Hübsche kleine Feldspazierwege giebt es daher hier fast gar nicht. Die Marschbewohner selbst gehen trotz den Gräben gewöhnlich ohne Umweg querfeldein, bewaffnet mit einem langen Springstock, den sie „Kloben" nennen und mit dem sie über 12 bis 16 Fuß breite Gräben mit Leichtigkeit hinwegsetzen.

Wenn sie größere Touren machen, so sind sie fast nie ohne diesen Kloben, der sich in allen Marschen bis nach Holland hin findet. In Ostfriesland, in Oldenburg, überall haben die Bauern ihre Kloben wie die Alpenbewohner in der Schweiz ihre Gebirgsstecken. In manchen Marschdistricten schnallen sie auch Stelzen unter, um damit über weite Gräben hinwegschreiten zu können, sowie auch im Kothe trockener fortzukommen.

Alle Marschbewohner sind so perfecte und geübte Springer, daß, sollten einmal bei unseren Heeren solche Springercompagnieen, wie man sie in der Armee der Schachbretsoldaten hat, nöthig werden, man sie durchaus aus den Marschen recrutiren müßte.

Gewöhnlich befindet sich noch auf jeder Fenne ein

breites Loch, in welchem sich das Regenwasser sammelt, das zum Tränken des Viehes dient. Und auf der Mitte derjenigen Fennen, die nicht als Ackerland sondern als Weide benutzt werden, ist dann in der Regel zur Wohlthat für das Vieh auch noch ein Scheuerpfahl errichtet. Dieser Scheuerpfahl ist meistens so hoch wie ein Ochse und zuweilen vielfach eingekerbt, damit das Vieh um so mehr Wohlgefallen an ihm habe. Das heißt denn doch Sorgfalt für seine Rinder haben.

Daß der Mensch hier mit diesen Scheuerpfählen ganz den Geschmack der Thiere getroffen hat, beweist der Umstand, daß die Erde rund um sie her meistens ganz abgetreten und aufgewühlt ist. Ich habe diese Scheuerpfähle in der Regel nur in den Marschen und dann in allen Ländern im Norden der Elbe, in anderen aber nicht gesehen, namentlich nicht in Ungarn und Südrußland, wo es doch auf den Steppen und Pusten ebenso wenig Bäume und andere Gegenstände, welche dieselben ersetzen könnten, giebt, als hier in den Marschen.

Bekanntlich beklagen sich die Wiener und andere deutsche Gerber darüber, daß die Häute des aus Osten kommenden Rindviehs so oft durch Insecten, die ihre Eier hineinlegen, durchlöchert und untauglich gemacht seien. Sollte man den Bewohnern jener Länder und ihren Rindern nicht diese Scheuerpfähle empfehlen? Würde das Vieh dadurch nicht im Stande sein, manches lästige Insect loszuwerden und manche schädliche Brut in seiner Haut zu vertilgen?

Soviel Ueberfluß an Wasser die Marschländer in

der Regel von Natur haben, indem sie während des größten Theiles des Jahres so zu sagen im Moraste schwimmen und indem sie sich eigentlich beständig gegen den Ueberfluß von Wasser mit Deichen, Schleusen, Sielen und Abzugscanälen wehren müssen, so haben sie doch auch zuweilen Mangel an Wasser, nämlich in sehr heißen regenlosen Sommertagen, wo alle Gräben und Regenbassins austrocknen. Sie werden daher aus Mangel an gleichmäßig sprudelnden Quellen ebenso wie die Steppen aus einem Extrem in's andere geworfen.

Wie in Schiller's Bürgschaft der treue Freund, so riskiren sie bald zu ertrinken, bald zu verdrüsten. Sie haben eigentlich beständig mit dreierlei Wassersnoth zu kämpfen, mit der Noth vom Meerwasser, das herein will, mit der Noth des Regenwassers, das nicht hinauskann, und mit der Noth an Trinkwasser, wenn das Land von der Sonne ausgetrocknet ist.

Man hat in manchen Marschen schon Zeiten gehabt, in denen man das Trinkwasser von der Geest wie Wein in Fässern einführte und im Lande verhandelte.

Könnten die Leute es nur immer bezahlen, so wäre es vielleicht gut, wenn sie es immer von der Geest einführten, denn das Marschwasser soll sehr schädlich sein. Man braucht es nur anzusehen, um dieß glaublich zu finden. Es stockt und fault buchstäblich in den Gräben, die zu wenig Abfluß haben; es wimmelt zu Zeiten von Wasserläusen und anderen kleinen Thieren. Und doch sieht man wohl nicht selten einen der, in Bezug auf Wasser so wenig verwöhnten Marschbauerknechte sich auf den Leib

legen und ohne alle Umstände aus einem solchen Graben trinken.

Die wohlhabenden Bauern trinken daher auch fast gar kein Wasser, sondern nur Kaffee, Thee, Wein u. s. w. Früher braute man auch das Bier aus jenem Grabenwasser; doch soll dieß jetzt aufgehört haben, und man führt das Bier mehr von der Fremde ein.

Hätten die Römer, diese großen Aquäductenfreunde, die Marschen gehabt, so würden sie vielleicht durch Wasserleitungen die Geestquellen in die Marschen geführt haben, sowie die Apenninenquellen von ihnen in die pontinischen Sümpfe geführt worden sind.

Der Genuß des schlechten Marschwassers ist wohl die vornehmste Quelle der so viel besprochenen Fieber, die fast in allen Marschen mehr oder weniger zu Hause sind und mit verschiedenen Namen, als „Stoppelfieber", „Fleckfieber" u. s. w. belegt werden. Die vielen Wasser- und Erdarbeiten, mit denen stets beim Einkoogen oder Einpoldern neuer Landstriche, beim Canalbaue, beim Winterkleien, beim Wühlen, beim Pütten, beim Grabenreinigen, die halbe Bevölkerung beschäftigt ist, mögen auch ohnedieß schon viel dazu beitragen.

Natürlich schweben auch trotz der heftigen West-, Nord- und Ostwinde, welche beständig über die kahlen Fluren hinstreifen, eine feuchte Atmosphäre und schlechte Ausdünstungen, die aus den Tausenden von faulenden Gräben und stagnirenden Canälen aufsteigen, über den sumpfigen Marschen. Besonders leiden die fremden Arbeiter davon, die zur Erntezeit zu Tausenden in die

Marschen ziehen und beim Mähen die Nächte mitten in den feuchten Feldern zubringen.

Weil das Marschfieber nicht selten zur Erntezeit unter diesen Fremden ausbricht, die ohnedieß schon deßwegen zur Krankheit mehr disponirt sind, weil sie hier in den Marschen eine schlechte Diät halten und mehr Nahrung zu sich nehmen, als sie auf der Geest genießen, so nennt man es auch Stoppelfieber. Es soll ein gastrisches, bald hitziges, bald langwieriges, sehr angreifendes Fieber sein, in dessen Folge eine starke Entkräftung eintritt.

Man sagte mir, daß man die Patienten oft auf die Geest schicke, z. B. zu Verwandten in eine auf der Geest liegende Stadt, und daß diese dann dort mitunter sofort vom Fieber genäßen, sowie die Engländer die vom Gangesfieber Ergriffenen zur Reconvalescenz auf die frischen Vorgebirge des Himalaja schicken. Mir wurden noch jetzt Beispiele davon citirt.

Und wäre dieß, woran ich zu zweifeln keine Ursache habe, der Fall, so wären dann diese Marschfieber ganz endemisch oder wenigstens ganz local, was manche Marschpatrioten, die ihr Klima ganz vortrefflich finden und an die bösen Ausdünstungen nicht glauben wollen, zuweilen abgeläugnet haben.

Es ist gar kein Wunder, daß die friesischen Marschen ihre eigenen grassirenden Fieber und Krankheiten besitzen, denn alle Marschen, alle Wasserländer, Flußmündungen, Deltagebiete der Welt haben sie. Und daß die Marschen neben ihren Fettweiden, ihrer Rapssaat, ihrem Weizen und sonstigen

Ueberfluß nicht auch, wie Aegypten, die Pest erzeugt haben, verdanken sie wohl bloß ihren rauhen West- und Nordwinden.

Uebrigens haben die friesischen Marschen doch eine Art von Pest erzeugt, nämlich die sogenannte und so sehr gefürchtete „dithmarschische Krankheit," die, wie die Aerzte sagen, ein sehr ansteckendes, venerisches und scorbutisches Uebel ist. Freilich wurde von einem dithmarschischen Schriftsteller behauptet, daß diese Krankheit aus Schottland, wo sie „Sibbern" heiße, hierher geschleppt worden sei. Doch bleibt dann soviel gewiß, daß sie in den dithmarschischen Marschen zuerst und vorzugsweise Feuer fing und daher auch wohl nicht ganz ohne Ursache von diesem Lande ihren Namen erhalten hat.

Die Pest in Aegypten bricht gewöhnlich zu derselben Jahreszeit wie die Marschfieber aus, und man könnte sie daher ebenfalls eine Stoppelkrankheit nennen. Ebenso herrschen kurz nach der Höhe des Sommers auch in den Donauniederungen Ungarns und namentlich in dem Banate, welches in Bezug auf Bodenfettigkeit, Ebenheit der Oberfläche und daraus hervorgehender Stagnirung der Gewässer viele Aehnlichkeit mit den Marschen hat, die schlimmsten Fieber. Die Inseln des Donau-Deltas zeigen dieselbe Erscheinung. Und die Schilfniederungen des Gangesdelta werden mehr der aus ihrem Sumpfe hervorgehenden Fieber, als der in ihrem Schilfe lauernden Tiger wegen gemieden. Und wo grassiren die gelben und andere Fieber Amerikas ärger als in dem Mündungsgebiete des Missisippi und in

New-Orleans und in den großen „Bottom-Grounds“, die längs dieses Flusses liegen. Es scheint, als wenn über alle Deltaländer der Himmel einen Segen zugleich und einen Fluch ausgesprochen hätte.

Uebrigens citire ich alle diese Länder und ihre Krankheiten nicht, um die Marschfieber als besonders schreckhaft erscheinen zu lassen. Sie werden in neuerer Zeit weit weniger gefürchtet als früher, und sie sollen, wie ich gern glauben will, in Folge veränderter Lebens- und Nahrungsweise jetzt sehr abgenommen haben. Unsere cultivirten Nordseemarschen stehen wahrscheinlich unter allen jenen fieberhaften und wässerigen Niederungen in Bezug auf Sänitätsverhälthältnisse obenan.

Wer da reist, um das Eigenthümliche der Länder kennen zu lernen, sollte, nachdem er Alles bis auf die Trinkkübler und Scheuerpfähle des Viehes herab besichtigt hat, es nie versäumen, auch noch das Ganze von einem höheren Standpuncte aus zu überschauen. In der Marsch, wo nichts von selbst sich hebt, ist dieß eine noch größere Pflicht, und der Thurm von Tönning war mir daher ganz besonders erwünscht.

Er ist elegant gedrechselt wie eine Cigarrenspitze und über 200 Fuß hoch, und man genießt von da aus einen umfassenden Ueberblick des ganzen Deltas der Eider.

Rückwärts blickt man bis zu dem von den Holländern gestifteten und von allen möglichen Religionssecten (ich glaube nur mit Ausnahme der Mohammedaner) bewohnten Friedrichstadt, vorn in den weiten Busen, in den die Eider strömt; links hat man das Land Dith-

marschen und rechts das ganze Eiderstedt, dessen grüne, mit buntem Vieh besetzte Wiesen wie ein Teppich ausgebreitet sind. Viele einzelne reiche Gehöfte sind in diesem Teppiche eingewirkt, und rings umzingelt ihn des Landes „goldener Saum.“ So wird selbst von prosaischen Schriftstellern des Mittelalters der das Land umzingelnde Deich genannt. Man kann diesen Ausdruck zwiefach nehmen, entweder weil dieser Rasensaum den Leuten fast so theuer zu stehen kommt, wie ein goldener Saum, oder weil er ihnen ihr Geld zusammenhält, wie eine aus Goldfäden gewundene Geldbeutelschnur.

So schön der Teppich ist, so hat er doch hier und da seine schadhaften Stellen. Hinter den Deichen sieht man die kleinen Wohnungen der Häuersleute, Käthner und Tagelöhner, die hier in einer mit dem Reichthume der Heubergbesitzer sehr contrastirenden Armuth leben, in langen Reihen stehen. Es scheint, als müsse der Reichthum immer Armuth neben sich hervorrufen, wie man bei hellem Licht dunkle Schatten sieht. Wie aus dem reichen England, wie überhaupt aus allen reichen Ländern, tönt daher auch aus den reichen Marschdistricten das jetzige Modegeschrei über Pauperismus lauter hervor als von den im Allgemeinen minder üppigen Geestdistricten.

Daß die kleinen Leute überall in den Marschländern längs der Deiche wohnen, und daß ihre Häuser hier linienweise, wie die Deiche selbst, aufgerichtet sind, erklärt sich wohl aus folgenden Umständen. Hinter den Deichen, bleibt so lange sie Seedeiche sind, gewöhnlich ein schmaler Saum Landes, der etwa einige hundert Fuß

breit ist, unbeackert liegen. Die Erde dieses Striches ist dazu bestimmt, zu den Deichreparaturen verwendet zu werden, und heißt daher in einigen Gegenden das „Spateland“, weil man es beim Schanzen mit dem Spaten absticht.

Wird der bisherige Seedeich nun durch eine vorgenommene Eindeichung ein Binnendeich, so wird das Spateland zu einem mäßigen Preise weggegeben. Die kleinen Leute beschränken sich dann hier mit ihrem Gärtchen und Feldchen auf ein kleines Stückchen billigen Spatelandes. Auch die alten, mit Gras bewachsenen Deiche selbst gewähren als Weideland manchen kleinen Vortheil.

Man wird die Armen und Tagelöhner der Marschen daher an allen Binnendeichen finden, an dem Seedeiche selbst aber seltener, weil man sie hier nicht duldet. Können sie, so verschaffen sie sich doch auch hier ein kleines Besitzthum, weil es an diesem Deiche selbst für Tagelöhner immer viel Arbeit und Nahrung giebt, und weil man auch von den vorliegenden Watten und Sandbänken manches Profitchen erwarten kann.

Am äußersten Ende im Westen ist der besagte schöne Teppich der Eiderstedtischen Wiesen völlig zerlappt und zerrissen. Denn hier endigt das Land mit einem wüsten Dünenstriche, der so aussieht, als wäre eine zweite Insel Amrum hier an den Strand getrieben. Man findet dort Dünen, arme Leute, Strandläufer, Fischer, Robbenschläger, Alles wie auf der Düneninsel. Die Dünen stäuben hier landeinwärts und bedecken die benachbarten Marschen mit Sand, und im

Meere erkennt man ihre Spur an einer weit hinausreichenden Sandbank, welche sie bei ihren landeinwärts gerichteten Wanderungen hinter sich ließen. Diese Sandbank heißt die „Hitzbank" oder auch schlechtweg „die Hitze" (vielleicht weil die See so häufig auf ihr „brennt" und in schäumenden flammenden Wogen aufsteigt).

Die benachbarten Leute, welche diese Sandbank fleißig bewandern, um Strandgut, Bernstein, Fische, Purren, Robben, oder sonst etwas einzuernten, werden daher auch „Hitzläufer" genannt.

Diese Eiderstedtischen Dünen sind um so bemerkenswerther, weil sie die südlichsten Trümmer des großen Dünengürtels sind, der sich an der Westküste der cimbrischen Halbinsel hin zieht. Von hier aus weiter nach Süden giebt es an der holsteinschen Küste keine Dünen mehr. Sie sind dort schon alle völlig zu Sandbänken ausgeebnet. Uebersehen wir nun hier auf der Tönninger Thurmspitze, von ihm Abschied nehmend, jenen Dünengürtel noch einmal, so können wir ihn in der Kürze so zeichnen. Im Norden ist eine große, über 40 Meilen lange, fast ununterbrochene Strecke mit einzelnen Dünen von einer Höhe von 200 Fuß; in der Mitte sieht man bedeutende Trümmer der Kette von 2, 3 und 5 Meilen Länge auf den Inseln Fanoe, Romoe, Sylt und Amrum, und dabei einzelne Dünen von 100 Fuß Höhe. Ferner im Süden, hier in Eiderstedt, sind einige kleine isolirte Trümmer der Kette von 3 Stunden Länge mit der höchsten Düne von 50 Fuß Höhe, und endlich bei Holstein verschwinden die Dünen völlig und zeigen sich bloß

noch weite, breite Sandbänke von wenigen Fuß Höhe über dem Meere.

Die nördlichen Küsten des Königreichs Hannover an der Elbe und Weser sind ebenfalls ganz kahl, haben statt der Dünen bloß Watten und sind nur auf den Schutz ihrer Deiche angewiesen. Erst auf der Insel Wangeroog fangen die Dünen wieder an und gehen dann in einer weiten, freilich vielfach unterbrochenen Kette über eine lange Inselreihe an den Küsten von Oldenburg, Ost- und Westfriesland, nach den Niederlanden hin, welche sie in einer breiten und zu Zeiten sehr mächtigen Kette umgeben. Endlich hören sie im nördlichen Frankreich völlig auf.

Auf den Thurm von Tönning hatte mich ein „Pfennigmeister" der Landschaft Eiderstedt geführt. Dieß ist der bescheidene Titel eines sehr wichtigen Beamten des Landes. In Tönning selbst hatte mich ein „Landschreiber" des Landes, ein noch angesehenerer Beamter, bei sich aufgenommen, und in Husum hatte ich den „Oberstaller" von Eiderstedt kennen gelernt, der als Chef an der Spitze der Regierung des ganzen Landes steht.

Auch hatte ich im Lande selbst verschiedene „Lehnsmänner" besucht, welche am unteren Ende der Beamtenscala stehen. Ich nenne alle diese Titel und Leute nur deßhalb, um zu zeigen, daß sich hier noch eine Spur republikanischer Einfalt in den Titeln ausspricht, die viel mehr bedeuten, als sie verkünden, und weil sich hier noch viele alterthümliche Titel finden, die bei uns längst untergegangen sind. Auch in Dithmarschen ist dieß so, wo sich von

dem alten republikanischen Staatsgebäude in den Titeln der Beamten und nicht bloß in ihren Titeln, sondern auch in ihrer Bedeutung, noch so Manches erhalten hat.

Es giebt dort „Landvögte", „Kirchspielsvögte", „Pfandvögte", „Vollmachten" u. s. w., lauter Namen, bei deren Klange unsere verwöhnten Ohren sich eben nichts Bedeutsames denken können. Das Wort „Vogt" kommt bei uns nur noch in solchen Verbindungen vor wie „Bauernvogt", „Armenvogt" u. s. w., und wir reiben uns daher die Augen, wenn uns in einem Landvogt der Mann, welcher an der Spitze der Regierung des ganzen Ländchens steht, und in dem Kirchspielsvogt, den wir etwa „Landrath" oder „Hauptmann" nennen würden, angesehene, höchstgebildete studirte Männer erscheinen. Ein „Schreiber" ist bei uns derjenige, der sich mit Abschreiben seinen Lebensunterhalt verdient, und wir würden einen „Landschreiber" längst in einen „Landessecretair," einen Pfennigmeister in einen „Finanzdirector" und einen Lehnsmann in einen „Districtspolizeimeister" umgetauft haben. Einem hiesigen Pfennigmeister gehen leicht jährlich 15 Millionen Pfennige (50,000 Thlr.) durch die Hände. Diese Pfennigmeister sind einfache, aber aufgeklärte Bauergutsbesitzer, die, wie die meisten Beamten des Landes, von den bäuerischen Grundbesitzern selbst gewählt werden. Ich glaube, nur den Oberamtmann oder Oberstaller und die beiden Landschreiber ernennt der König selbst, bei der Einsetzung des Stallers (Amtmanns) concurrirt schon die Landschaft. Ich kann mich auf das Detail der so interessanten Verfassung des Landes Eiderstedt nicht näher einlas-

sen und verweise den Leser auf ein von einem einheimischen Advocaten (Collis) darüber geschriebenes treffliches Buch.

Ich mache nur im Allgemeinen — mir kommt es hier immer nur auf das Allgemeine, das Charakteristische an — darauf aufmerksam, daß hier sonst überall fast eine republikanische Bauer- und Landschaftsverfassung in den Marschen existirte, daß im Laufe der Jahrhunderte zwar manche Tonne Goldes aus der Marsch die Geest hinaufrollen mußte, um die Privilegien zu conserviren, und daß trotzdem allmälig viele von diesen Privilegien in Eiderstedt, in Dithmarschen, auf den friesischen Inseln verloren gingen, daß aber noch diesen Augenblick viele von diesen Privilegien und Verfassungen unter dem milden Scepter der dänischen Könige fortdauern, und daß hier noch jetzt eine Unabhängigkeit der kleinen Landschaften und Communen besteht, wie sich deren sonst nur noch die Communen in England rühmen.

Etwas Aehnliches läßt sich von allen den Marschcommunen von Hannover, Oldenburg, Ostfriesland u. s. w. bemerken, obgleich sie ohne Zweifel hier in weit höherem Grade als in Dänemark unter die allgemeine Verwaltungsweise des Landes gezogen wurden.

Uebrigens giebt es fast in allen Königreichen Europas, selbst in denen mit der unumschränktesten Staatsverfassung, kleine octroyirte und privilegirte Districte, die gesondert dastehen.

Im Kaiserthume Oesterreich, namentlich in Ungarn, findet man viele solche kleine freie Communen. Auch in der

Türkei kann man republikanische Formen bei einigen Communen nachweisen; ja sogar in Rußland, namentlich an den Küsten von Esth- und Livland, kenne ich einige kleine Inseln, die verbriefte Privilegien haben und die mehr oder weniger ihre inneren Angelegenheiten selbst reguliren und verwalten.

Dithmarschen.

Wenn ich vor Mitternacht die dithmarschische Geest erreichen wollte, so war es die höchste Zeit, mich aus dem kleberigen Marschboden Eiderstedts loszumachen. Doch für einen Beobachter der Natur und der Menschen ist überall soviel zu beachten, daß der Boden überall kleberig für ihn ist, er mag in der Marsch oder auf der Geest reisen. Wenn ich reise, ist es daher immer meine größte Sorge, nur rasch durch die Länder durchzukommen, damit ich nicht etwa mich in Betrachtungen verliere und einmal ganz stecken bleibe.

Ich schiffte mich also gegen Abend in Tönning ein und erreichte bald das andere Ufer der Eider, wo schon Pferde für mich im Voraus bestellt waren.

Die Eider, dieser seit Karl's des Großen Zeit als deutsche Reichsgränze so berühmte Fluß, entspringt, wie alle Flüsse der cimbrischen Halbinsel, obgleich er in die Nordsee ausströmt, doch ganz in der Nähe der Ostsee. Ja auf einem Puncte seines Laufes, nämlich bei Kiel, kommt er der Ostsee bis auf eine halbe Meile nahe.

In unzähligen Krümmungen windet er sich zwischen den Herzogthümern Schleswig und Holstein hin und tritt

bei Tönning in's Meer hinaus. Er ist der einzige bedeutende und für die Schifffahrt wichtige Strom der cimbrischen Halbinsel, obwohl er allerdings bei seiner Mündung den Mund etwas weiter aufthut, als diese Bedeutsamkeit ihn zu berechtigen scheint.

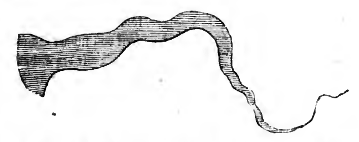
Denn er erweitert sich hier zu einem trompetenförmigen Trichter, der fast ebenso breit und groß ist, als der, den seine beiden Nachbarströme, die Elbe und die Weser, bilden. Diese weiten Mündungstrichter der hiesigen Ströme sind ohne Zweifel eine Wirkung des Kampfes zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen, der ins Land eindringenden Fluth und des daraus hervorkommenden Süßwassers. Ursprünglich, als das Land, durch vulcanische Gewalten gehoben, aus dem Meere hervortauchte, mochte die Mündung sehr schmal sein und erst im Verlaufe jenes Kampfes sich mehr und mehr erweitern.

Je geringer landeinwärts die Höhe und die Gewalt der Fluth wurde, desto weniger griff der Fluß zu beiden Seiten um sich. Daher die Trichterform. Man bemerkt deßhalb diesen Mündungstrichter nicht nur bei der Eider, Elbe, Weser, sondern auch bei der Schelde, Themse, Garonne, Loire und überhaupt bei allen Strömen, die in ein ebbendes und fluthendes Meer fallen.

Wenn, wie bei der Seine, die Ufer des Flusses ursprünglich sehr hoch waren, so ist der Trichter nicht so weit geworden, weil dann den Wässern das Umsichgreifen schwieriger wurde. Alle kleinen Flüsse der großbritannischen Insel haben entsetzlich weite Mündungen. Wie ganz anders sehen die Mündungen der Flüsse des Mittelmeeres,

der Ostsee und überhaupt aller Binnenmeere aus. Sie erweitern sich nur in Folge davon, daß nach der Mündung hin die Masse süßen Wassers größer wird.

Haben sie aber ebenso breite, trichterförmige Mündungen, so ist nicht ein allmäliges Umsichgreifen der Gewässer, sondern ein ursprünglicher Meerbusen oder ein Haff die Ursache. Das Phänomen der Mündungsverbreiterung in Folge der Fluth zeigt sich hier am auffallendsten bei den kleinen Flüssen, die aus dem Lande hervorkommen, und insbesondere bei den Wattströmen, welche die Watten und Sandbänke durchkreuzen, den sogenannten „Flethen" und „Prielen." Alle diese Flüsse fangen ganz klein an, gerade so wie die Schloten, die ich oben bei den Halligen beschrieb, verbreitern sich erst langsam, dann etwas schneller, hierauf aber bald in einer ganz außerordentlichen Proportion und zeigen nach wenigen Meilen Laufes ein Strombette von der Breite einer oder sogar mehrer Stunden. Sie bilden etwa Figuren wie diese:

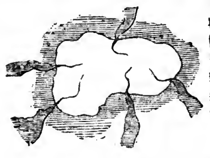


Da sie nicht durch Deiche oder sonstige, von Natur feste Ufer zusammengehalten werden, und da sie im Sande fließen, so muß natürlich die Proportion ihrer Erweiter-

ung viel größer sein als die bei den Festlandflüssen, die zwischen Deichen und festen Ufern fließen.

Jeder, auch der geringste Kampf zwischen dem abfließenden Flußwasser und dem einströmenden Meerwasser mußte eine Menge Sandkörner auf die Seite werfen und einen Weg auf dem Meeresboden ausbahnen. Die Ebbe warf sich nun wenn sie abfloß, in dieses einmal angebahnte Bette hinein, strömte von allen Seiten in vielen kleinen Nebenflüssen hierbei und half so, da die Masse des Wassers in einer viel rascheren Proportion, als dieß je bei einem gewöhnlichen Flußsysteme der Fall sein kann, anschwoll, die besagten abnormen Formen des Stromes herstellen.

Nach einer Specialkarte der Insel Föhr, die ich vor mir habe, zeigen sich die kleinen Flüßchen dieser Insel auf dem Festlande so, und setzen sich auf dem Sande des Meeres in solchen unproportionirlichen Betten fort, wie das beigefügte Bildchen zeigt. Dieß kommt Einem vor wie ein Nest voll junger Schwalben, die alle den Schnabel nicht weit genug aufsperren können.



Unter diesen Gedanken über die Verhältnisse der Flußmündungen stieg ich an das Ufer eines anderen Landes, setzte mich in einen Wagen, d. h. wieder in einen der beschriebenen Körwagen, und fuhr landeinwärts, um noch zeitig genug das Städtchen Lunden zu erreichen, in welchem ich

die alten Kirchhofsmonumente und andere Alterthümer, die für die Geschichte dieses Landes von höchstem Interesse sind, beschauen wollte.

Dithmarschen heißt das neue Land, welches der Fuß des Reisenden, der von Norden über die Eider kommt, zunächst betritt.

„Wissen Sie, wer die Dithmarscher sind?“ fragte ich einige deutsche Freunde, denen ich Etwas von diesen interessanten Leuten erzählen wollte. „Dithmarscher?“ erwiderten sie fragend, „ja, sind das nicht die berühmten Bauern in Dänemark, die sich dem Könige nicht ergeben wollten?“

Es waren gerade keine Gelehrten, die ich fragte, und ich, der ich immer gern sondire, wie weit wohl die Kenntniß des großen, gebildeten, deutschen Publicums von den Ländern geht, die ich ihm zu beschreiben wünsche, freute mich wenigstens, zu bemerken, daß der Ruhm der Dithmarscher, wenn auch nur als ein dunkeles Gerücht, zu den Ohren dieser meiner Freunde gekommen war.

Einige derselben wußten freilich, als ich eine Karte von Dänemark hervorholte, nicht mit Sicherheit anzugeben, ob sie Dithmarschen bei Skagen oder auf Bornholm suchen sollten, obgleich Alle darüber einig waren, daß das Land innerhalb der Gränzen des dänischen Staates liegen müßte. Einige Andere lachten über die Unwissenheit dieser Geographen und zeigten mit den Fingern entschieden auf den Westen von Holstein; aber auch sie konnten den Sumpf und den Wald nicht recht herausfinden, in welchem die Dithmarscher stecken mußten. Sumpfig und waldig aber

mußte es da sein, darüber waren sie Alle einig, und ich lobte sie wieder, da ich daraus schloß, daß sie doch eine dunkele Idee von dem Charakter der Dithmarscher, die sie mit Sümpfen und Wäldern in Verbindung brachten, haben mußten.

Im Grunde genommen aber sollte die Kenntniß von Dithmarschen in der That unter den Deutschen etwas verbreiteter sein, als sie es ist, erstlich weil es überhaupt zu den interessantesten Ländchen der Welt gehört, und dann, weil es eines der deutschesten Länder Deutschlands ist. Seine frühere Verfassung und Geschichte ist so merkwürdig, daß man sie ein wahres Phänomen nennen kann; seine ehemalige Bevölkerung war so tüchtig, eigenthümlich und achtbar, und seine jetzige Bevölkerung hat noch so Vieles von dieser alten Achtbarkeit sich erhalten, daß man aus dem Inneren von Deutschland in vieler Beziehung hierher als auf ein Muster schauen könnte.

Wer gern vernimmt, was Kleine durch Einigkeit und Kraft Großes verrichtet, wer sich gern der Begeisterung für Leute hingiebt, die, an ihrer Väter Sitte hängend, für ihren väterlichen Herd muthig Leben und Gut opferten, der muß für die Geschichte Dithmarschens ein großes Interesse empfinden. Wer sich mit den altdeutschen Zuständen, wie Tacitus sie schildert, befreunden will, kann diese Geschichte gar nicht entbehren. Wer deutsche Rechtsverhältnisse und uralte Gebräuche sich erklären will, der muß sich mit den hiesigen Verhältnissen bekannt machen. Wer endlich deutlich zu erkennen wünscht, wie alte Zustände verschwinden und sich mit den neuen

ausgleichen und ins Gleichgewicht setzen, der darf ebenfalls in der Reihe seiner Studien vor allen Dingen das Studium Dithmarschens nicht auslassen.

Doch braucht es am Ende aller dieser Dinge und Umstände gar nicht. Wer gern eine interessante Erzählung anhört, der lasse sich die Geschichte dieses zwischen der Elbe und der Eider gelegenen Ländchens erzählen.

Bei der Geringfügigkeit meiner Kenntnisse von diesem Lande ist es mir freilich nicht möglich, dem Leser in meiner Darstellung desselben Alles zu bieten, was eine vollständige und erschöpfende Schilderung seiner Verhältnisse ihm leisten könnte. Da ich indeß meine Jugend in einer Stadt, von der aus Dithmarschen einst beoberhoheitet wurde, verbrachte, schon in meiner Jugend viel von diesem Lande hörte und eine gewisse Sehnsucht danach empfand, da ich nun dieses Land selber mit Augen gesehen habe und es mir auch seitdem viel durch den Kopf gegangen ist, so weiß ich, besonders wenn ich noch zu Hilfe nehme, was ich darüber zur Berichtigung meiner Anschauung gelesen habe, wenigstens etwas davon und kann mindestens solchen Mitgliedern des großen Publicums, wie meine obigen Freunde und viele Tausend Andere sind, die ihnen gleichen, manches Neue davon erzählen.

Es ist nicht möglich, in dem historischen Dithmarschen auch nur einen Schritt mit Genuß und Erfolg zu machen, und noch dazu versetzen uns jener alte Lundener Kirchhof an der Gränze des Landes und seine zahlreichen Monumente, so zu sagen, mit einem Schlage mitten in die alten Zeiten

und so will ich daher für die wißbegierigen Leser in aller Kürze eine kleine Uebersicht und Geschichte dieses Ländchens, so weit ich sie begriffen habe, geben.

Wenden wir also vor allen Dingen, wie es billig ist, unsere Blicke auf die Landscholle selbst, welche die Basis und Grundlage des kleinen Volkes und Staates der Dithmarscher war, so findet sich, daß man seit unvordenklichen Zeiten unter dem angegebenen Namen das ganze westliche Ende desjenigen Ländercomplexes begriff, der jetzt das Herzogthum Holstein heißt. Im Norden und Nordwesten wird das Land der Dithmarscher von der Eider umflossen und durch dieses Gewässer theils von den Eiderstedter Friesen, mit denen sie, wie es bei Nachbarn wohl der Fall zu sein pflegt, sich beständig stritten, theils von den übrigen Bewohnern des Herzogthums Schleswig getrennt.

Im Westen wird das Land von der Nordsee bestürmt und im Süden durch das mehre Meilen breite Mündungsstück der Elbe von den Marschländern des Königreichs Hannover abgeschnitten. Es ist also auf drei Seiten von Wasser umflossen, mithin eine Halbinsel. Nur im Osten hängt es mit dem übrigen Festlande zusammen und zwar auf einer Strecke von 4½ Meile, während doch der Umfang des Ganzen etwa 28 Meilen beträgt. Das Land ist daher genau genommen nicht eine Halbinsel, sondern vielmehr eine Fünfsechstel-Insel. Dazu kommt nun noch, daß auf der fünf Meilen langen Strecke, durch welche Dithmarschen mit dem übrigen Lande zusammenhängt, von der Elbe bis zur Eider eine nur we-

nig unterbrochene Reihe von Morästen und Seeen sich hinzieht, z. B. der Kudensee, das wüste Moor, das Hohdonner Moor u. s. f. Ja man kann wohl sagen, daß der ganze östliche Theil des Landes mit unwegsamen Torfmooren, zwischen denen nur wenige Passagen sich hindurchwinden, ausgefüllt ist und diese Beschaffenheit früher in noch höherem Grade hatte.

Da in Bezug auf feindlichen und kriegerischen Verkehr Moräste ebenso gut hemmen und als Schutzwehren zu gebrauchen sind, wie Gewässer, wie Gebirge und andere nicht leicht passirbare Beschaffenheiten der Erdoberfläche, so kann man das Land nicht mit Unrecht beinahe eine Insel nennen.

Diese Verhältnisse sind natürlich sehr wichtig, da alle Inseln oder Halbinseln, wie alle abgeschlossenen Bergkessel, kurz wie alle von Natur geschützte und isolirte kleine Landflecken, sehr geeignet sind, den Bewohnern Freiheit, Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Charakters zu conserviren.

Das besagte Landstück hat eine Ausdehnung von 24 Quadratmeilen und zerfällt von Haus aus in zwei von Natur sehr verschiedene Theile, in Geest- und in Marschland. Die Marschen erstrecken sich mit stark wechselnder Breite längs der Elbe, der Nordsee und der Eider und bilden vorzugsweise den westlichen Theil des Landes.

Die wald- und torfmoorreiche Geest bildet den östlichen Theil. Man kann von Norden nach Süden, von Lunden über die Orte Heide und Meldorf eine Linie ziehen, welche ungefähr Geest und Marsch von einander

trennt. Diese Linie aber ist eine vielfach gekrümmte, denn die hohe Geest springt, wie anderes Festland in's Meer, hier und da in langen Halbinseln und Landzungen in die flache Marsch vor. Hier und da aber tritt sie wieder busen- oder thalartig zurück. Wie sonst das Wasser, so füllt jetzt hier überall der fette Marschboden diese Busen aus. Auf den Spitzen oder Vorgebirgen jener Halbinsel liegen die Hauptorte des Landes, so Lunden, Heide, Meldorf u. s. w.

Vor den Marschen, außerhalb ihres Deichwalles, liegen noch viele Seeländereien, die nicht bewohnt werden können, indem sie theils ganz unfruchtbar, theils gegen die Meeresfluthen in keiner Weise geschützt sind.

Es sind zum Theil Sandbänke, die täglich vom Meere bespült werden, zum Theil kahle Watten, die das Wasser nur bei hohen Fluthen überschwemmt, zum Theil endlich fruchtbare Wiesenstriche, die nur bei ganz außerordentlichen Wasserständen unter dem Meere stehen und für gewöhnlich zu Viehweiden benutzt werden können.

Diese Seeländereien oder Außendeichsländer reichen meilenweit in's Meer hinaus und haben wenigstens eine eben solche Ausdehnung wie die Marsch- oder die Geesthälften, und man kann daher füglich von drei Dithmarschen sprechen, dem „Marsch-", dem „Geest-" und dem „Watt-" oder „Außendeichs-Dithmarschen."

Viele Schriftsteller betrauern in dem Wattenlande eine untergegangene Herrlichkeit ihres Vaterlandes, indem sie eine Menge von Districten, Inseln und Kirchspielen aufführen, welche hier vom Meere verschlungen sein sollen. Es sind hier in der That manche schöne Landstriche ver-

schwunden, aber man weiß nicht genau, wieviel von jener Trauer wohl begründet, wieviel nur eingebildet ist.

Gewisser ist, daß jenes Wattendithmarschen ein Land der Hoffnung für die Bewohner ist, denn seit 400 Jahren haben sie deichend und schanzend manchen schönen Acker Landes daraus hervorgeholt und mehre fruchtbare, von den Fluthen umspülte Inseln mit dem Festlande verbunden.

Die Marschen sind von diesen drei Stücken das vornehmste, denn in ihnen liegt der Hauptreichthum und die Hauptbevölkerung des Landes. Da die Oberfläche der Marsch von der der Geest ebenso außerordentlich verschieden ist wie Gebirgs- und Ebenland, wie Wüste und Ackerbauland, so könnte es, weil solche verschiedene Erdoberflächenstücke meistens auch verschiedene Völker und Staaten zu begränzen pflegen, fast Wunder nehmen, daß die Leute sich nicht auf die Marsch allein beschränkten und daß die fremden Geestvölker, über die Geest hin sich ausbreitend, nicht bis dicht an den so scharf bezeichneten Rand derselben vordrangen.

Es ist indeß klar, daß, wenn die Marschbewohner dieß zugegeben hätten, es um ihre Unabhängigkeit von vorn herein geschehen gewesen wäre. Die Geestleute hätten auf den Spitzen und Vorgebirgen der Geest Burgen und Befestigungen gebaut und von da aus die Marsch beherrscht. Die Marschleute mußten also die ganze, ihnen benachbarte Linie der Geest in ihre Gewalt zu bekommen suchen, um da selbst ihre eigenen Befestigungen und Städte anzulegen.

Außerdem aber hat die Geest vielfache Producte,

welche die Marsch nicht besitzt, Holz, Torf, und umgekehrt besitzt die Marsch so viele schöne fruchtbare Wiesen, daß Jeder, der an dem Rande der Geest wohnte, Lust bekommen mußte, auch dort unten ein Besitzthum zu gewinnen. Kurz, Marsch und Geest ergänzen sich gegenseitig, und es ist also sehr natürlich, daß ein Theil der Geest mit der Marsch zu einem und demselben Ganzen verschmolz.

Wir sehen daher in allen diesen Küstendistricten, daß die Marschbewohner und die Marschcommunen sich nicht bloß auf ihre Marsch beschränkt, sondern auch einen Theil der Geest gewonnen haben.

Wie die ganze Menschheit noch immer fragt, woher sie gekommen, ob sie aus dem Paradiese vertrieben, ob sie vom Himmel herabgeschwebt, ob sie aus dem Schlamme der Erde hervorgekrochen sei, so zerbrechen sich auch die Dithmarscher über sich selbst und über ihren Ursprung den Kopf, und die alten Chronisten des Landes haben mindestens zwölferlei Fragen hierüber aufgestellt und über jede derselben ein Capitel geschrieben, z. B., ob sie zu Lande oder Wasser angelangt seien, ob aus Britannien oder aus Dänemark, ob sie die Elbe herunter aus Böhmen oder über Holland aus Gallien gekommen, ob sie von den Kriegsvölkern Alexander's des Großen oder von den Juden abstammen, ob sie von den Cimbern oder umgekehrt die Cimbern von ihnen ihren Ursprung haben, ob sie Noah oder ein gewisser Demetrius (daher Dithmarschen) hierher geführt habe u. s. w.

Viele gehen nicht so weit hinauf, sondern fragen nur, ob sie Sachsen oder Friesen seien, und der Streit hierüber ist mit Lebhaftigkeit geführt worden und dauert

in diesem Augenblicke noch immer fort. Die Meisten sind der Meinung, daß die Dithmarscher reine Niedersachsen seien, und daß die große Kette friesischer Küstendistricte, welche von den Mündungen des Rheins bis hoch nach Jütland hinaufging, hier durch einen eingeschobenen sächsischen Keil unterbrochen worden sei.

Sie stützen ihre Meinung theils darauf, daß hier seit unvordenklichen Zeiten im Lande plattdeutsch gesprochen und geschrieben worden sei, theils auf den unvertilgbaren Volkshaß der Dithmarscher gegen die Friesen im Norden, der sich in beständigem Kampfe mit ihnen kundgegeben habe. Diejenigen, welche für die friesische Abstammung sind, berufen sich wieder darauf, daß Dithmarschen in alten Zeiten von ostfriesischen Schriftstellern ein Theil der alten friesischen Seelande genannt wird, daß die Marsch unzweifelhaft viele friesische Colonisten empfangen habe und daß, sowie ihre Marschen den Hauptkern des Landes ausmachten, diese friesischen Colonisten eigentlich die Seele des Staates, gebildet hätten.

Es ist wohl höchst wahrscheinlich, daß die Meinung einiger unparteiischer Forscher, welche die Wahrheit in der Mitte suchen und welche meinen, daß das Volk und Gemeinwesen der Dithmarscher sowohl friesische, als sächsische Elemente in sich aufgenommen haben, das Rechte, trifft.

Es wäre eine, wenn gleich nicht unmögliche, doch sonderbare Erscheinung, wenn hier in dem kleinen Dithmarschen auf einmal bloß reine Niedersachsen an der Küste gewohnt haben sollten, während rechts und links, weit und breit Friesen wohnten, welche den Marschen folgten, wie die

Deutschen in vielen slavischen Landstrichen den Gebirgszügen.

Die Friesen sind so passionirt für die Marsch, daß selbst in diesen allerneuesten Zeiten, sobald nur ein Koog in Dithmarschen eingedeicht wurde, dieser von Leuten bevölkert wurde, welche über die See aus dem alten friesischen Stammlande kamen, und nicht von innen heraus von Dithmarschen.

Man findet in jedem der letzten Jahrhunderte Beispiele von neuen Ländereindeichungen, die mit Hilfe von Holländern, West- oder Ostfriesen geschehen sind. Viele behaupten, daß erst seit dem 12ten Jahrhunderte solche Einwanderungen von Friesen in die Marschen stattgefunden haben. Allein es ist wohl höchst wahrscheinlich, wenn auch nicht nachweisbar, daß man sie als ein weit älteres Verhältniß betrachten muß, daß sie aber erst mit dem 12ten Jahrhunderte besonders häufig wurden.

Daß die Dithmarscher mit den Friesen in Eiderstedt beständige Fehden hatten, beweist nicht viel, denn wenn zwei Leute Nachbarn werden, so zanken sie sich mit einander, auch wenn sie Brüder sind. Die Eiderstedter Friesen stritten auch viel mit den nördlichen Strandfriesen, und dann kämpften die demokratischen herrenlosen Dithmarscher ja gegen die ihnen verhaßten aristokratischen, vom Adel beherrschten sächsischen Holsteiner noch viel mehr, und der Gegensatz zwischen beiden war gleichfalls viel größer. Nur wenn sie mit den Holsteinern gerade nichts zu thun hatten, zankten sie sich mit ihren friesischen Nachbarn.

Was einen am meisten bewegen könnte, die eigentliche

Seele des dithmarschischen Volkes und das Gemeinwesen für friesisch zu halten, ist die große Aehnlichkeit der Verfassung und Geschichte ihres Staates mit der Verfassung und Geschichte aller übrigen kleinen friesischen Länder.

Alle diese diminutiven Staaten waren der Hauptsache nach kleine, von einfachen Marschbauern gestiftete Demokratieen, die eine Volksversammlung an der Spitze, aber anfangs weder Adel, noch Fürsten hatten. Und das war auch Dithmarschen, das also herrlich in diese Reihe paßte.

Wollte man annehmen, daß des Landes Staatsgebäude rein sächsischen Ursprungs sei, so wäre demnach die dithmarschische Commune das einzige von Landbauern errichtete demokratische Staatsgebäude in dem ganzen sonst so aristokratischen und adelreichen Niedersachsen, während die Friesen doch überall und fast ausschließlich in solchen Staatsgebäuden wohnten.

Es wird in der Geschichte der Dithmarscher erzählt, daß sie am Ende des 13ten Jahrhunderts den Adel vertrieben hätten. Obwohl die Art und Weise, wie sie dieß ausführten, von den Historikern nicht klar nachgewiesen werden kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie vor jener Zeit Edelleute sich nennende und als solche anerkannte Geschlechter unter sich hatten, nachher aber keine mehr. Combiniren wir nun hiermit die Andeutung, daß vom 12ten Jahrhunderte an die Friesen, wo nicht zum ersten Male, doch besonders häufig eingewandert sind, so ist es wohl sehr glaublich, daß jene Vertreibung eine Folge dieser friesischen Einwanderungen war, und daß nun frie-

fischer Geist ganz und gar in dem Gemeinwesen die Oberhand gewann.

Und es kommt ja weit mehr darauf an, ob friesischer oder sächsischer Geist in dem Lande das Uebergewicht habe, als darauf, ob dort mehr Leute aus sächsischem Geblüte gewesen seien. Die griechischen Colonieen in Kleinasien, obwohl am Ende mehr mysisches und pamphylisches als griechisches Blut in den Adern ihrer Bürger floß, wurden doch immer mit Recht griechische Staaten genannt, weil griechische Gesetze, Sitten und Gewohnheiten in ihnen prädominirten.

Indeß bleibt immer Zweierlei merkwürdig, erstlich, daß die Friesen hier, früher als in Eiderstedt oder sonst irgendwo, sich der plattdeutschen Sprache bedienten, und dann, daß sich das Nationalgefühl der Dithmarscher immer mehr auf die niedersächsische Seite schlägt, während man doch eher vermuthen sollte, daß, wenn ihre Ueberzeugung nicht stark und entscheidend gewesen wäre, sie in einem so dubiösen Falle die Eitelkeit dazu hätte bringen müssen, sich auf die friesische Seite zu schlagen, da von jeher mehr Ruhm dabei gewesen zu sein scheint, sich den „edlen, freien" Friesen beirechnen zu dürfen, als den Niedersachsen, die freilich ein edles, ebenfalls Freiheit liebendes Volk waren, aber doch vor den Friesen, wie es scheint, um einen Grad zurückstanden.

Ueber den Ursprung des Namens Dithmarschen ist man ebensowenig einig, als über den des Volks, und die alten Chronisten wissen nicht, ob sie ihn von einem gewissen Demetrius oder einem Grafen Detmar, von dem

alten Volke der Marsen oder der Jungfrau Maria ableiten sollen.

Die Ableitung, welche mir am meisten gefällt, ist die von „Marsch" (Meeresland) und „Dith", „Thit", „Thiot" oder „Teut" (deutsch), wonach also der Name die „deutschen Marschen" im Gegensatze zu den jenseits der Eider liegenden dänischen Marschen bedeuten würde.

Deutsch heißt auf niedersächsisch „Düütsch", und in unserem Falle konnte man leicht des Euphemismus wegen das eine der beiden rauschenden „sch" weggelassen und „Dithmarschen" gesagt haben. Wie bei dem Worte „deutsch" wird daher auch bei Dithmarschen oft statt des anfänglichen „D" ein „T" gesetzt, und man sieht daher den Namen bald mit „Dit" oder „Tit", bald mit „Thiet" oder „Thiot", bald mit „Theat" oder „Teut" geschrieben.

Geschichte einer Marschrepublik.

Soviel also in Kürze über das Land und seine Bewohner. Was nun die Geschichte beider betrifft, welche zu allen Zeiten von vielen Gelehrten, sowohl von einheimischen als von auswärtigen, von Dithmarschen (sogar von Bauern), von Schleswig-Holsteinern, von Dänen, von Bremern, Hamburgern und Lübeckern behandelt worden ist, so steigen wir hier natürlich, wie bei der Geschichte aller Länder, — zunächst in die Wolken. Eigentlich sind wir schon längst bei Erklärung der Abstammung des Namens und Volkes mitten unter diesen Wolken.

Die alten Phönicier, die ihren Bernstein hier wohl ebenso häufig kauften als an der Ostsee, haben gewiß Manches von diesen Leuten gewußt. Doch haben diese schweigsamen Kaufleute darüber ebenso wenig mitgetheilt wie über die Bewohner der Zinninseln.

Die Römer und Griechen, von denen wir sonst immer ein Almosen bekommen, wenn wir bei ihnen im Namen unserer deutschen Clio betteln, erklären geradezu, sie wüßten Nichts davon, wie die Leute jenseits der Elbe hießen und lebten, und wie'te Mann die Dithmarschen

zum Zuge der Cimbern und Teutonen stellten, ist daher nicht bestimmt auszumachen.

Die dithmarschische Geschichte der acht ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt läßt sich ebenso leicht beschreiben wie die aller vorhergehenden, denn es liegt hier vollkommen hell und klar vor uns, daß diese Zeiten — sehr dunkel sind.

Die alten britischen Schriftsteller, welche für die Periode des zweiten großen Weltereignisses, das diese Gegenden erschütterte, für den Zug der Angelsachsen nach England, dasselbe sind, was für die Periode des Cimbernzuges die Römer, haben den berühmten Namen der Dithmarschen nie in den Mund genommen.

Und wenn wir auch wohl vermuthen dürften, daß in den „Kielen" oder in den mit Leder überzogenen sächsischen Schiffen, die beständig in allen Meeren um Britannien herum auf Beute lauerten und in denen so viele Erzkaper und Räuber gefunden wurden, als man Matrosen darinnen sah, auch einige Vorväter der Dithmarscher gewesen sein mögen, so ist dieß doch nur Vermuthung, und wir kennen durchaus nicht die Namen der Häuptlinge und Herren, die Hengist und Horsa aus dem Ländchen zwischen der Eider und der Elbe nach England eingeladen haben mögen.

Das große Licht, welches, die Finsterniß zerstreuend, erst am Ende des 8ten Jahrhunderts für diesen, wie für so manchen anderen nordischen Erdwinkel aufging, heißt Karl der Große. Diesem großen Manne, den alle Friesen noch heutiges Tages als die Quelle ihrer Privilegien und Freiheiten ansehen und verehren — ich hörte auf den friesischen Inseln selbst einfache

ungelehrte Leute sagen: „Unseren Vorfahren hat der Kaiser Karl der Große zum Lohne für ihre Redlichkeit und Tapferkeit ihre Privilegien gegeben, und von ihm stammen unsere Freiheiten her," — es ist zwar, wie so Vieles, was von Karl dem Großen berichtet wird, nur eine Sage, aber jedenfalls doch eine sehr weit verbreitete, unvertilgbare und beachtenswerthe Sage — jenem großen Kaiser also, sage ich, welcher Krieg, Blut, Licht und Christenthum in alle diese Gegenden brachte und den die Leute hier wie am Rheine, in Italien wie bei den Slaven, im Norden und im Süden der Pyrenäen, als einen politischen Titanen verehren, huldigten am Ende des 8ten Jahrhunderts auch die Dithmarscher und ließen es geschehen, daß entweder durch ihn oder durch seinen Sohn Ludwig den Frommen eine Kirche in ihrem Lande zu „Melinthorp" oder Meldorf, welcher Ort nun 600 Jahre lang ihre Hauptstadt blieb und jetzt wenigstens noch eine derselben ist, gestiftet wurde.

Denn Karl dem Großen ging es wie Peter dem Großen; wohin jener eine Kirche setzte, da blühte eine Stadt auf, die für alle kommenden Zeiten dauerte, und wohin dieser seinen, Hunderten von Völkern gebietetenden Finger richtete, da keimte Etwas auf und wuchs und gestaltete sich.

Als später, zu unserer Zeit, der Nachfolger des Frankenkaisers, ein zweiter Frankenkaiser, in diese Gegenden kam, errichtete er an den Mündungen der Elbe und Weser ein neues Ländergebiet seines Reichs, „le département des bouches de l'Elbe et du Weser."

Karl der Große oder doch die Karolinger hatten, als

sie herrschten, ein eben solches Elbmündungs-Departement gestiftet, welches „die Grafschaft Stade" hieß und beide Ufer der Elbe bis an die Mündung umfaßte. Zu dieser Grafschaft gehörte auch unser Ländchen, von dem es übrigens ungewiß ist, ob es ganz mit ihm verbunden war oder ob es nicht bisweilen seine eigenen Grafen hatte.

Jene mächtigen Grafen von Stade scheinen Anfangs unmittelbar unter dem Kaiser gestanden zu haben, doch gab sie Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1062 unter die Lehnshoheit mächtiger Prälaten, die ebenfalls die Quelle ihrer Größe auf Karl den Großen zurückführten, der Erzbischöfe von Bremen.

Diese geistlichen Herren, die schon unter den Karolingern ihr kirchliches Regiment über den ganzen weiten Norden, über Dänemark und Schweden, ausdehnten, strebten wie der Papst auch nach weltlichem Besitz, und unter allen Districten und Ländchen, die sie, bis an die Mündungen der Elbe und Weser vorschreitend, allmälig erwarben, war nebst der Grafschaft Stade das Land der Dithmarscher der nördlichste Theil jenes ihres weltlichen Gebiets.

Zwar blieb, wie alle Besitzthümer und Rechte in jenen stürmischen Zeiten, auch ihre Grafschaft jenseits der Elbe nicht unangefochten; die Grafen von Stade wollten sich der Lehnshoheit der Erzbischöfe nicht fügen, und die Dithmarschen machten sich auch einige Male, sowohl von dem Grafen, als vom Erzbischofe frei, gaben sich auf kurze Zeit an den Bischof von Schleswig und wurden danach von Heinrich dem Löwen beherrscht. Als dieser und der Erzbischof von Bremen, der ihn bei sich aufge-

nommen hatte, in die Acht erklärt worden waren, wurde das Ländchen vom deutschen Kaiser dem Grafen Adolph von Holstein, der mit der Vollstreckung der Acht beauftragt war, überwiesen, jedoch nach einiger Zeit an den Erzbischof von Bremen, der vom folgenden Kaiser wieder zu Gnaden aufgenommen worden war, zurückgegeben.

Natürlich protestirten die Grafen von Holstein gegen, die Zurücknahme des kaiserlichen Geschenks und prätendirten nun fortwährend ein Recht an Dithmarschen. Die Könige von Dänemark dagegen leiteten aus dem Umstande, daß die Dithmarscher sich einmal an den Bischof von Schleswig ergeben hatten, gleichfalls ein Recht her, und die Erzbischöfe von Bremen hielten fest an ihrer uralten Belehnung mit dem Lande.

Diese drei Mächte blieben für die Folgezeit die Hauptprätendenten um den Besitz von Dithmarschen, und wir sehen daher am Ende des 12ten und zu Anfange des 13ten Jahrhunderts erst den Erzbischof Hartwig von Bremen im Lande Gesetze geben, dann den König Knut von Dänemark dasselbe besetzen, darauf den Grafen Adolph von Holstein es durchziehen und endlich den großen König Waldemar den Sieger, von Dänemark, erscheinen, welcher Dithmarschen mit einem großen Theile von Norddeutschland und vielen anderen Ländern eroberte.

Der Stern dieses Königs ging endlich im Jahre 1227 in der berühmten Schlacht von Bornhöved in der Mitte von Holstein, bei welchem Orte das Schicksal dieser Länder so oft entschieden wurde, unter. Denn hier

traf er mit den gegen ihn aufgestandenen norddeutschen Fürsten zusammen.

Die Dithmarscher, welche dem Könige von Dänemark hatten folgen müssen, entschieden diese Schlacht, indem sie in dem Augenblicke, als die Sachen für die Deutschen nicht eben besonders gut zu stehen schienen, den König in Folge einer mit den deutschen Herren getroffenen Verabredung verriethen und den Dänen in den Rücken fielen. Diese wurden nun auf's Haupt geschlagen wodurch ganz Norddeutschland von ihrer Herrschaft befreit wurde.

Dieß war das erste Mal, daß die Dithmarscher durch ihr Betragen in einer Schlacht einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Nordens ausübten. Mehre von ihren später erkämpften Siegen hatten ebenso weit greifende Folgen.

Sie selbst kehrten in Folge der vor der Schlacht getroffenen Verabredung unter den Krummstab des Erzbischofs von Bremen zurück, jedoch nur so, daß dieser gewisse Einnahmen aus ihrem Lande bezog und das Recht behielt, einige Vögte in demselben zu ernennen, die wahrscheinlich dort nicht mehr Einfluß hatten als die kaiserlichen Vögte in den deutschen freien Reichsstädten.

Von jetzt an blieben die Dithmarschen immer auf der Seite des Erzbischofs von Bremen und schützten bis zu ihrem völligen Untergange bei vielen Gelegenheiten gegen Ansprüche, die von anderen Seiten auf ihr Land erhoben wurden, vor, sie seien von Rechtswegen Unterthanen des Erzbischofs von Bremen. Sie benutzten dieß

jedoch mehr nur als einen Vorwand, um Fremden damit zu begegnen, als um dem Erzbischofe von Bremen besonders viele Vortheile aus dieser Unterthanenschaft zufließen zu lassen.

Auch haben sich diese Erzbischöfe, so wenig sie ihren Gerechtsamen in Dithmarschen entsagen wollten, in Fällen der Noth nicht eben sehr eifrig ihrer Unterthanen angenommen und dieselben sich meistens selbst ihrer Haut wehren lassen. Ja sogar später, als die Dithmarscher längst mit Holstein und Dänemark dauernd verbunden waren, wurde noch einmal im Lande zu Gunsten des Erzbischofs von Bremen conspirirt.

Nach der besagten Schlacht im Jahre 1227, in welcher sich die Dithmarscher zuerst bedeutend hervorthaten und ihre Unabhängigkeit von Holstein und Dänemark errangen, haben sie bis zum Jahre 1569, also über 300 Jahre lang, ihre Freiheit unter der Bremischen Oberhoheit, zu welcher sie sich ungefähr verhielten wie die Reichsstädte zu der Oberhoheit des deutschen Kaisers, behauptet.

Schon vor dem Jahre 1227 wird oft von der „Dithmarscher Freiheit" und von der „Gemeinde des Landes" geredet. Und wahrscheinlich haben die Dithmarscher schon damals sowohl unter den Grafen von Stade, als unter Heinrich dem Löwen, unter den Grafen von Holstein, wie unter den Königen von Dänemark, eine Art von republikanischer Verfassung gehabt. In jenen Zeiten konnte es eher Staaten im Staate geben als jetzt, wo der eine Staat, dem Alle angehören, viel systematischer und durchgreifen-

der organisirt ist. Es hieß damals: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, oder dem Erzbischof, was des Erzbischofs, oder dem Grafen von Stade, was des Grafen von Stade ist, und im Uebrigen regiert euch selber.

Jene Herren hatten gewisse Burgen inne, forderten gewisse Schatzungen ein, machten Ansprüche auf eine gewisse Heerfolge und ließen die Leute im Uebrigen selbst walten. Auch sehen wir in den Zwischenzeiten der mehrfach wechselnden Regimente immer eine unabhängige, selbst entscheidende dithmarschische Gemeinheit hervortreten; aber erst nach der Schlacht von Bornhöved bekam diese eine festere Form und Consistenz, die sich mehr und mehr einer völligen Unabhängigkeit näherte.

Von nun an sehen wir eine souveraine Volksversammlung in Dithmarschen auftreten, welche mit Fürsten und Königen Bündnisse schließt, Gesandtschaften an den Papst und den Kaiser schickt und von ihnen Botschaften empfängt, und welche, ohne einen Erzbischof oder Fürsten zu befragen, die Truppen des Landes zusammenruft und auf eigene Hand meistens siegreiche Kriege mit den Nachbarn führt.

An der Spitze des ganzen Landes, als oberste Quelle aller Entscheidungen, stand nach der Weise der Demokratieen die ganze Volksgemeinde, „Meende" oder „Meinheit" (populus) genannt, zu der alle männliche Eingesessene, die über 18 Jahre alt waren, gehörten, und die sich in außerordentlichen Fällen in der Hauptstadt Meldorf versammelte. Für gewöhnlich aber war sie nur durch 70 bis 80 sogenannte „Radghewere" oder

„Rathmannen" (consules) repräsentirt, von deren Wahl und Amtsdauer wir indeß nichts Bestimmtes wissen.

Das ganze Land war in mehre Kirchspiele getheilt, die man alle wieder als eben so viele kleine Republiken betrachten kann. Denn diese einzelnen Kirchspiele faßten oft Beschlüsse, welche mit denen der Gemeinheit in Widerspruch traten, und diese wandte dann wohl, wenn sie es für gut fand, Zwangsmaßregeln gegen einzelne Kirchspiele an.

An der Spitze jedes Kirchspiels standen 2 bis 4 jährlich wechselnde Oberbeamte, welche „Schlüter" (Schließer oder Schlüsselführer, weil sie die Kirchspielscassen unter ihrem Verschluß hatten) genannt wurden. Den Schlütern zur Seite standen in jedem Kirchspiele 10 bis 20 Geschworene, „Swarene" oder „Sworen" geheißen. Doch hatte jedes Kirchspiel seine Besonderheiten, das eine war demokratischer, das andere aristokratischer.

Jene Beamten waren natürlich die angesehensten, ältesten und erfahrensten Leute des Landes und standen daher auch bei der Versammlung des ganzen Volks an der Spitze der Gemeinheit. Ebenso erschienen auf dieser Versammlung die erzbischöflichen Vögte (Vogheden), deren es anfangs nur einen, später fünf gab. Diese Vögte waren nicht etwa vom Erzbischof ins Land gesandte Gouverneure, sondern Richter, die er aus den Einwohnern des Landes ernennen und aus seinen Landeseinkünften bezahlen mußte.

Sie scheinen, wenn auch nicht die einflußreichsten, doch eine Zeit lang, bis zur Mitte des 15ten Jahrhunderts, die vornehmsten Leute im Lande gewesen zu sein, denn

bis dahin beginnen alle Staatsbeschlüsse (senatusconsulta) der Dithmarschen auf diese Weise: „Wi Voghede, Slüter, Sworen, Radghewere und Meinheit des Landes tho Ditmarschen“ (wir Vögte, Schließer, Geschworenen, Rathgeber und Gemeinheit des Landes zu Dithmarschen).

Es war dieß im Grunde eine Verfassung, die mit allen damals an der Nordseeküste so zahlreichen friesischen Bauern-Republiken nach einem und demselben Modell geformt gewesen zu sein scheint. Denn in allen jenen kleinen Landschaften, in Rüstringen, in Stedingen, im Brockmer Land rc., kommt eine „Meende“ oder „Meente“ oder „Gemeene“ oder „Gemeinheit“ als Quelle der Staatsgewalt vor, und es stehen „Rathgewere“ oder „Richter“ oder „Aelterleute“ oder „Geschworene“ an der Spitze. Die Ausdehnung der Macht dieser Beamten wird überall ähnlich, nur die Namen und Titel wechseln. Die Senatusconsulta beginnen: „Judices ac universus populus Stedingorum“ oder „Consules terrae Rustringiae“ oder sonst auf ähnliche Weise.

Je mehr sich der Staat der Dithmarschen durch Siege gegen außen befestigte, desto bestimmter prägte er sich auch im Inneren aus, und desto mehr scheinen sich die Verhältnisse so gestaltet zu haben, daß die ganze Macht in die Hände einiger Weniger kam.

In der Mitte des 15ten Jahrhunderts (1447 oder 1448) wurden in Folge innerer Zwistigkeiten aus den angesehensten Geschlechtern 48 Männer zu obersten Richtern (Judices majores) auf Lebenszeit erwählt. Und diese Richter, die bald zu förmlichen Regenten (guber-

natores) geworden zu sein scheinen, blieben fortwährend an der Spitze des Staates bis zu seinem Untergange (1559). Sie hießen schlechtweg die „Achtundvierziger" (de Achtundveertig) und später auch die „48 Regenten." Uebrigens waren diese 48 immer nur die administrative und richterliche Behörde für die kleineren Sachen und die laufenden Angelegenheiten; Quelle der Gesetze blieb die Landesversammlung, die auch in allen wichtigeren Staatsverhandlungen und Beschlüssen über Krieg und Frieden entschied.

Mit dieser inneren Revolution war auch eine Veränderung der Localität der Zusammenkünfte verbunden. Denn von 1447 an versammelte sich die Landesgemeinheit nicht mehr in Meldorf, sondern auf dem großen Markte von Heide, wo sich ein Ort bildete, welcher bis an's Ende der Republik die Hauptstadt des Landes blieb.

Hier war beständig ein Ausschuß der Achtundvierziger, der aus zwölf von ihnen bestand und einen „Landkanzler" oder „Secretair" an der Spitze hatte, versammelt, und an jedem Sonnabende waren alle achtundvierzig gegenwärtig. Und hierher riefen sie, in Fällen, in welchen von ihnen an das Land appellirt werden mußte, die ganze Landesversammlung, meistens an einem Montage, zusammen, bei welcher indeß die 5 Vögte, die Achtundvierziger, die Schlüter (etwa 60), die Geschworenen (etwa 400), im Ganzen etwa 500 Personen, als entbotene Bevollmächtigte des Landes, die Hauptstimme hatten.

„Was sich sonst von Bauern dabei einfand," sagt Dahlmann, „sah und hörte den Versammlungen und Reden zu

und gab als Masse Zeichen der Beistimmung oder des Mißfallens, falls nicht irgend eine besondere Aufregung auch unter ihnen eigene Redner hervorrief."

So ungefähr sah es mit der Verfassung der über das ganze Land waltenden und Alles einigenden Macht aus. Doch war wohl das eigenthümliche Familienwesen der alten Dithmarschen für die Erhaltung des Ganzen noch wichtiger als jene Staatsverfassung. Wenigstens scheint man dieß daraus schließen zu dürfen, daß gerade mit dem Fall der Republik auch jenes eigenthümliche Familienwesen allmälig fast völlig aufgelöst ward.

Am natürlichsten entwickelten sich wohl überall auf Erden aus der Familie die ersten Anfänge aller politischen Gesellschaft. Familienbande sind die natürlichsten Bande, welche die Menschen zusammenhalten und zur Verfolgung gemeinsamer Interessen vereinigen.

Wir sehen daher in Arabien und an vielen Orten, wo der Staat auf der niedrigsten, rohesten und ungekünsteltsten Stufe stehen bleibt, nur Familienverbindungen, welche dadurch zu einer Art von Staaten werden, daß nicht nur alle Mitglieder eines Geschlechts unter ihrem ältesten Oberhaupte (Patriarchen) zusammenhalten, sondern daß auch Fremde, nicht durch das Blut Verbundene, in diesen Bund aufgenommen werden und sich dann dem Ansehen jenes Patriarchen unterwerfen.

Gelingt es auch den Menschen, durch Vereinigung vieler Geschlechter, entweder unter einem einzigen freigewählten oder aufgedrungenen Oberhaupte, oder unter einem Bunde von Familienhäuptern, einen künstlichen

Staat zu bilden, so bleiben doch jene Naturstaaten oder Geschlechtsverbindungen im Kunststaate noch immer von mehr oder weniger großem Einfluß, dessen sich selbst zu unserer Zeit die durchgebildetsten und durchgreifendsten Staaten nicht ganz erwehren können.

Je künstlicher ein Staat wird, desto mehr wird der Einfluß der Geschlechter neutralisirt. Je mehr der Zustand der Völker dem Naturzustande nahe steht, desto stärker zeigt sich dieser Einfluß, besonders bei von Natur kräftigen und fernigen Nationen. Ist eine Nation von Natur energielos, lahm, keiner starken Passionen fähig, so sind natürlich auch die Familienbande, die auf heftiger Liebe und Anhänglichkeit beruhen, bei ihr schwach, und es können sich keine stark zusammenhängenden Geschlechter bei ihr ausbilden. Bei vielen Wilden hören wir nichts von lebhaftem und innigem Zusammenhalten der Geschlechter.

Bei den edelsten und vielversprechendsten Nationen dagegen vernehmen wir viel von einem sehr starken Familiengeiste. Man kann die tüchtigen Nationen ebenso an diesem erkennen, wie fruchtbaren Boden an den Disteln, die auf ihm wuchern.

Das merkwürdigste Beispiel von politischen Familien- und Geschlechtsverbindungen in ganz Europa geben wahrscheinlich die schottischen Clans, die sich bis in die neuere Zeit herab in ihrer ursprünglichen Originalität erhielten. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach der letzten und endlichen Besiegung der Stuart'schen Prätendenten, wurden sie von den Engländern aufgehoben,

indem von da ab nur noch ein Schatten ihres alten Ansehens bis auf unsere Tage sich hinzieht.

In Italien haben noch heutiges Tages die Bewohner des Inneren von Corsica und Sardinien etwas Aehnliches. Und in Deutschland haben sich, wie es scheint, diese uralten Familieninstitutionen am längsten bei den friesischen Stämmen und den Dithmarschern erhalten. Ich habe oben gelegentlich schon angegeben, daß man Spuren von alten Sitten, die aus den Geschlechtsverbrüderungen hervorgingen, auf den friesischen Inseln noch bis ins vorige Jahrhundert verfolgen zu können glaubt.

Die ganze Bevölkerung des Landes Dithmarschen war in verschiedene Geschlechter, von ihnen „Slachte" genannt, getheilt. Diese Geschlechter waren entweder friesischen oder sächsischen Ursprungs, was selbst, als gemeinsame Sprache und Sitte sie längst vereinigt haben mochte, bei Erwähnung der Geschlechter nicht vergessen wurde. Alle die, welche einem Geschlecht angehörten, hatten, wie die Clans der Schotten, die Mac Gregors, die Stuarts, die Mac Aulays, ihren gemeinsamen Namen.

Die „Vogdemannen", die „Dickbolingmannen," die „Amezinghemannen", die „Edigmannen", die „Zerzinghemannen", die „Ezingemannen", die „Witte-Willers-Mannen" waren solche Geschlechter, die auf ähnliche Weise zusammenhielten, wie die Kinder Israel, wie die Ben Nesi und Ben Salem der heutigen Araber.

Wie jeder Clan der Schotten meistens ein Thal, einen Gebirgsstrich oder überhaupt irgend eine bestimmte Localität für sich als seine Heimath besetzt hielt, so

scheinen auch diese Slachten besondere Theile des Landes für sich innegehabt zu haben; so z. B. wohnten die friesischen Vogdemannen bloß in der Marsch, der Slacht der Molrinen soll hauptsächlich im Orte Büsum seinen Sitz gehabt, der der Bielken im Orte Henstedt gelebt haben. Im Uebrigen waren die Mitglieder dieser Geschlechter auch in allen anderen Kirchspielen des Landes verbreitet*).

Anfangs mochten die Slachten wirkliche bloße Blutsverwandtschaften sein, und es wurde darauf gesehen, daß nur wirkliche und leibliche Vettern sich in jeder Slacht befanden. Später aber wurde es Sitte, auch Fremde in die Slacht aufzunehmen, sie gleichsam zu adoptiren und dadurch die Zahl der Slacht-Vettern zu vermehren, ganz so, wie dieß auch in Schottland geschah.

Es ist natürlich, daß dieß der erste Schritt zur Auflösung und zum Untergange der Slachten war, die ihre eigentliche Kraft und Energie nur in der Gleichheit des Blutes haben konnten.

Durch vielfach einwirkende Umstände wurde eine Slacht berühmter, zahlreicher und angesehener als die andere, und es werden mehre erwähnt, die bis 500 wehrbare Männer ins Feld stellen konnten. Andere dagegen schmolzen in Folge verschiedener Umstände allmälig völlig zusammen und kamen so weit herab, daß sie sich endlich mit anderen Slachten verbanden und sich diesen durch Einkauf oder einen anderen Ver-

*) Der Chronist Dithmarschens, Neocorus, führt alle Geschlechter der Dithmarscher einzeln auf und nennt die Districte, in denen sie verbreitet waren.

trag incorporirten, wie auch in der Geschichte der schottischen Clans solche Vereinigungen und Incorporirungen vorkommen, und wie noch heutiges Tages die arabischen Bens sich wie wilde Bergwässer mit einander entzweien, vereinigen und übereinander hinauswachsen oder gänzlich verschwinden.

An der Spitze eines schottischen Clans stand immer ein ziemlich unumschränkt gebietender Häuptling oder Chef, und dasselbe ist bei den Arabern der Fall. Auch die Slachten hatten ihre Vorsteher, doch standen sie nicht so gebieterisch da, wie die Clanhäuptlinge. Es scheint, daß in den Familienverbindungen der Dithmarscher das demokratische Element eben so vorherrschte, wie in der Verfassung ihres ganzen Staates.

Bei den Nordfriesen ist es ähnlich gewesen. Bei den östlichen Friesen an der Weser und Ems scheinen frühzeitig Häuptlinge zu Ansehen gekommen zu sein, aus denen später große vornehme aristokratische Familien und am Ende die Grafen und Herzöge von Ostfriesland hervorgingen.

Die größeren Slachten theilten sich wieder in kleinere Brüderschaften (Brodertembten), welche man „Klüfte" nannte. Diese Klüfte waren ohne Zweifel im Verhältniß zu den Slachten das, was die römischen „familiae" zu den „gentes" waren, wie dieß auch schon der berühmte dithmarschische Gelehrte, Niebuhr, behauptet hat.

Slacht war der Inbegriff aller Familien, die aus einer Wurzel stammten, und Klüfte waren diese einzelnen Familien oder Häuser nebst ihren Angehörigen.

So werden z. B. als Klüfte des Dickbolingmanslacht die Hersamkluft, die Huddingmankluft, die Osterkluft angeführt. Als Klüfte des Slachts der Vogdemannen werden die Bojen und die Rewentlowe genannt, zwei Klüfte, die wohl die berühmtesten im ganzen Lande waren und es noch jetzt sind. Die Bojen waren berühmt, weil sie stets tüchtige Männer erzeugten und bei allen Vorfällen im Lande sowohl mit dem Schwert, als mit der Zunge sich thätig erwiesen, wie denn bei der Einführung der Reformation nicht weniger als 3 Bojen auf ein Mal an verschiedenen Orten des Landes als Prediger und Reformatoren wirksam waren. Ich habe in dithmarschischen Angelegenheiten nirgends einen Bojen anders als ehrenwerth erwähnt gefunden, und es ist dieß ein merkwürdiges Beispiel, wie Tugend und Tüchtigkeit in den Familien erblich werden können.

Die Rewentlows theilen diesen Ruhm, weil sie, nachdem sie ihr kleines Vaterland verlassen, in fast allen Theilen des Königreichs Dänemark groß und angesehen geworden sind. Es giebt Rewentlows in Holstein, in Schleswig, auf den dänischen Inseln, und auch diese edle Familie friesischen Ursprungs hat zu allen Zeiten dem Vaterlande Männer geliefert, welche sich allgemeine Achtung und weitreichendes Ansehen erwarben. Und selbst noch jetzt könnte man eine ganze Reihe von Männern dieses Namens nennen, auf welche die Bewohner des Landes als auf ihre Beßten hinblicken.

Jede Slacht hatte ihr eigenes Wappen, und jede Kluft fügte diesem Geschlechtswappen wieder ihr

besonderes Kluftzeichen hinzu. Eins der berühmtesten dithmarschischen Wappen ist wohl das durchbrochene Mauerstück, welches eben jene Bojen, die Rewentlows und alle Vogdemannen im Schilde führten.

Die Thebaner hatten einmal die Idee, einem Elitecorps ihrer Armee dadurch eine besondere Stärke zu geben, daß sie alle seine Mitglieder durch eine besondere intime Freundschaft mit einander verbanden, so daß jeder dieser zu Zwei und Zwei Verbundenen sich für seinen Freund bis zum letzten Athemzuge hingab. Es ist nicht wohl möglich, das ganze Vaterland so heftig zu lieben wie eine einzelne Person, und in der Schlacht verrichteten diese Paare daher wundervolle Thaten, wie die mit Ketten verbundenen Kanonenkugeln, die das Völkerrecht verbot. Eine ähnliche Stärke erlangten die Dithmarschen durch ihre Slachten und Klüfte, die in alten Zeiten, wie es scheint, auch nebeneinander in der Schlacht fochten, und deren Pflicht es war, den Tod jedes Mitgliedes bis auf's Aeußerste zu rächen.

Jeder Einzelne gehörte seiner ganzen Slacht und seiner Kluft an. In ihren Bundbriefen verpflichteten sich alle Stammgenossen eidlich, wenn ein Vetter Schaden leide, ihm zur Ersetzung des Schadens behilflich zu sein, und wenn er selber Schaden thue, auch für diesen Schaden in Gemeinschaft einzustehen. Nur wenn der Slachtgenosse sich als ein ganz unwürdiger Mensch bezeigte, bezahlte man den Schaden nicht für ihn, sondern überlieferte seine Person Denen, welchen er Schaden zugefügt, damit sie sich selbst an ihm Satisfaction nehmen möchten.

Die einzelnen Individuen oder, so zu sagen, Elemente des Staats waren auf diese Weise zu so festen und innig verbundenen Massen gruppirt, wie sie nur das starke Band der Blutsverwandtschaft, aber keine Kirchspielsabtheilung, keine Nachbarschaft, kein allgemeiner Staatsverband zusammenschmieden konnte. Das Gemeinwesen zog gewiß bedeutende Vortheile daraus, und als später die Slachten und Klüfte nicht mehr vereinigt neben einander in der Schlacht standen, als der Blutrache kräftig gesteuert wurde, und als der Staat sich gegen die Geschlechter durchgreifend zu stärken suchte, hat er sich vielleicht gerade durch das, wodurch er sich einigte, untergraben. Wenigstens ist es bemerkenswerth, daß die Reformen des Slacht- und Kluftwesens fast alle in die letzten Jahre der Republik fallen, und selbst noch 2 Jahre vor dem völligen Untergange derselben einige Hauptgesetze gegen die Klüfte geschleudert wurden.

Natürlich sind auch die Nachtheile eines solchen Geschlechtswesens in die Augen springend. Die particularen Slachtinteressen gingen dem allgemeinen Staatsinteresse vor. Die Streitigkeiten und Zänkereien unter den einzelnen Slachten wurden durch die Blutrache verewigt. Wenn in einem fremden Lande ein Vetter erschlagen worden war, so mußte das Geschlecht auch dieses Verbrechen an den Fremden durch Blut rächen, und der ganze Staat wurde daher oft durch einzelne Geschlechter in Kriege und Streitigkeiten verwickelt.

Diese Zänkereien, diese Scenen der Blutrache traten besonders ein, wenn nach außen Friede war, und

selbst wenn ein äußerer Feind das ganze Land bedrohte, war die Einigung oft nicht völlig; ja selbst bei den Hauptschlachten, welche die Dithmarscher geliefert haben, sehen wir immer einige Geschlechter oder auch ganze Kirchspiele nicht am Kampfe Theil nehmen. Dieß Alles ist ganz so, wie es bei den Clans in Schottland war, und wie es noch heute bei den ebenfalls in Slachten und Klüfte getheilten Völkern des Kaukasus der Fall ist, die ebenfalls sofort sich in Privatzänkereien unter einander aufreiben, wenn die Russen nicht mehr drohend im Felde stehen. Durch das Studium der ehemaligen Zustände in Friesland und Dithmarschen, die wir auf unserem eigenen deutschen Boden so nahe haben, können wir uns gewiß Manches von Dem, was wir täglich über die heldenmüthigen Völker des Kaukasus hören, deutlich machen.

Um sich einen Begriff davon zu machen, wie viel Mord und Todtschlag, Racheübung und Streit im Gefolge der Slachteinrichtung war, sehe man nur einmal die Verzeichnisse mehrer friesischen Geschlechter durch, welche Wiarda in seiner Geschichte Ostfrieslands giebt, und beachte bei jedem einzelnen Geschlechtsgenossen das Schicksal, das ihn traf.

Man wird da ganze Familien sehen, bei denen die Mehrzahl der Mitglieder durch die Hand ihrer Geschlechtsfeinde umkam. Und man wird die Klagen des Neocorus und anderer friesischen Geschichtschreiber begreiflich finden, die da sagen, daß wohl nirgends auf Erden mehr Menschen ermordet und erschlagen würden

als in ihrem Vaterlande. Beispielsweise will ich hier einmal die Stammtafel der Brockischen Familie anführen.

Ein Mitglied dieser Familie war Keno Hilmersna, Häuptling zum Brock. Sein Sohn, der Ritter Ocko, wurde 1391 ermordet.

Sein Schwiegersohn, Haro Ahlts, ward 1388 erwürgt, der Gemahl einer seiner Enkelinnen Folkmar Attena ermordet.

Einer anderen seiner Enkelinnen Gemahl verschmachtete 1409 im Gefängnisse.

Seines ermordeten Sohnes Ocko Sohn, Witzeld, ward 1399 erschlagen.

Dieses Sohnes Ocko Tochter, Occa, wurde von ihrem Gemahl Lütet Attena ermordet, und ihm, dem Lütet Attena, wurde von seiner Schwiegermutter und seinem Vater der Kopf abgeschlagen.

Sein Urenkel Azelt verschmachtete 1409 im Gefängniß.

Dieß erinnert an die Ereignisse in dem Geschlechte der Atriden, und hätten wir ähnliche genaue Verzeichnisse von den Klüften der Dithmarschen, so würden wir wohl ähnliche Resultate finden. (Wie interessant wäre es, wenn wir einmal ein solches Geschlechtsregister aus dem Kaukasus zur Vergleichung bekommen könnten.) Es sollen noch jetzt Klüftbücher in Dithmarschen existiren, in welchen die Kluftvettern und ihre „Beliebungen" verzeichnet sind, auch sollen noch jetzt die Kluftvettern aus diesen Klüftbüchern gewisse Ansprüche begründen.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß ein solcher kaukasischer Zustand sich hier im Norden von Deutschland, und namentlich in Dithmarschen, welches diejenige Bauernrepublik an den friesischen Küsten war, die von allen zuletzt unterging, so lange erhalten konnte.

Es zogen sich schon frühzeitig gegen jede einzelne dieser Republiken Fürstenbündnisse zusammen, die der großen Fürstenligue gegen Venedig ganz ähnlich waren. Im Jahre 1234 schon verloren die Stedinger durch ein solches Fürstenbündniß, an dessen Spitze der Erzbischof von Bremen stand, in einem furchtbaren Kriege ihre Freiheit, mußten Burgen in ihrem Lande bauen lassen, mußten Edelleute aufnehmen und aus freien Sassen die Meier dieser Edelleute werden. Im Jahre 1345 und dann wieder im Jahre 1397 wurden Theile vom ostfriesischen Seelande durch solche Fürstenbündnisse, an deren Spitze die Fürsten von Holland standen, besiegt und tributpflichtig gemacht.

Ja fast jede kleine friesische Republik hat solche Bündnisse von Fürsten, welche den Zustand der freien oder, wie sie immer sagten, „herrenlosen" und „rebellischen" Bauern als unnatürlich und gesetzwidrig betrachteten, gegen sich heraufbeschworen, und es wäre interessant genug, in einer pragmatischen und vergleichenden Geschichte die Schicksale aller dieser kleinen Republiken neben einander zu stellen, und diese Schicksale dann mit denen der italienischen Küstenrepubliken und ihrer fürstlichen Feinde zu parallelisiren.

Gegen die „herrenlosen" Dithmarscher erhoben sich

verschiedene Male eben solche Fürstenbündnisse. Daß jene aber trotzdem sich ihre Freiheit und alle damit zusammenhängenden Zustände bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts erhielten, mag sich zum Theil aus der großen Tüchtigkeit der Leute, zum Theil aber auch aus ihrer geographischen Lage erklären, in Folge deren sie in Bezug auf diejenigen Fürsten, welche Ansprüche auf sie machten, wie die von Petersburg entfernt wohnenden Russen, sagen konnten: Gott ist hoch, und der Kaiser ist weit. Denn sie stießen mit ihrem Ländchen gerade an die äußersten Gränzen der Gebiete dieser Fürsten.

Der Erzbischof von Bremen, der schon 1234 durch einen heftigen Eroberungs- und Vertilgungskrieg gegen die seiner Residenz sehr nahen Stedinger gezeigt hatte, daß das Sprüchwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, auch seine Ausnahmen habe, konnte jenseits der breiten Elbe im hohen Norden einen solchen Eroberungskrieg nicht so leicht vollführen. Er hatte sogar das christliche Kirchenregiment in Dithmarschen schon an seinen mächtigen Untergebenen, den Domprobst von Hamburg, der sich ihm oft widersetzte, abtreten müssen.

Die Könige von Dänemark, die im Norden genug Beschäftigung fanden, hatten zwar die ihnen näher wohnenden Friesen im Norden der Eider auf ähnliche Weise mit ihrem Reiche verbunden, wie der Erzbischof die Stedinger mit dem seinigen; aber noch weiter nach Süden über die Eider hinüber zu reichen, war ihnen schon beschwerlicher. Und selbst in Bezug auf ihre

ausdauerndsten und schlimmsten Feinde, die Holsteiner, lagen die Dithmarscher am entlegensten Ende des Landes.

An den Gränzen zwischen zwei großen Reichen pflegen sich kleine Freistaaten immer leicht zu erhalten, und man mag hier wohl die mehr oder minder selbstständige eigenthümliche Verfassung der freien Basken zwischen Spanien und Frankreich, der Montenegriner an den Gränzen der Türkei, der freien Kurden zwischen Persien und der Türkei, der freien Tatarei zwischen China und Rußland und viele ähnliche Erscheinungen mit den früheren Zuständen Dithmarschens vergleichen.

Von jenem Tage bei Bornhöved an, wo die Dithmarschen durch Verrath ihre Unabhängigkeit unter dem Abhängigkeitsschein vom Bremer Krummstabe herstellten, gab es während der folgenden 330 Jahre etwa 5 solcher Hauptbündnisse der Fürsten gegen die Freiheit der herrenlosen Bauern. Und alle diese Fürstenbündnisse wurden bis auf eins, das letzte, in vier merkwürdigen Kriegen von den Dithmarschern gesprengt, die dadurch nicht nur ihre eigene Freiheit sicherten, sondern auch, weil den Fürsten in Folge ihrer Niederlagen noch manche andere Verlegenheiten erwuchsen, sehr weit gehende Erschütterungen im ganzen scandinavischen Norden veranlaßten.

Bemerkenswerth bei diesen fünf interessanten Kriegen ist es, daß fast jedes Mal die ganze Sache an einem Tage, meistens binnen weniger Stunden, völlig entschieden ward. Man kann daher eigentlich von fünf Haupttagen in der Geschichte jener drei Jahrhunderte

sprechen, welche in ihr vor allen hervorleuchten, und um die sich auch das Ganze dreht.

In jedes Jahrhundert fielen ein oder zwei solcher Tage. Diese sind folgende: ein unbekannter Tag des Jahres 1288, der 7. September des Jahres 1319, der 5. August des Jahres 1404, der 16. Februar des Jahres 1500 und endlich der 13. Juni des Jahres 1559 *).

Ich will in der Kürze die Geschichte dieser Tage erzählen, von denen der erste unbestimmte der unbedeutendste, der von 1500 der glorreichste und der von 1559 der traurigste war. Jenen ersten Tag soll ein Hase entschieden haben. Denn so wie sich die Feinde, nämlich die Grafen Heinrich und Johann von Holstein und Wagrien, welche sich damals zur Eroberung Dithmarschens verbündet hatten und mit einem Heere in's Land gerückt waren, auf der einen und die Dithmarscher auf der anderen Seite gelagert hatten, jene, die Holsteiner, wahrscheinlich in bänglicher Erwartung, diese, die Dithmarscher, fröhlichen Muthes, sprang ein Hase zwischen beiden Heeren auf. Einige der vordersten Dithmarscher liefen dem scheuen Thierchen, das sich auf die holsteinische Seite wendete, nach und schrieen, dasselbe scheuchend, laut: „Löp! Löp! Löp!" (lauf! lauf! lauf!) Die vorderen Feinde, welche die Bauern so munter herankommen sahen, stutzten über dieses sonderbare Schauspiel. Die aber in

*) Manche dieser Data stehen übrigens nicht ganz fest.

den hinteren Reihen, welche nicht sehen konnten, was vorfiel, und nur das Geschrei: „Lauf! lauf! lauf!" vernahmen, wurden von Schrecken ergriffen, glaubten, daß schon Alles verloren sei, und begaben sich auf die Flucht.

Die Dithmarscher zogen die Schwerter, und indem sie ihr „Lauf! lauf! lauf!" nun nicht mehr an den Hasen, sondern an die Holsteiner richteten, beförderten sie die Schnelligkeit der Retirirenden und warfen diejenigen, welche, obschon in Unordnung gerathen, noch Widerstand leisten wollten, mit leichter Mühe zurück. „Viele," sagt Neocorus, „sind dabei erschlagen und gefangen genommen, die meisten aber durch das Hasenpanier errettet worden."

Es ist merkwürdig, daß ganz ähnliche Vorfälle, eben solche durch einen Hasen oder einen Fuchs eingeleitete Schlachten, schon in der alten römischen Geschichte, im Mittelalter und auch noch sonst bei mehren Gelegenheiten vorkommen. Die Folgen dieser Schlacht waren innere Unruhen in Holstein, denn die Grafen gaben Mehren vom Adel die Schuld der Niederlage und verbannten sie aus dem Lande. Diese Verbannten erregten aber wieder in ihrem Vaterlande Krieg und Fehde.

Nach jenem Geesthasen von 1282 kam das so oft im Lande erwähnte geschmolzene Blei, das im Jahre 1319 in der brennenden Kirche von Oldenwörden den Dithmarschern auf die Köpfe tröpfelte und sie zu einem verzweifelten Widerstande aufstachelte. Dieses Blei war nämlich von Gerhard dem Großen, Grafen von Holstein, in Fluß gebracht worden, der in jenem Jahre im

Bündnisse mit dem Fürsten von Mecklenburg, mit dem Herzoge Johann von Sachsen, mit den Grafen von Ruppin und Gutzkow in's Land gerückt war, um sich an den Dithmarschern wegen eines Einfalls derselben in Holstein zu rächen und sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen, wie ihm dieß mit Schleswig und am Ende mit ganz Dänemark wirklich gelang. Er hatte, wie Neocorus sagt, schon zwei Mal über die Dithmarscher Victoriam behalten, und sie hatten sich nun in die besagte Kirche zurückgezogen und darin verschanzt.

Die Kirchen wurden in Dithmarschen, das sonst keine Festung und keine steinernen Gebäude hatte, sehr oft als Festungen benutzt, und noch jetzt sieht man an einigen alten Kirchthürmen die früheren Schießscharten. Die Dithmarscher, wie alle Marschvölker, konnten keine Burgen und Festungen leiden, sogar nicht wenn sie ihnen selbst hätten zum Schutz dienen können. Denn wenn sie eine etwa von einem Fürsten in ihrem Lande erbaute Festung eroberten, so besetzten sie dieselbe nicht, sondern zerstörten sie, wie die Spartaner, die ebenfalls eine entschiedene Abneigung gegen Festungswerke hatten und meinten, daß die Arme der Bürger die besten Mauern seien. Nur zeitweilige lange Schanzen und Verhacke haben sie errichtet.

Uebrigens wiederholen sich in der Geschichte aller friesischen Marschen die Kämpfe um die auf der Geest angelegten Burgen, und zwar überall ganz auf ähnliche Weise. Und überall wurden die Kirchen als Festungen benutzt. Dieselben waren die einzige Gattung von festen

Häusern, in denen sich durchaus kein Tyrann festsetzen konnte.

Also wie gesagt, die geschlagenen Dithmarscher hatten sich in der erwähnten Marschkirche von Oldenwörden verschanzt, und Gerhard der Große lag draußen und ließ das Dach der Kirche in Brand stecken, wodurch das besagte Blei auf die Leute herabträufelte und sie zu einem verzweifelten Ausfalle nöthigte. Als dem Tode Geweihte, kämpften sie nun muthiger denn zuvor und drängten die nächsten Feinde zurück. Viele derselben hatten sich schon siegestrunken in der Umgegend zerstreut und wurden nun plötzlich von anderen Marschbewohnern, welche den glücklichen Erfolg bei der Kirche sahen, ebenfalls angefallen. Es entstand ein allgemeines Treffen, in welchem die Marschleute, die sich kundiger und gewandter in dem von tiefen Gräben durchschnittenen Terrain bewegten, vollständig siegten und 2000 Holsteiner und Mecklenburger, darunter 12 Landesherren, erschlugen.

Graf Gerhard der Große und der Herzog von Mecklenburg kamen glücklich mit dem Leben davon, und Ersterer schloß bald darauf einen dauernden Frieden mit seinen unnachgiebigen Nachbarn.

Jene zuerst erwähnte Schlacht mit dem Grafen Heinrich nennen die Dithmarschen den „Hasenkrieg“, und weil Niemand bei der Oldenwördener Schlacht des geschmolzenen Bleies zu erwähnen vergißt, dessen Herabtröpfeln eigentlich den Wendepunct der Affaire bildete, so könnte

man hierfür mit Recht den Namen des „Bleitropfen-krieges" aufbringen.

Die holsteinischen edlen Damen hatten bei diesen Schlachten mit den Dithmarschern immer vorzugsweise viele Brüder, Gatten, Väter zu beweinen. Denn da es herrenlosen Bauern galt, so scheint es, daß vorzugsweise die Adeligen die Kriegesflamme gegen die Dithmarscher schürten und auch in besonders großer Zahl gegen sie zu Felde zogen, eben so wie die österreichischen Herren vom Adel immer besonders zahlreich gegen die Hirten und Gebirgsbauern der Schweiz in den Krieg gingen.

Von welcher Trauer aber mußten jene edlen Damen ergriffen werden, als sie, als Nonnen verkleidet, auf dem nicht weit von Heide gelegenen Schlachtfelde von 1404 ankamen und hier nicht weniger als 300 Leichname von holsteinischen und schleswig'schen Edelleuten und Rittern, ihren Brüdern und Vettern, auf dem Felde umherliegen sahen, blutig, verstümmelt, ihres Schmuckes beraubt und „von den Hunden, Wulwen, Rawen und andern Dertern", wie der Chronist Neocorus sagt, „halb aufgefressen."

Die Dithmarscher, welche diese Herren von Ahlefeld, die von Limbeck, den Herrn von Pogwisch mit seinen acht Söhnen, den Herzog Gerhard IV. von Schleswig und Holstein selbst und viele Andere, auch mehre Bürgermeister und Rathsherren aus schleswig'schen und holstein'schen Städten, erschlagen hatten, wollten dieselben nämlich „wegen ihres gefaßten Zornes" nicht

begraben lassen und sie den wilden Thieren preisgeben. Sie hatten den Gemahlinnen jener Herren sogar die Bitte um Auslieferung der Leichname und um ehrliches Begräbniß schon abgeschlagen, da diese aber, klug und keck, wie Frauen sind, als Nonnen kamen und die Leichname ihrer Geliebten holten und begruben, so wagten die Dithmarscher aus Ehrfurcht vor der Mutter Maria, der jene Damen anzugehören schienen, nicht, zu widersprechen, und überließen den Holsteinerinnen die Ueberreste ihrer Theueren, die nun im ganzen Lande weit und breit auf jedem Schlosse und in jeder Stadt beklagt und betrauert wurden.

Die Ursachen, in Folge deren sowohl jene Herren so übel zugerichtet wurden, als auch diese große Trauer über's Land kam, waren folgende. Der Herzog Erich von Lauenburg hatte einen Unwillen wider die Dithmärscher, weil einige von ihnen mit seinen Leuten im Lande Hadeln jenseits der Elbe sich gezankt und vermuthlich dabei einige erschlagen hatten, und unternahm plötzlich einen Raubzug in ihre reiche Marsch. Die Dithmarscher zürnten dem Grafen Albrecht von Holstein, weil er diesen Raubzug des Herzogs Erich von Lauenburg, seines Schwiegervaters, zugelassen hatte, klagten ihn, der gute Nachbarschaft zu halten versprochen, an und schmähten deßhalb laut auf ihn. Dieß nahm wieder der Graf Albrecht übel und machte mehre Einfälle in die Lande der Dithmarscher, aus denen er große Beute fortschleppte.

Auf einem dieser Züge aber stürzte er mit seinem

Pferde und kam um's Leben. Dieser Unfall brachte nun wieder den Herzog Gerhard IV. von Schleswig, welcher der Bruder und Erbe des gestorbenen Grafen Albrecht war, in Harnisch, und dieser rüstete sich mit dem Adel von ganz Schleswig und Holstein zu einem großen Rachekriege.

Sie fielen „mit gewaltiger Hand" in die Marsch ein, plünderten, raubten und ließen eine Menge Dörfer in Brand stecken und die Beute zusammenschleppen. Die Dithmarscher hatten sie frei in's Land hereingelassen, vielleicht eingedenk ihres Sieges bei Oldenwörden, wo sie ja auch den plündernden übermüthigen Feind besiegt hatten, aber nicht den mit Vorsicht einrückenden. Aber sie paßten ihnen auf der Rückkehr in einem Engpasse auf, der die „Süderhamme" hieß.

Dieß war eine von jenen trockenen Passagen zwischen zwei unwegsamen Morästen, in welcher eine Schanze oder „Hamme" (von hemmen) errichtet war, welche die Süderhamme hieß, so wie eine weiter nördlich gelegene Schanze die „Norderhamme" genannt wurde. Rings um diese Passage war Wald, Gebüsch und Morast, und zwischen der Schanze führte nur ein enger Steinweg durch.

Vor dieser Schanze hielt der Herzog Gerhard, alle zerstreuten Trupps der Seinigen daselbst concentrirend. Als er sie beisammen hatte, setzte er sich mit der ganzen Colonne in Bewegung durch den Engpaß, zu dessen beiden Seiten sich, ohne daß die Holsteiner davon Kunde hatten, die Dithmarscher hinter Büschen und

Bäumen, in den Gräben und an den Morästen in Versteck gelegt hatten.

Die Knappen des Herzogs gingen voran und wurden zuerst von den Bauern angefallen. Der Herzog selbst, der den Tumult und das Geschrei hörte, glaubte, die Knappen zankten sich untereinander. Er griff daher zu einem Stocke und sprengte rasch zu ihnen hin, um sie zur Raison zu bringen. Allein er stürzte in sein eigenes Verderben, denn die Dithmarscher umzingelten ihn wie seine Knappen und spalteten ihm den Kopf.

Sein unerwarteter Tod brachte das ganze Heer in Verwirrung. Ein Theil kehrte aus der Hamme zurück in's freie Feld, ein anderer floh rasch hindurch, um zum Lande hinauszukommen. Von den Reitern, die auf dem engen Wege in's Gedränge geriethen, stiegen einige vom Pferde und suchten sich zu Fuße durchzuhelfen, andere blieben zu Pferde und traten ihre eigenen Infanteristen nieder. Viele Hunderte wieder verließen in Angst und Noth den beengten Weg und suchten sich durch die Moräste hindurchzuarbeiten.

Die Dithmarscher kamen nun zu beiden Seiten des Weges immer zahlreicher aus ihren Verstecken hervor, griffen die Verwirrten und Zersprengten von vorn, von hinten, von beiden Seiten an, und stellten hier bei der Süderhamme endlich diejenige Trauerscene her, welche ich zu Anfang beschrieb, und welche jene als Nonnen verkleideten Edelfrauen mit Entsetzen erfüllen mußte.

Es ging hier ungefähr so her, wie bei der Beresina auf dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland. Ueberhaupt sind fast alle Kriegszüge, welche Fremde nach Dithmarschen gethan haben, russische Campagnen en miniature. Die Feinde kamen fast jedes Mal ziemlich ungehindert nach der Hauptstadt Meldorf, wie die Franzosen nach Moskau. Dann aber wurden sie übermüthig und geriethen beim Plündern mitten im Siegesgeschrei ins Verderben, indem ihnen die Marschbauern, welche auf ihren Kloben sich über die tiefen Gräben schwangen, eben so zusetzten, wie die Kosaken auf ihren leichten Pferden den Franzosen.

Die Folgen jenes Sieges von 1404 waren, daß in den ihres Oberhauptes beraubten Herzogthümern wiederum Zwistigkeiten ausbrachen, daß Friede mit den Dithmarschern gemacht werden mußte, und daß sogar die große Semiramis des Nordens, die Königin Margarethe, und ihr Sohn König Erich den Bauern ihren Gruß entbieten ließen und mit ihnen ein Freundschaftsbündniß schlossen.

Es klingt in dem über dieses Bündniß existirenden Documente ganz eigenthümlich, wenn eine so kleine Bauerngemeinde mit so mächtigen Herrschern verhandelt, und es da heißt: „Wir Vögte, Schließer, Geschwornen und ganze Gemeinheit des Landes zu Dithmarschen bekennen und bezeugen in diesem Briefe offenbar, daß wir uns zu ewigen Zeiten verbunden haben mit dem allerdurchlauchtigsten Fürsten, Herrn Erich, König von Dänemark, Schweden, Norwegen u. s. w., und mit der allerdurchlauchtigsten Fürstin Margarethe, Königin der genann-

ten Reiche, mit ihren Erben, Nachkömmlingen und mit ihren genannten Reichen und Landen, — daß wir ihnen und allen ihren Mannen behilflich und zu Frommen sein wollen, mit allen unseren Treuen sonder jeglich Falsch, — und daß, wenn sie Jemand sollte verunrechten wollen, wir ihnen behilflich sein wollen mit aller unserer Macht zu Lande und zu Wasser, — daß aber auch sie, der vorbenannte Herr König und die vorbenannte Frau Königin, so uns jemand verunrechten wollte, uns helfen sollen mit ihrer Macht, mit Rath und That in ganzer Treue, wenn wir sie dazu auffordern ꝛc." Dieß ist wohl eines derjenigen Documente, auf welche die Nachkommen der Dithmarscher noch heute mit der größten Genugthuung zurückblicken.

Ganz ähnliche Scenen, aber noch in viel größerem Maßstabe als bisher, wiederholten sich an dem Tage, welchen ich oben als den glorreichsten in der ganzen Kriegsgeschichte der Dithmarscher bezeichnete, an dem 13ten Februar des Jahres 1500, an welchem diejenige Fehde für die Dithmarscher siegreich zu Ende ging, welche sie gewöhnlich ihre „große Fehde" nennen.

In den ersten Siegen waren von ihnen bloß Grafen von Holstein besiegt und vertrieben worden, in dem vorletzten hatten sie schon einen Herzog getödtet und sein ganzes, in zwei großen Herzogthümern gesammeltes Heer überwunden, aber in dieser „großen" Fehde gingen sie noch einen Schritt weiter. Sie besiegten hier einen König und einen Herzog, ein königliches und ein herzogliches

Heer, nebst einem in ganz Deutschland bekannten Lanzknecht-Corps, der berüchtigten „schwarzen Garde."

Diese schwarze Garde oder, wie Neocorus sie nennt, „de grote Guardia", war eines jener merkwürdigen Soldatencorps, wie deren in jener Zeit, die noch keine stehenden Heere kannte, viele erschienen. Ihre Mannschaft war aus aller Herren Ländern zusammengelaufen, aus Deutschland, England, den Niederlanden. Sogar Mauren soll es darunter gegeben haben und sich ihre Anzahl auf 6000 nur vom Kriegshandwerk, vom Morden, Plündern, Beutemachen und Solde lebender Menschen belaufen haben.

Sie empfingen ihren Sold bald von diesem, bald von jenem Herrn und standen unter selbst gewählten Anführern, deren es im Laufe der 100 Jahre, während deren die schwarze Garde existirte, mehre gab. Dieselbe war schon vom Könige von Dänemark in Schweden gegen die Dalekarlier, vom Kaiser Maximilian in den Niederlanden gegen die Gelderer, dann wieder vom Herzoge von Geldern gegen den Kaiser am Rhein, und endlich in verschiedenen Marschdistricten an der Elbe verwendet worden.

Diese Krieger wütheten überall so unmenschlich, daß man sie für Teufel hielt. „Aber in Dithmarschen", sagt Neocorus, „sollte ihnen bewiesen werden, daß sie doch Menschen wären, und daß Menschen von Menschen überwunden werden könnten, da denn niemals Jemand so stark ist, daß er nicht einen Stärkeren fände."

Der Befehlshaber dieser schwarzen Garde hieß da-

mals Junker Slentz. Mit diesem traten der König Hans von Dänemark, der eben von seiner Krönung in Schweden zurückgekommen war und nun auch das kleine Dithmarschen mit seinem Reiche verbinden wollte, und sein Bruder, der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, der, wie alle holsteinischen Herzöge, einen Zahn auf Dithmarschen hatte, in Unterhandlung.

Sie nahmen ihn gegen einen monatlichen Sold in ihre Dienste. Außerdem aber kauften sie so viele Kanonen zusammen und brachten noch so viele Mannschaft, Miethstruppen, Landwehr, dänische und deutsche Ritter mit ihren Knappen herbei, daß der Junker Slentz, als er mit seiner schwarzen Garde im Lager ankam, den König fragte, „ob denn Dithmarschen etwa mit Ketten an den Himmel gebunden und nicht wie andere Länder auf ebener Erde zu finden wäre."

Man rüstete sich darum so gewaltig, weil dießmal dieses reiche Land, wo nach der Sage die Schweine aus silbernen Trögen fraßen, ganz bestimmt erobert und für immer unterjocht werden sollte.

Als die Herren die Größe und den Glanz des versammelten Heeres sahen, waren sie des Erfolges; die herrenlosen Bauern jetzt unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, so gewiß, daß sie große Baarschaften mitnahmen, um damit die nach dem Kriege sicherlich billigen Ländereien und die reiche Beute der Krieger auf der Stelle einzukaufen. Auch packten sie ihre goldenen Petschafte bei, um etwaige Verträge sofort untersiegeln zu können, putzten sich mit schönen Rüstungen her-

aus, als ginge es zu einem Feste, und suchten wohl, da hier so viele vornehme Herren versammelt waren, sich einander im Glanz zu übertreffen, und die, welche nicht gut genug gerüstet waren, kauften sich zu diesem Strauße in der benachbarten reichen Stadt Lübeck neue schöne Panzer und geschmückte Helme.

„Sie versorgten sich", sagt Neocorus, „so mit Golde, als bedürften sie des Eisens gar nicht, und brachten, so zu sagen, alle diejenigen Dinge selbst in's Feindesland mit sich, derentwegen die Menschen sonst in fremde Länder einzubrechen pflegen, um sie da zu holen." Außer den Genannten waren auch Ritter und Herren aus Braunschweig, Lüneburg und der Mark dabei, und die Grafen Adolph und Otto von Oldenburg und Delmenhorst.

Als sie endlich Alle beisammen waren und noch ein Mal die Dithmarscher, die sowohl von ihren alten Bundesgenossen, den Lübeckern, und ihren Nachbarn, den Hamburgern, als auch vom Erzbischof von Bremen im Stiche gelassen worden waren, vergeblich zur Ergebung aufgefordert hatten, zogen sie über die Geest durch die Hauptstadt Meldorf, welche sie wieder leicht einnahmen, in die fette Marsch hinab, ohne zu ahnen, daß die Meisten von ihnen sich hier für immer fixiren sollten.

Die Dithmarscher waren, wie es scheint, ziemlich unverzagt, denn sie vertheidigten, wie Neocorus sagt, eine gute Sache, ihre Freiheit und ihre Unabhängigkeit von Dänemark und Holstein, die sie von Alters her be-

hauptet hatten. Die Ursachen, die der König Hans von Dänemark hatte, zu glauben, daß er mit Recht Ansprüche an Dithmarschen machen könnte, waren in Kürze diese:

Sein Vorgänger Christian I. hatte den deutschen Kaiser Friedrich III. um die Belehnung mit Dithmarschen gebeten und sie von diesem erhalten. Der Kaiser schrieb freilich nachher dem Könige, er habe sich bei dieser Gelegenheit geirrt, nicht recht gewußt, wer die Dithmarscher wären, er habe aber nun von ihnen vernommen, daß sie dem Erzbischof von Bremen unterthan seien, und wolle die Sache erst noch besser untersuchen. Aber er hob doch die Belehnung nicht in aller Form auf, und des Königs Christian, der darüber verstorben war, Nachfolger Hans forderte, auf die alte Belehnung sich stützend, die Unterwerfung der Dithmarscher.

Wie alle Unterhandlungen und Kriege in jenen Zeiten, gleich von ungeschickten Händen geführten planlosen Schachpartieen, sich sehr in die Länge zogen, so gab es auch hier Verhandlungen und Zusammenkünfte, Compromisse, Botschaften, Absagebriefe von beiden Seiten bis es endlich nach 26 Jahren zu jenem Einmarsche des Königs und seiner Bundesgenossen in's Land kam.

Sie waren Alle, wie gesagt, ziemlich unangefochten eingezogen und befanden sich mitten im Lande, auf der äußersten Spitze der Geest, bei Meldorf, von wo es zu beiden Seiten und nach vorn in die Marsch hinabgeht. Die Bauern hatten die Geest gänzlich verlassen und alle

ihre Schätze in die Marsch hinabgebracht. Und hier hatten sie sich auch bewaffnet versammelt.

Natürlich mußten also die Feinde in die Marsch ziehen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie hatten, um dieß leichter ausführen zu können, wie mehre frühere Angreifer der Marsch, die Mitte des Winters zur Zeit ihres Angriffes gewählt, weil die Marsch zu dieser Zeit in der Regel gefroren und leichter passirbar ist.

Wie indeß über Napoleon und seine große Armee ein grimmig kaltes Frostwetter vernichtend hereinbrach, so überfiel den König Hans und seine Ritter ein in der Marsch eben so gefährliches Thauwetter, das gerade in der Nacht vor des Königs Auszuge von Meldorf die Wege völlig verdarb und an dem Tage des Auszugs selbst, am 17. Februar, sich noch mit Regen, Nebel und Nordweststurm vergesellschaftete.

Die Dithmarscher hatten sich unter Anführung eines klugen und tapferen Mannes, des Wolf Isebrand, mitten auf dem Wege von Meldorf nach Hemmingstedt, den, wie sie durch Kundschafter wußten, der König ziehen wollte, hinter einer Schanze festgesetzt. Diese Schanze hatten sie mit Anstrengung aller Kräfte in einer Nacht aufgeworfen und mit Kanonen besetzt. Sie lagen in der Nähe eines Warfs, der den Namen „Dusend-Düwels-Warf" (Tausend-Teufels-Warf) führte.

Der Weg, auf dem der König einher zog, war eng und hatte zu beiden Seiten tiefe Gräben, wie alle Marschwege, so wie auch das ganze flache Terrain zu beiden

Seiten in allen Richtungen mit tiefen Gräben couvirt war. Das große Heer, das „unter dem mächtigen Schalle der Trommeten und Bungen“ (Trommeln) daherzog, mußte sich also in einer langen Linie auseinanderziehen und konnte nur sehr langsam fortrücken. Junker Slentz rückte mit seiner schon in manchen Marschen geprüften und kampfgeübten Garde voran, und ihr Feldgeschrei war: „Wahr die, Buer, de Garde de kumt!“ (Wehre dich, Bauer, die Garde kommt!)

Auf einmal krachte aber sehr unvermuthet aus dem Sturm und Nebel das Geschütz der Bauern von der Schanze aus mitten unter sie, „was“, wie Neocorus bemerkt, „wegen der langen dichten Linie, die das Heer bildete, natürlich nicht ohne Schaden abgehen konnte.“ Vergebens suchten die Garden, die ihre Lanzen wie Brücken über die Gräben legten und darüber zur Seite auswichen, ihre Linie zu erweitern. Wegen des überall kleberigen Bodens konnten sie dieses Manöver nicht schnell genug ausführen und wurden außerdem in Nebel, Schnee und Regen dermaßen eingehüllt, daß sie nicht einig und systematisch operiren konnten. Sie geriethen daher in die größte Unordnung, und der ganze Zug kam in ein Stocken, welches um so ängstlicher war, da hinten im Nachtrabe eine Masse von Wagen und Equipagen nachdrängten, die sich am Ende in den fetten Marschkoth so verfuhren, daß sie weder rückwärts, noch vorwärts oder seitwärts kommen konnten.

Indeß kämpfte man vorn tapfer, bis plötzlich ein

neuer Bundesgenosse der Dithmarscher, die Fluth, sich in den Kampf mischte und den Ausschlag gab. Die Garden und die Königlichen, welche vorn von der Schanze, hinten von ihrer Wagenburg, zu den Seiten von dem endlosen Grabennetze, unten vom Schmuz, oben vom Regen bedrängt waren, bemerkten auf einmal zu ihrem Entsetzen, daß das Wasser sich in den Gräben plötzlich höchst unnatürlich mehrte, bald gar über die Felder und den Weg hinaustrat und zuletzt mit solcher Macht anwuchs, daß man weder Weg, noch Feld, noch Graben mehr von einander unterscheiden konnte.

Die Wachen der Dithmarscher auf den Deichen am Meere hatten sich nämlich, sobald sie das Schießen vernommen, beeilt, die Hafschleusen aufzuziehen, und der Nordwest trieb nun das Salzwasser mit solcher Gewalt herein, daß bald Alles überschwemmt war. Zugleich mit der Fluth brachen nun auch die Bauern hinter der Schanze hervor und kamen von allen Seiten herbei, indem sie, des Terrains kundig, mit ihren langen Kloben über die Gräben hinüber und herüber sprangen und das Kriegsgeschrei der Garde umkehrten, indem sie riefen: „Wahr die, Garde, de Buer kumt" (wehr dich, Garde, der Bauer kommt). „Und hier trug sich denn nun eben so ein Spiel zu, als vor Zeiten in Grácia, da auch der mächtige Darius aus Persien mit denen von Athen ein Treffen hatte, da der Fürst Miltiades in die Feinde setzte und so tapfer stritt, daß man es davor angesehen, als wären die Athenienser Männer, des Königs Darii Volk aber Weiber."

Die Bauern stachen und hieben dazwischen, rissen die Leute in's Wasser und retirirten leicht, wenn sie etwa auf einem Puncte ausweichen wollten, mit Hilfe ihrer Kloben. Es war ein förmlicher Kosakenkampf. Die Königlichen ergriff ein panischer Schrecken, und Alles drängte sich nach der trockenen Geest zurück. Auf dem Wege dahin aber zertraten und zerdrückten sie sich unter einander und warfen sich gegenseitig in's Wasser, und die Bauern brauchten fast nur zu scheuchen, um das Werk der Zerstörung sich von selbst zu Ende spielen zu lassen.

Als die Verwirrung noch nicht so groß war und die Reiterei noch in ziemlich guter Ordnung da stand, riefen die Dithmarscher sich zu: „Schont den Mann und schlagt die Pferde." Dadurch machten sie die Pferde wild, die ihre Reiter abwarfen, um sich schlugen und die Ordnung sprengten. Als die Bauern aber ihren Zweck völlig erreicht hatten, kehrten sie auch jenes Geschrei um und riefen: „Schont die Pferde und schlagt den Mann", und dadurch retteten sie sich hinterdrein manches schönes Pferd zur Beute.

Die ganze Affaire war binnen drei Stunden beendigt. Nur wenige der in die Marsch Hinabgerückten kamen auf die Geest und von da wieder zum Lande hinaus, unter ihnen aber waren der König Hans und sein Bruder, der Herzog. Der stolze Junker Slentz aber und die Mehrzahl seiner Capitaine und Lanzenknechte bedeckten das Schlachtfeld. Und außer ihnen waren ertrunken, erstochen oder erstickt des Königs Vettern,

die Grafen von Oldenburg, 4 Ranzaus, 11 Ahlefelds, 4 Buchwalds, 20 Herren von Pogwische, im Ganzen 400 vom Adel, 140 Vögte, viele Amtleute, Rathsherren und auch der Staller der Friesen, der Erzfeinde der Dithmarscher. Die Söhne der Erschlagenen schworen, an den Bauern Rache zu nehmen.

Ich will mich nicht aufhalten bei der Schilderung der Menge Goldes und Silbers, der Ringe, Petschafte, Kleinodien und Edelsteine, welche die Dithmarscher nun, wie ihre Chronisten schreiben, aus dem Blute und Schmutze des Schlachtfeldes, von dem bei bald erfolgender Ebbe das Wasser wieder ablief, hervorklaubten; ich will nur noch erwähnen, daß die Dänen diese Schlacht bei Hemmingstedt, so nennt man jene Affaire, nie vergessen werden, weil hier ihr berühmtes heiliges Kriegspanier, die Danebrogsfahne, die, als Waldemar I. in Esthland kriegte, der Sage nach vom Himmel gefallen war, in die Hände der Feinde fiel und nicht wieder ausgeliefert wurde. Die Dithmarscher hingen sie zum Andenken an ihren Sieg in der Kirche eines ihrer Marschdörfer (Wörden) auf, wo sie bis zur Eroberung des Landes verblieb.

Die Kunde von dieser Niederlage der dänischen und deutschen Herren verbreitete sich über ganz Europa und erschütterte den Norden. Denn gleich darauf brachen Unruhen in Norwegen und in Schweden aus, wo Sten Sture das Banner gegen den bedrängten König Hans erhob. Die Dithmarscher kehrten sich aber nicht an die Folgen des Unheils, das sie angerichtet, und ge-

nossen nun die Früchte ihrer Tapferkeit in Frieden, die ihnen zuerst durch einen Vergleich mit Johann und dann, 1523, durch einen förmlichen Frieden mit König Friedrich gesichert wurden.

Sie genossen dieses Friedens bis 1559, — sangen während desselben die zahlreichen Siegeslieder, die sie auf die Schlacht von Hemmingstedt gemacht hatten, und von denen uns noch jetzt viele aufbewahrt sind, — tanzten fleißig ihren Trümmeken- (Trommel-) und ihren Schwerttanz*), uralte deutsche Tänze, die sich noch bis

*) Diesen Tanz schildert ein dithmarsischer Schriftsteller, der ihm noch selber im Jahre 1747 zugesehen, indem er sagt: „Die Tänzer tanzen in weißen Hemden, mit verschiedenen bunten Bändern allenthalben geziert und bewunden, und an jedem Beine haben sie eine Schelle hängen, welche nach den Bewegungen der Beine einen Schall von sich giebt. Die Vortänzer und der, so in der Mitten, tragen einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupte, weil sie auf die beiden ein beständig Augenmerk haben, und nach ihren Bewegungen sich in Allem richten müssen. Zu Anfang hält der Vortänzer oder König, wie sie ihn nennen, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, worin die Vortrefflichkeit und das Alterthum ihrer Tänze gerühmt, und die Zuschauer gewarnt werden, sich vor den bloßen Schwertern in Acht zu nehmen. Hierauf nimmt nun der Schwertertanz bei Rührung der Trommel seinen Anfang, mit solcher Geschwindigkeit, Accuratesse und Munterkeit, daß es zu bewundern. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweise durch einander, bald springen sie mit vieler Behendigkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um eine solche Rose in einem Kreise und springen

in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei den Dithmarschern erhalten haben, — unterließen es auch nicht, zu Zeiten mit ihren alten Feinden, den Friesen, zu zanken, mit den Hamburgern, denen sie mitunter ein Schiff kaperten, zu processiren, und sich gegenseitig in ihren Slachten und Klüften anzufeinden, — und sahen so die neue Zeit mit ihrer Kirchenreformation, mit ihrer anwachsenden Fürstenmacht, mit ihrem fortgeschrittenen Kriegswesen, mit ihrer mannigfachen Einwirkung auf veraltete Institutionen und Zustände und endlich mit ihren anfänglich keineswegs heilbringenden Einflüssen auf den Bauernstand hereinrücken.

Als im Jahre 1559 wiederum ein Fürstenbund, nämlich der zwischen dem Könige Friedrich II. und den Herzögen Adolph und Johann von Schleswig

darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine Rose über dem Kopfe steht. Zuletzt wissen sie ihre Schwerter so künstlich in einander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten kann, sondern daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann abermals eine kleine Rede hält, worin er dafür dankt, daß man ihrer Lustbarkeit beigewohnt und überdieß den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter auf die Erde gesetzt, so wird dieses Schauspiel durch einen abermaligen Schlußtanz geendigt und beschlossen." — Diese Schilderung, die ich dem Anhange zum Neocorus von Professor Dahlmann entnehme, wird gewiß manchem meiner Leser, dem jenes Buch nicht zur Hand ist, willkommen sein.

und Holstein, gegen Dithmarschen sich bildete, war schon längst (im Jahre 1435) der letzte Schein souveräner Unabhängigkeit bei den Nordfriesen gefallen, auch hatten die meisten anderen friesischen Küstenrepubliken bereits ihre Herren. Auch war dieß gerade die Zeit, wo in Deutschland der große Bauernkrieg eine Menge rebellischer Bauern wieder in's Joch gebracht hatte, und wo gerade in Dänemark der Bauer und die Bauerngemeinde unter der Herrschaft eines allgewaltigen Adels noch tiefer sank als zuvor.

Diese Combinationen sind wichtig. Denn jeder Kleine, der in der Welt isolirt, als einziger seiner Gattung dasteht und sich keiner Sympathieen erfreut, fällt um so leichter. Wäre die Achtung vor dem Bauernstande damals nicht so tief gesunken gewesen, so hätte der Hilferuf der Dithmarscher, als das letzte Ungewitter über sie losbrach, ihnen vielleicht einige Bundesgenossen herzugeführt. So aber sanken sie als das letzte Beispiel einer uralten, freien, deutschen Landbewohnergemeinde unter, wie kurz vorher Götz von Berlichingen, das letzte Muster eines alten deutschen Reichsritters, vom Schauplatz abgetreten war. Selbst die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen ließen die alten Freunde im Stiche.

Die Republiken der Schweiz bestanden zwar noch und retteten ihre Souveränetät mitten unter den rings um sie her erwachsenden Fürstenstaaten. Allein diese Republiken waren erstlich schon längst nicht mehr auf das Ansehen eines freien Bauernstandes gegründet, —

es waren Aristokratieen städtischer Bürger, wie Genua und Venedig, und wie die deutschen freien Reichsstädte, — und dann lagen sie alle in einem hübsch abgerundeten Kreise dicht beisammen. Wäre das Losungswort der friesischen kleinen Bauernstaaten nicht Zerstreuung gewesen, hätten die Marschländer Dithmarschen, Hadeln, Stedingen, Rüstringen, Nordfriesland, die 7 ostfriesischen Seelande, so nahe in einem Cyclus beisammengelegen, wie die Berglandschaften Bern, Zürich, Schwyz, Uri rc. oder wie die niederländischen Provinzen, so möchten wir vielleicht die friesische Eidgenossenschaft oder die friesischen Generalstaaten sich länger haben erhalten sehen.

Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Dithmarscher noch ein Mal den Kampf mit Holstein und Dänemark, ja mit ihrem Jahrhundert und seinem Zeitgeiste, hätten siegreich bestehen können, wenn sie nur selbst völlig einig und in der letzten Fehde sämmtlich so tapfer gewesen wären, wie sich Einige unter ihnen erwiesen. Ein Volk, das bis auf den letzten Mann Alles für die Rettung des Vaterlandes hingeben will, das an einander gekettet wie eine einzige Brüderschaft oder Kluft dasteht, ist kaum auf irgend eine Weise zu unterjochen. Allein so wie bei allen ihren Fehden, so gab es namentlich bei der letzten nicht nur Landesfeinde und Verräther, welche den Angreifern den Weg zeigten, sondern auch ganze friedlich gesinnte oder vielleicht selbst feige und furchtsame Kirchspiele, die gar nicht mit in den Kampf gingen.

Ueberhaupt kommt, wie mir es scheint, in der gan-

zen Geschichte Dithmarschens kaum ein einziges Beispiel von einer völlig einmüthigen und enthusiastischen Erhebung des ganzen Volkes, so wie kein Beispiel einer allgemeinen offenen und siegreichen Feldschlacht, wie die der Athenienser in der Ebene bei Marathon war, vor. Es ist bei allen ihren Schlachten etwas zu erinnern und zu bedauern. Und bei jedem Siege spielten das Glück und die Natur, das Wetter, die Fluth, die Marsch, eine bedeutende Rolle. Auch ist es merkwürdig genug, daß sie sich fast nie unter einem einzigen heldenmüthigen und heroischen Feldherrn vereinigten.

Es werden zwar hie und da tüchtige Leute genannt, ein Isebrand, der einen klugen Plan machte und ausführte, ein „langer Reimer von Wimmerstedt", der tüchtig um sich schlug und einen feindlichen Anführer erlegte, eine Jungfrau, die ihnen die Fahne vortrug*), und viele Andere, — aber es dreht sich bei ihnen die Entscheidung fast nie um einen solchen Anführer, wie in Griechenland um einen Miltiades, Leonidas, Themistokles oder Epaminondas.

Es war bei diesen demokratischen Leuten Alles weniger organisirt. Es waren einfache tüchtige Bauern, die früher kluft-, nachher kirchspielsweise unter Anführung ihrer Kluftvorsteher oder Vögte oder Schlü-

*) Es ist bemerkenswerth, daß auch in der Kriegsgeschichte anderer friesischer Republiken solche, Banner führende Jungfrauen vorkommen.

ter herbeiliefen, wenn ihr Land angegriffen wurde, und tüchtig mit drein schlugen, oder sich des Kampfes enthielten, je nach Gunst und Gelegenheit der Umstände. Uebrigens darf man natürlich nicht überall spartanischen Heldenmuth und griechische Vaterlandsliebe suchen wollen und hier auf Erden, wo selbst die schönsten Heldenthaten ihre schwachen Stellen und Schattenseiten haben, selbst so etwas, wie es die Dithmarscher durchführten, zu bewundern wissen.

Der letzte Kampf der Dithmarscher im Jahre 1559 wurde in den Straßen ihrer Hauptstadt Heide, wo sich eine Hauptpartei von ihnen concentrirt hatte, entschieden, so wie Polens Kämpfe vor den Thoren und in den Straßen Warschaus und Pragas entschieden wurden. Nachdem die Fürsten gesiegt und diese Stadt, so wie mehre andere Orte des Landes, eingenommen hatten, schickten die Bauern aus der Marsch eine Gesandtschaft mit der weißen Fahne, und die königlichen Truppen riefen voll Verwunderung über diese demüthige Gesandtschaft: „Gotts Dusend, de Buer will sick gewen!" (Potz Tausend, der Bauer will sich ergeben!)

Die Folge war eine Capitulation und, wie bei Polen, eine Theilung des Landes unter die drei vereinigten Fürsten. Noch in diesem Augenblicke muß man viele Rechtsverhältnisse des Landes auf diese Capitulation von 1559 zurückführen.

Da im Jahre 1580 einer der genannten Landesfürsten ohne Erben starb, so fiel nun Dithmarschen unter zwei Herren, den König von Dänemark und den

Herzog von Schleswig-Holstein, und im Jahre 1773 kam es in Folge des bekannten Tractats zwischen ihm und demjenigen Herzog von Schleswig-Holstein, der zugleich Großfürst und später Kaiser von Rußland war, an einen einzigen Landesherrn, den König von Dänemark. Durch diesen Tractat nämlich wurde das sogenannte großfürstliche Holstein und mit ihm die Hälfte von Dithmarschen gegen Oldenburg und Delmenhorst ausgetauscht.

Es ist bemerkenswerth, daß trotz ihrer Unterwerfung, Eroberung und Zerstückelung die Dithmarscher sich noch bis auf den heutigen Tag Vieles von ihrer alten Freiheit gerettet haben. Es herrscht noch jetzt ein sehr freisinniger republicanischer und tüchtiger Geist unter diesen Leuten, von dem der Reisende bald deutliche Spuren gewahrt. Noch jetzt giebt es keinen Classen- und Kastenunterschied, keinen Adel unter ihnen. Denn obwohl kurz nach der Eroberung des Landes, im Jahre 1559, viele vom Adel Güter acquirirten und sich im Lande ansiedelten, so hat es doch keinen sonderlichen Fortgang mit ihren Ansiedelungen gehabt. Wahrscheinlich fühlten sie sich unter den Dithmarschern nicht ganz wohl und zogen sich wieder nach Holstein und Schleswig zurück.

Die Dithmarscher nannten das Land, welches der eingewanderte Adel erwarb, „Junkerland." Dieser neue Adel wollte natürlich seine adeligen Gerechtsame und Privilegien auch auf dieses Junkerland übertragen und drückte die Communen und die Bauern, und daher suchte man

ihn wieder auszumerzen. Es haben also eigentlich zwei Adelsausweisungen in Dithmarschen stattgefunden. Jedoch haben auch die Dithmarscher später einzelne adelige Güter wieder an sich gekauft. Wenn ich recht berichtet bin, so wurden sogar einige adelige Güter auf gemeinsame Kosten zurückgekauft, aber zu dem Zwecke, um den Adel auszumerzen. Kurz also, es findet sich noch jetzt kein adeliges, privilegirtes Rittergut im Lande.

Eines der Hauptprivilegien der Dithmarscher ist wohl dieses, daß Niemand im Lande angestellt werden kann, der nicht ein Landeskind ist. Selbst die höchsten Beamtenstellen, die der Landes- und Kirchspielsvögte, können nur mit Einheimischen besetzt werden. Als solche werden alle die angesehen, welche von Einheimischen auf dem Boden des Landes geboren sind. Daher kommt es noch jetzt oft vor, daß Dithmarscher, die etwa eines vorübergehenden Zweckes willen im Auslande weilen, ihre Frauen, wenn sie der Entbindung nahe sind, nach Dithmarschen schicken, damit ihre Kinder diese der „Terra Thiatmarsgica“ anklebenden Privilegien nicht verlieren. Mir wurden noch aus neuester Zeit mehre solche Beispiele erzählt.

Wenn man nun bedenkt, daß schon vor 800 Jahren die Erzbischöfe von Bremen ihre Vögte aus den Landeskindern nahmen, so muß man es bewundern, wie lange sich solche alte eingewurzelte Privilegien trotz des Wandels der Zeit erhalten haben. Ueberhaupt könnte gewiß Jeder, der den jetzigen Zustand des

Landes erforschte, sich eine sehr lebhafte Vorstellung der alten Republik machen.

Die Vögte hat man jetzt wie ehemals. In den Kirchspielsvögten sieht man die alten Schlüter, und sogar von den 48 Regenten erkennt man einen Schatten in den 48 „Landesvollmachten" Süd- und Nord-Dithmarschens, welche die sogenannten „Landschaften", die obersten Collegien des Landes, bilden.

Der Kirchhof zu Lunden.

Gleich an den Gränzen von Dithmarschen also traf ich jenen Ort, der mich so zu sagen mitten in die alte Geschichte des Landes versetzte. Es war dieß die Stadt Lunden und ihr berühmter Kirchhof, der auf einem hohen Vorsprunge der Geest liegt, und den ich nun in Augenschein nahm.

Der Kirchhof, der eine sehr hübsche und freundliche Lage hat, ist mit einer Menge von Monumenten bedeckt. Es sind große lange viereckige Steine, die entweder platt auf dem Boden liegen oder, durch lange eiserne Stangen gestützt, aufrecht stehen. Die meisten dieser Steine sind aus den letzten drei Jahrhunderten, einige noch aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, aus der Zeit der Freiheit. Manche mögen noch älter sein, aber sie sind so mit Moos bewachsen, und ihre Inschriften so verwischt, daß man sie nur mit Mühe lesen kann. Wollte aber ein Dithmarscher diese Mühe daran wenden, so würde sich dieß gewiß lohnen, denn es gelang schon mir, indem ich

mit meinem Stocke das Moos wegkratzte, hie und da einige Worte zu entziffern.

Die interessantesten Denkmale sind natürlich die, welche noch aus der Zeit der Freiheit stammen, und der Reisende sieht an ihnen deutlich, daß das, was die Bücher ihm von der Freiheit dieses Landes, von seinen Geschlechtern, Klüften, Achtundvierzigern rc. sagten, keine Chimäre ist, da er unverwerfliche Zeugen jener Dinge mit Händen greift. Dieß ist aber eben der Vortheil eines im Lande Reisenden, den dieser vor dem Zuhausebleibenden voraus hat, daß er, wenn es ihm auch nicht möglich ist, die alten Vorfahren selber wieder aus der Erde heraufzubeschwören, doch wenigstens ihre Leichensteine und andere untrügliche Zeugnisse ihrer Existenz umfaßt.

Da sieht und lies't er auf alten, grauen, mit kleinen Wucherpflanzen bedeckten Steinen die Namen und Titel der alten Herren des Landes, — hier: „Olde Peter Hanns Nanne, Regent aus dem Geschlechte der Wurthmannen", und dort: „Hanns Nanne, saliger, was 80 Jahr old, de letsde von den achtunveertig und Radesverwandter, Anno 91 den 15. Septembris salichke in God entslapen." Das heißt: „Hanns Nanne, Seliger, über 80 Jahr alt, der Letzte der Achtundvierziger und Rathsverwandten. Anno 91 den 15. September selig in Gott entschlafen."

Wieder auf einem anderen Steine lies't man: „Peter Swyn, der vornehmste Achtundvierziger seiner Zeit, ein Mann fein im Rath und frech in der That, der in einer inneren Fehde zwischen dem Ge-

schlechte der Wurthmannen und dem der Russebellingen auf Anstiften der Letzteren vom Pferde gerissen, ermordet, in einen Graben geworfen und danach mit großem Weheklagen des ganzen Landes prächtig zur Erde bestattet worden." Sein Pferd, welches vom Graben „nicht weichen wollen, sondern mit niedergehangenem Haupte ins Wasser gesehen", ist auf seinem Leichensteine ebenfalls mit abgebildet.

Und dort ist wieder ein Stück von einem Leichensteine für die Brüder einer alten Gilde aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, auf welchem, wie der Dithmarsche Klaus Harms (der berühmte Theolog in Kiel) erzählt, die Brüder dieser Gilde ehemals ihre Armen jährlich mit 8 Häringen und einigen Schönbroden zu tractiren pflegten.

Jetzt sind diese Gilden längst aufgehoben und jene Geschlechter erloschen. Der Letzte des genannten Geschlechtes der Nannen soll vor ein paar Jahren in Armuth verstorben sein. Aehnliches wurde noch von einigen anderen Geschlechtern erzählt, und es erinnerte mich dieß an die alten verfallenen irischen Königsgeschlechter, von denen man noch jetzt zuweilen den Letzten des Namens als Knecht in irgend einem irischen Pferdestalle oder irgend einer kleinen irischen Torfhütte entdeckt.

Einen der Leichensteine fand ich vor der Eingangsthüre eines Lundener Hauses als Schwelle eingemauert. Auch vor der Kirchthüre lagen einige große Leichensteine mit langen Inschriften, über welche alle Eintretenden hinwegschreiten mußten. Ich glaubte Anfangs, dieß wäre nur ein localer, aus Mißachtung der Vorzeit und

der Alterthümer hervorgegangener Unfug. Allein später habe ich gefunden, daß es nicht nur in Dithmarschen, sondern auch noch weiter nach Norden Sitte ist, Leichensteine vor die Thüren der Wohnhäuser und Kirchen zu legen.

Die Leute verschaffen sich gern solche Steine und legen sie als Schwellen oder Treppenstufen vor ihre Häuser. Vielleicht haben sie einen Aberglauben dabei, vielleicht sollen jene Steine eine heilsames Memento mori für die Ein- und Ausgehenden sein. Obgleich aber manche Inschrift dabei weggeschleift wird, und obgleich oft die Eintretenden, wie Klaus Harms sagt, ihre Stiefeln über dem Namen eines Ehrenmannes abkratzen, dessen Füße sie lieber in Ehrerbietung küssen sollten, so kann ich doch diese Sitte, von der ich nicht weiß, ob sie noch in anderen Ländern vorkommt, nicht so ganz verdammen.

Die Leichensteine sind indeß nicht das Einzige, was von den alten Dithmarschern für den, der die Vorzeit gern mit Händen greift, übrig geblieben ist. Es giebt im Lande auch noch mehre Häuser, die aus jener Zeit stammen und die sich mehr oder weniger vollkommen so erhalten haben, wie sie von den alten republicanischen Geschlechtern bewahrt wurden.

Das interessanteste und berühmteste dieser Häuser findet sich gleich nahe bei Lunden, in einem kleinen Dorfe, Lehe genannt. Es ist das Wohnhaus der Swyns, und namentlich des obengenannten Achtundvierzigers Peter Swyn und seines Nachfolgers Marcus Swyn.

Ich wanderte, noch bevor es dunkel wurde, in freundlicher Begleitung einiger des Landes Kundigen dahin und lernte in diesem Hause und den mancherlei noch erhaltenen Besitzthümern des genannten Mannes, daß die sogenannten dithmarsischen Bauern keineswegs so ganz bäuerisch und außer Verbindung mit dem Luxus und den Künsten ihre Zeit gelebt haben können.

Denn der Geschmack, in welchem die dort aufgestellten alten Prachtbetten, Bureaux und Schränke des edlen Achtundvierzigers ausstaffirt, geschnitzt, vergoldet und ausgemalt waren, erinnerte mich ganz an den Geschmack der Zimmermöblirung, wie er damals in Frankreich herrschte, und wie man ihn noch jetzt in Paris in Zimmern, die aus der Zeit kurz nach der Renaissance stammen, zu bemerken Gelegenheit hat.

Ueberhaupt, wenn man soviel vom dithmarsischen Bauernstaate spricht, darf man sich nicht etwa einbilden, daß alle Dithmarscher mit Hü und Hott ungewaschen und unrasirt hinterm Pfluge hergingen. Man spricht ja auch jetzt in Dänemark viel von dem norwegischen Bauernstaate, der eben so wie einst die Dithmarscher den Adel völlig aufhob und vertrieb.

Es versteht sich von selbst, daß die Dithmarscher ihre Priester, ihre Gelehrten, ihre reichen und ihre angesehenen und gebildeten Familien eben so gut hatten wie ihre Bauern. Nur waren auch diese Reichen und Angesehenen insofern Bauern, als sie, wie die übrigen, auf ihren Marsch- oder Geesthöfen wohnten und den Ackerbau als Hauptsache betrieben oder betreiben ließen.

Es war ja eben der Reichthum dieser Leute, der die Herren so begierig nach ihrer Unterjochung machte

Man pflegt sonst gewöhnlich anzudeuten, daß der Reichthum sclavisch gesinnt mache und daß die meisten Freiheit liebenden Völker ganz blutarm wären. Dieß trifft hier nicht zu. Die Freiheit der Marschen bis zu den reichen Flamländern ging wohl meistens von der Wohlhabenheit der Leute aus, die sich dadurch stark und trotzig fühlten, während die armen Geestbauern in Sclaverei versanken. In der Schweiz scheint es wieder anders, da ist die Freiheit besonders von den armen Berghirten zuerst vertheidigt und begründet worden.

Die, welche die alten Urkunden der Dithmarscher näher kennen, versichern auch, daß sie gewöhnlich von sehr viel Umsicht, Kenntniß und gewitzigtem Verstande zeugen, und meistens entweder in einem sehr guten Latein oder in reinem Plattdeutsch abgefaßt sind, und was mich betrifft, so kann ich, obschon ich nur diejenigen Urkunden, welche bei Neocorus vorkommen, gelesen habe, dieß vollkommen bestätigen.

Das einzige Bäuerische, was ich an den Bettstellen und Bureaux in dem Pesel (Saale) des Swyn'schen Hauses fand, war, daß sie wo möglich noch bunter und überladener waren als die in den Zimmern der Königin Maria von Medicis im Palais Luxembourg. Ich gedachte hier auch des eigenthümlichen Styls, in welchem die alten Zimmer auf dem Kreml in Moskau früher verziert waren und jetzt wieder restituirt werden.

Es ist ein sehr verwandter Styl, und ich konnte nicht umhin, indem ich diese drei entfernten Puncte Europas in's Auge faßte, zu bewundern, wie schon damals bei so schlechten Chausseeen und Communicationen in unserem Welttheil in Folge eines allgemein herrschenden europäischen Zeitgeistes in jenem Mittelpuncte der Welt, wie in jenem entfernten Zaarenreiche und in dieser kleinen Bauernrepublik, sich so ganz und gar eine und dieselbe Geschmacksrichtung kund gab.

In dem Bureau des Marcus Swyn sind noch einige alte dicke schweinslederne Quartanten aufbewahrt, die so mannhaft und fest aussehen, als hätten sie auch gelegentlich die Schwerthiebe der Ranzaus und Ahlefelds abhalten sollen. Es waren lauter gute Bücher und darunter auch lateinische.

Die hohen Fenster des Rittersaales — ich mag ihn wohl so nennen, denn gewiß hatten damals selbst nur wenige Ritter so geräumige Säle, — waren mit verschiedenen Wappen — indeß aus späterer Zeit — verziert. Es waren die Wappen von Freunden des Hauses darunter. Es soll hier lange Zeit Sitte gewesen sein, daß die Hausfreunde bei gewissen Familienfeierlichkeiten zum Andenken ihre Wappen in die Fenster einmalen ließen.

Nahe der Stubenthüre sieht man eiserne Gitter, durch welche der Hausherr, während der Zeit seines Zankes mit den Russebellingen, dessen Opfer er trotz seiner Vorsicht und Zurückgezogenheit wurde,

seine Briefe und Botschaften in Empfang genommen haben soll.

Auch die Portraits des alten Marcus Swyn und seiner Frau sahen recht statilich aus und entbehrten nicht vielfachen Schmuckes. An der Frau war mir das Auffallendste der „Kagel" oder die Kopfbedeckung, weil die eine Hälfte derselben sehr dunkel und die andere in starkem Contraste damit sehr hell gefärbt war. So soll es national in Dithmarschen gewesen sein. Bei uns sieht man einen solchen Geschmack nur noch bei den Festungsarbeitern und Gefangenen. Uebrigens hat es diesen reichen Bauerfrauen so wenig an Schmuck und Zierath gefehlt, wie ehemals den Bürgerfrauen von Gent und Brügge, an deren Staat und Kostbarkeiten die Fürsten von Burgund und der Kaiser von Deutschland Aergerniß nahmen.

Das Capitel des Neocorus über die dithmarsischen Kleider ist sehr interessant, und er weist darin nach, wie die Männer des Landes immer prächtiger und luxurieuser in ihrer Kleidung geworden sind, wie sie z. B. erst bleierne Knöpfe trugen, dann messingene, danach kleine silberne, endlich große silberne und vergoldete, — wie sie von einfachen Haken und Oesen zu geschmückten silbergetriebenen Rosetten übergingen, und wie die Frauen ihrerseits sich erst schlecht und recht in alten selbstgewebten Wand, — darnach in englisches und holländisches Tuch, mit kleinen seidenen Schnüren, — fernerhin in Camelotten, Zaien, Damast, mit Sammet besetzt, und darauf endlich in „eitel Sammet, schlich-

ten oder gedruckten, oder gar stattlich gestickten, auch mit ausgefüllten Rosen und Eckeren (Eicheln?) versehenen, gekleidet haben."

Ein Jude, sagte man mir, habe vor einiger Zeit 1000 Thaler für alle Antiquitäten des Peter und Marcus Swyn geboten, um damit ein Geschäftchen in England zu machen. Glücklicherweise hat man bisher sein Anerbieten noch nicht angenommen. Es wäre gewiß ein interessanter Beitrag für die deutsche Alterthumskunde, wenn man Alles genau abzeichnen und lithographiren ließe, erst jedes einzelne Stück, dann den ganzen alten Pesel, so wie er sich darstellt, und endlich auch das Haus und seine ganze Situation. Es würden solche Bilder ein hübsches Gegenstück geben zu den Ansichten des Inneren und Aeußeren von Ritterburgen damaliger Zeit. Ich habe nicht gehört, ob man auch noch in anderen friesischen Landschaften solche Ueberreste des Hausraths alter friesischer Häuptlinge besitzt.

Meinen Thee trank ich am Abend bei dem Kirchspielsvogte oder wie man hier kurz sagt, Kirchsvogt oder, wie es plattdeutsch heißt, „Korsvogt" des Ortes, einem liebenswürdigen Manne, der — wie es wahrscheinlich auch bei den Schlütern Sitte war, — in einem einstöckigen Hause, hinter einem mit Bäumen besetzten Hofe wohnte. Alle Wohnungen haben hierselbst in den Städten etwas Bauernhofartiges. Alle diese Städte, wie Lunden, Meldorf, Heide, um die soviel gekämpft wurde, sind nur locker an einander gereihte, mit Höfen und Gärten umgebene Landsitze.

Bevor ich sie sah, bildete ich mir ein, ich

würde darin alte feste Bauwerke finden, verfallene Stadtmauern, enge Gassen, hohe gigantische Häuser und dergleichen, etwa so, wie es in dem Felsenneste der Taboriten, Tabor in Böhmen, aussieht. Aber es ist keine Spur von solchen Alterthümern, Ruinen und Resten hier; unsere kleinen Rheinorte haben zehnmal mehr davon. Ich will aber damit nicht sagen, daß die Bauart dieser dithmarsischen Städte deßhalb weniger alterthümlich sei. Vielmehr umgekehrt glaube ich, daß wir gerade in ihnen noch ein gut erhaltenes, nur etwas modernisirtes Modell von dem Plane und der Bauart derjenigen offenen Ortschaften und Städte haben, welche Cäsar und Tacitus bei unseren Vorfahren statt der festen engen, wohlummauerten römischen Städte sahen. Alle jene Orte liegen ohne Mauerreste da, mit großen, offenen Plätzen, breiten Straßen, ländlich wie unsere Flecken. Nur sind die Häuser natürlich im Inneren jetzt elegant.

Auch die Menschen scheinen, soweit man aus dem äußeren Ansehen schließen kann, auch in demselben Sinne wie die Bauart ihrer Städte sehr alterthümlich, d. h. man sieht ihnen Biederkeit, Geradheit und Offenheit an und merkt, daß sie nicht mehr sagen, als was sie meinen.

Uebrigens kann ich hinzusetzen, daß man überhaupt in ganz Holstein, Schleswig und Dänemark sich mit einem großen Freimuthe, einer Offenheit und Unbefangenheit in politischer Beziehung sowohl, als in anderen Rücksichten, ausspricht, die gewiß Jedem, der die Elbe über-

schreitet, gleich sehr angenehm auffällt. Die Leute haben hier durchweg von Dithmarschen bis ans Nordkap noch eine gewisse, ich möchte sagen primitive, Unbefangenheit und Redlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen und Verhalten sich abspiegelt.

Noch in der Nacht fuhr ich nach dem 4 Stunden entfernten Heide, immerfort auf allerlei Richtwegen, die mein Kutscher kannte, meistens auf der Geest hin, zuweilen durch ein Stückchen Marsch, das wie ein Busen in die Geest vordrang. Gegen Mitternacht kamen wir bei einem hohen Moor vorbei, das vor der Geest auf der Marsch liegt.

Ein Wirth, bei dem ich einkehrte, erzählte mir, daß in seinem Hause in alten Zeiten die Wohnung eines Achtundvierzigers gewesen sei, und daß in seiner Umgegend noch jetzt die Bauern sehr viel Interesse an der alten Geschichte ihres Landes nähmen und viel alte Chroniken in ihren Häusern hätten, zuweilen sogar geschriebene. Ich hatte freilich schon vorher von gebildeten Männern gehört, daß dieß bei sehr vielen dithmarsischen Bauern der Fall sei, aber ich lasse mir dergleichen gern von solchen Leuten, welche nicht weiter sehen, als die Glocken ihres Kirchthurms gehört werden, und die ihre Nachbarschaft genau kennen, in allen Einzelnheiten bestätigen.

Mein Kutscher war von der Geest und sprach sich nicht immer ganz zum Vortheil der Marschbewohner aus. Er hielt sie für sehr grob und eigensinnig. „Wat se nich willt, dat dot se nich" sagte er, „un wenn Euer to änen kümmt, so weet se nich,

off se een herin loten schölt, oder nich. Het Eener eenen Rock an, an den se nich gewönnt sind, so kricht he Prügel."

Dieß Letztere erinnerte mich an einige Absonderlichkeiten des englischen John Bull, der ebenso in einigen Theatern, z. B. in Manchester oder Liverpool, den, der einen feinen Rock an hat, oder gar ein Perspectiv hervornimmt, mit Apfelsinenschalen oder dergleichen bedient.

Heide.

Der große, viereckige, mit Baumalleeen besetzte Marktplatz in Heide ist einer der regelmäßigsten und schönsten Plätze, deren sich eine Stadt erfreuen kann. In London wäre er unbezahlbar. Hier in Heide ist er es aber auch; denn, da es eben jener alte, durch die Geschichte geweihte Versammlungsplatz der Achtundvierziger und des Volkes war, so ist er den Leuten um keinen Preis feil.

Ich gedachte hier des großen viereckigen Platzes in Nischnei Nowgorod, wo sich die Nowgoroder „Wetscha" — ungefähr so viel wie die dithmarsische „Gemeinheit" — versammelte. Auch gedachte ich der vielen anderen Versammlungsplätze der deutschen Gemeinden und Völker alter Zeit. Tacitus und Cäsar sagen, daß die Deutschen sich bei öffentlichen Verhandlungen im Freien gern auf erhabenen Puncten — der Marktplatz „auf der Heide" war ein solcher erhabener Punct, — versammelt hätten, — aber wo sind jetzt diese Plätze? Wie viele kann man heut noch mit Sicherheit

angeben? Wie viele giebt es deren noch außer diesem „auf der Heide?"

Ich besuchte hier den Landvogt von Norditharschen, der mir das alte Siegel des Landes zeigte. Es stand darauf eine Mutter Gottes mit dem Christkinde, und neben ihr Joseph; dabei die Unterschrift: Sigillum Universitatis terrae Thetmarciae (das Siegel der Gemeinheit des Landes Dithmarschen). Darunter befanden sich auf einem besonderen kleinen Schilde, welches mich viel mehr interessirte, zwei kreuzweise gelegte silberne Schlüssel, dieselben Schlüssel, die auch meine Vaterstadt Bremen im Schilde führt. Man hängt so innig mit dem Orte zusammen, in dessen Mauern man geboren wurde, daß man sich immer kindisch freut, wenn man ihn in der Fremde geehrt, oder mächtig sieht, oder wenn man sich wenigstens denken kann, daß er es dort einst war.

Also so weit, dachte ich, griff ehemals der Einfluß der Rathsherren und Bürgersöhne meiner Vaterstadt, — denn mehre von ihnen wurden zu der Würde von Erzbischöfen erhoben, — in die Welt hinaus. Ich hätte fast diese Schlüssel küssen mögen, die ich in meiner Jugend auf so manchen munteren Schiffsflaggen Weiß auf Roth gesehen hatte. Wer wird nicht wieder ein Kind, wenn ihn irgend etwas in der Fremde mächtig an seine Vaterstadt erinnert!

Von Bremen, dieser noch jetzt so religiösen Stadt, ging eine doppelte Religionsreform nach Dithmarschen aus. Ein Mal wurde von hier aus durch Willehad und Anscharius das Christenthum eingeführt, organisirt

und ausgebildet, und das zweite Mal kam in eben derselben Richtung über Bremen durch den Bremer Reformator Heinrich von Zütphen die protestantische Reformation ins Land. Und daß die wilden Dithmarscher diesen trefflichen Mann, von dem man jedem Bremer Kinde so viel Gutes erzählt, erschlagen*) haben, gleichwie die Friesen einst den seligen Bonifacius erschlugen, das habe ich ihnen als Bremer nicht verzeihen können.

Um meinem historischen Drange zu genügen, wandte ich mich in der Mittagshitze auf die Geest hinaus, auf einem der berühmten Wege, welche, Holstein mit Dithmarschen in Verbindung setzend, sich zwischen den Morästen des Landes hinziehen. Ich hatte ein Pferd gemiethet und einen kleinen ebenfalls berittenen Jungen dazu.

Kaum waren wir zur Stadt hinaus getrabt, so wollte ich etwas am Wege besehen, stieg ab und gab dem kleinen Burschen mein Pferd zum Halten. Er fing den Zügel aber nicht recht, und das Pferd setzte sich ruhig in der Richtung seines Heider Stalles in Bewegung. Der Bursche galoppirte ihm mit seinem Pferde nach, um es zu greifen, als aber das Thier ihn hinter sich verspürte, benutzte es seine Freiheit ebenfalls zum Galoppiren. Nun ritt der Knabe langsam, und das Pferd, da es sich entfernt fühlte, ging auch langsam. Glaubte er sich ihm wieder

*) Er wurde von seinen katholischen Feinden auf einen schlecht brennenden Scheiterhaufen gebracht, wo er mehrstündige Qualen erlitt und endlich nach vielen, ihm versetzten Keulenschlägen starb.

rasch nähern zu können, so entschlüpfte es ihm eben so plötzlich, als er sich nahte. Ich sah dem Spiele, das mir ein Symbol für so manches Lebensspiel war, eine Zeit lang zu und freute mich, daß meine Schaubegierde stark genug war, mir nun zu Fuß durch den tiefen Geestsand weiter zu helfen, und so spazierte ich dann ziemlich bald auf dem mit Bäumen besetzten Rücken derjenigen Schanze, die mein Ziel war, zu.

In der Regel pflegen die cultivirten Völker gegen die Einfälle der weniger cultivirten ihr Land mit Schanzen zu versehen. Hier jenseits der Elbe aber kommt zwei Mal das Gegentheil vor. Einmal haben hier die Dänen einen Damm gegen die Deutschen aufgeführt, ihr berühmtes „Dannewirke" in der Gegend der Eider, und dann haben sich die wilden Dithmarscher hier gegen die Holsteiner verschanzt.

In Bezug auf die Dithmarscher ist die Sache indeß erklärlich, denn sie waren in der Regel die Angegriffenen und die Holsteiner die Angreifer. Sie wollten nicht erobern und beschränkten sich daher wesentlich auf ein Vertheidigungssystem. In Bezug auf das Verhältniß zwischen den Deutschen und Dänen scheint mir die Sache nicht so ausgemacht. Es scheint, daß man eben so viele Invasionen Dänemarks von Seiten der Deutschen, als Invasionen Deutschlands von Seiten der Dänen in der Geschichte nachweisen kann.

Ueber das ganze System der „Hammen" (Befestigungswälle) der alten Dithmarscher bin ich weder aus Dahlmann's Darstellung, noch aus anderen Aufsätzen über

diesen Punct klar geworden. Vielleicht bemüht man sich auch, in eine Sache mehr System hineinzubringen, als dieselbe von Natur gehabt hat.

Genug, die Dithmarscher legten an verschiedenen Stellen ihres Landes zwischen zwei Morästen oder an Flußübergängen Verschanzungen an, und man findet an mehren Orten noch Ueberreste solcher Verschanzungen, die wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Zeiten entsprangen. Bei einigen solchen Ueberresten, namentlich bei dem Haupteingange in der Mitte des Landes zwischen der Quelle der Gieselau und der Holstenau, findet man die Gegend mit einer Menge alter ehrwürdiger Todtenhügel bedeckt, welche auf uralte, vorhistorische Kämpfe der Bewohner des Landes mit ihren Nachbarn hindeuten. Die Schanze, welche ich hier vor mir hatte, war die sogenannte Süderhamme, bei welcher der Herzog Gerhard IV. mit den Seinen um's Leben kam, und wo jene holsteinischen Edelfrauen als Nonnen erschienen, um sich die Leichname ihrer Ehemänner zu erbitten.

Ein dithmarsischer Bauer, der in der Nähe wohnte, begleitete mich an der ganzen, nicht völlig eine halbe Stunde langen Schanze hin und zeigte sie mir im Detail. Jetzt sah Alles recht freundlich und anmuthig aus, und auf der mit soviel edlem Blute getränkten Stelle längs des Walles waren nun kleine Gartenanlagen gemacht, in denen sich die Heider Bürger Sonntags divertiren.

Die Aussicht von der Höhe einzelner Puncte des

Walles, der übrigens meistentheils zwischen Gebüsch steckt, war ganz eigenthümlich; nach Holstein hin lag Waldung, zu beiden Seiten, rechts und links, morastige Niederung breit ausgestreckt.[1]

Mein Bauer erzählte mir, er heiße Peters, und seine Familie wäre eine uralte dithmarsische Familie. Seine Mutter wäre eine geborene Eggers gewesen und seine Großmutter, glaube ich, eine geborene Heberts. Doch bin ich über Letzteres nicht gewiß. Die Bauern verfolgen hier gewöhnlich ihre Geschlechter und Verwandtschaften sehr hoch hinauf, und man wird oft bedenklich, ob man diese dithmarsischen Bauern für antiaristokratisch oder für viel aristokratischer als die unseren zu nehmen hat.

Im Grunde genommen verhält sich die Sache wohl so, daß das, was man aristokratisches Element nennen kann, bei uns sich in wenigen Trägern desselben concentrirt, während es hier sich allgemein verbreitet hat und jedem Landesbewohner inne wohnt. Durch die Aufhebung des Adels in Dithmarschen wurde, wie in Norwegen, jeder Einwohner einem Edelmanne gleich. Daher behaupten auch die Dithmarscher sehr richtig, daß sie weder von bäuerischer, noch von bürgerlicher, noch von adeliger Herkunft seien. Alles habe sich bei ihnen ausgeglichen, und jene Unterschiede seien gar nicht mehr anwendbar.

Die Dithmarscher, welche sich nicht „Herren von" schrieben, konnten sich daher auch nicht mit denen, welche bei uns dieß nicht thun, in eine Classe setzen

lassen, denn sie behaupteten aus alten Geschlechtern zu stammen. Unserem Adel wollen sie aber eben so wenig verglichen werden, weil sie denselben als eine Fessel und Tyrannei betrachten. Am beßten kann man sie mit der alten angelsächsischen Gentry in England in Parallele setzen. Sie sind Gentlemen. Darum sagen auch die Dithmarscher in wohlbegründetem Selbstbewußtsein sprüchwörtlich von sich:

„Buern schölt de Dithmarscher syn,
„Se mögen woll Herren wesen *).“

Es mag in dieser Hinsicht wohl als charakteristisch angesehen werden, daß Niebuhr, ein Kind dieses Landes, die Erhebung in den Adelstand, welche ihm der König von Preußen antrug, ausschlug.

*) Bauern sollen die Dithmarscher sein, sie mögen wohl Herren genannt werden.

Ein neues Land.

Ich wandte mich nun von Heide aus durch die Marsch nach dem kleinen Orte Ketelsbüttel am Meere, wo ich die Eindeichung eines neugewonnenen Landes zu besichtigen wünschte.

Wenn man von der Geest in die Marsch hinabsteigt, so kommt man natürlich erst tief hinunter; gegen das Meer zu aber erhebt man sich wieder etwas und gelangt dann auf das, was die Leute hier „die hohe Marsch" nennen. Wer mit diesen Dingen nicht näher bekannt ist, sollte vermuthen, daß das Verhältniß umgekehrt sein, und daß man von der Geest aus bis ans Meer immer tiefer hinabsteigen müßte.

Allein das Meer, wie auch alle großen und kleinen Flüsse, setzen die Hauptmenge des Schlammes und der Sandtheile in der Nähe ihrer Gränzen ganz hart an ihren Ufern ab. Je weiter sie bei Ueberschwemmungen ins Innere des Landes bringen, desto weniger Material enthalten sie noch. In der Nähe ihres Ufers häuft es sich also am meisten auf, während nach innen zu weniger Anhäufung stattfindet.

Anfangs bestand die hohe Marsch nur aus mehren über das Meer hervorragenden Inseln, und in die tiefe Marsch strömte noch immer das Meer durch die Flüsse, welche jene Inseln durchschnitten. Als die Inseln allmälig durch Deiche verbunden und jene Ströme abgeschnitten wurden, kam das Meer auch nicht mehr in die tiefe Marsch am Fuße der Geest. Doch blieb diese tiefe Marsch noch lange sumpfig und wurde erst allmälig so weit ausgetrocknet, daß sie zum Ackerbau benutzt werden konnte. Wenn man einige Karten von Marschländern ansieht, so wird man noch an verschiedenen Stellen des Geestfußes in der tiefen Marsch einzelne Landseeen liegen sehen, welche die allertiefsten Stellen bezeichnen und Ueberreste des einst bis hierher vordringenden Meeres sind.

Diese Seeen sind jedoch in allen Marschländern vom Harlemer Meere an, das man jetzt mit Dampfmaschinen auspumpt, bis zu den kleinen Marschseeen in Dithmarschen in Abnahme und fortschreitendem Austrocknen begriffen, in Folge der mannigfaltigen Entwässerungsanstalten, die man überall in Anwendung gebracht hat.

Auch in Holland findet derselbe Unterschied wie hier zwischen hoher und niedriger Marsch statt. Jene nennt man dort „Hochland", und diese „lage Land" oder „Legeland", d. h. niedriges Land.

Ich fand in Ketelsbüttel einen sehr gefälligen Ingenieur, der die Güte hatte, mich zu dem neugewonnenen Lande zu begleiten und mir einige der so höchst

interessanten Werke zur Schützung des neuen Landes zu zeigen. Wir erstiegen zuerst den bisherigen Seedeich und übersahen von da aus die neueingedeichte Fläche, die etwa anderthalb Stunden lang und eine halbe Stunde breit sein mochte.

Seither war dieses Land, als außerhalb des Deiches gelegen, vor den hohen Sturmfluthen noch nicht gesichert und konnte daher nicht bewohnt und nicht beackert werden. Es wurde nur als Weide für das Vieh benutzt, und wir sahen es daher von einer Menge kleiner und großer Strombetten oder Schloten vielfach durchschnitten, in welchen Fluth und Ebbe auf- und abzuströmen pflegten.

Jetzt hatte der neue, schöne Deich, der das Ganze schützend umgab, die meisten dieser Ströme schon abgedämmt und die Verbindung mit dem Meere abgeschnitten, nur einer, und zwar der breiteste dieser Ströme, war noch nicht abgedeicht.

Diese Fluthströme oder „Prielen", durch welche das Meer in unbedeichtes Land eindringt, sind oft sehr tief und breit, und es giebt daher Schwierigkeiten genug, den Deich durch sie hinzuführen.

Man greift die Arbeit von beiden Seiten des Stromes an und führt von beiden Seiten den Damm auf die Mitte zu. Da das Wasser alle sechs Stunden einmal landeinwärts in den Strom hinein und einmal seewärts hinausfließt, so nimmt es immer sehr Vieles von der hineingeworfenen Erde wieder mit hinweg. Es kommt daher hier besonders darauf an, die Arbeit so schnell als möglich auszuführen, damit das Meer

nicht Zeit gewinne, diese Beraubungen oft zu wiederholen.

Je weiter man mit dem Deiche zu beiden Seiten heranrückt, desto schwieriger wird natürlich die Sache, denn das Meer strömt in dem verengten Loche um so heftiger aus und ein und reißt das Hineingeschüttete um so leichter mit fort.

Bei dem endlichen Verschluß nimmt man alle Kräfte zusammen. Man fährt im Voraus von beiden Seiten eine Menge mit Erde beladener Wagen auf und sorgt dafür, daß die Wagen bequem heranfahren und sich auf ein Mal in das tiefe Wasserloch entladen können. Man stellt auf beiden Seiten die Tausend Arbeiter, über die man commandiren kann, mit Hacke und Schaufel bewaffnet, in Bereitschaft. Unter Umständen geht die Arbeit auch die Nacht hindurch. Man bildet Reservecorps, um die ermatteten Arbeiter ablösen zu können. Kurz man macht einen Plan, als gäbe es eine Schlacht auszufechten. Und so wie nun das Meer wieder herausgeebbet ist, setzt man sofort alle Kräfte in Bewegung, um das Loch zu verschließen, ehe der Strom mit der nächsten Fluth zurückkehrt.

Gewöhnlich gelingt dieß, man füllt dann das ganze Stück auf und stellt die Verbindung des Deiches völlig her, und die Arbeiter treten triumphirend auf die entstandene Erdbrücke. Zuweilen machen aber außergewöhnliche Umstände, z. B. starke Fluthen, heftige, dazu tretende Stürme, die Sache schwierig. Das Wasser kocht und braust dann unbändig in der Lücke, reißt alles Hinein-

geworfene hinweg und fordert, sein altes Recht geltend machend, stürmisch den freien Eingang.

Die Wogen, jemehr sie zusammengequetscht werden, wühlen desto stärker nach unten, greifen die Deichstrecke von hinten an, untergraben sie, und nicht selten geht dann gerade im entscheidenden Momente die ganze mühsam aufgeführte Strecke wieder völlig verloren.

Da auf diese Weise für die schanzenden Arbeiter die Sache nicht ohne Gefahr ist, da die leitenden Ingenieure wünschen, daß man sie bei unglücklichem Erfolge nicht beschuldige, falsche Maßregeln genommen zu haben, da Alle sich auszuzeichnen streben, so ist eine solche Durchschanzung eines Fluthstromes immer ein Moment großer Aufregung für alle Theilnehmer.

Auch um des moralischen Eindrucks auf die Arbeiter willen, sagte der mich führende Ingenieur, sei er immer sehr besorgt, daß ein solches Werk prompt und gut gelinge. Im Fall eines Mißlingens entstände gemeiniglich große Entmuthigung unter den Leuten, und sie entwickelten dann beim zweiten Anlauf nicht mehr dieselbe Energie.

Solche Durchdeichungen von Strömen und solche Scenen, wie die beschriebenen, kommen in diesen Deichländern sehr häufig vor, z. B. auch jedes Mal, wenn bei einer Fluth das Meer oder ein Fluß eine große Lücke in einen Deich riß und nun frei ins Land strömt. Nach solchen Beschädigungen, wie sie sich an irgend einer Stelle auf den über 400 Meilen langen Elb-, Weser-, Ems-, Rhein- und Nordseedeichen alle Jahre ereignen, sieht

man immer die Bevölkerungen der benachbarten Districte zusammenlaufen, um auf die besagte Weise mit Anstrengung aller Kräfte die Ströme wieder zu verstopfen.

Man hatte natürlich den ganzen neuen Koog mit Canälen durchschnitten, um durch sie erstlich die Gewässer wegzuführen, welche vom hinterliegenden Lande aus den Schleusen des alten Deiches bisher ins Meer oder in die besagten Priele flossen, dann aber auch diejenigen Gewässer abzuleiten, welche von dem neuen Lande selber abfließen sollten.

Dieselben vereinigten sich durch verschiedene kleine Gräben endlich in einem großen Canal, der auf den Punct führte, wo eine Schleuse sie ins Meer hinausleiten sollte. Da die Schleuse noch nicht ganz vollendet war, so ließ man die Wasser einstweilen durch einen breiten Priel neben der Schleuse abfließen, den man deßwegen noch nicht durchdämmt hatte.

Es war mir ein neuer, interessanter Anblick, hier ein großes Schleusenwerk im Bau zu sehen. Die Wasserbauten haben das Eigenthümliche, daß man mehr von ihnen sieht, wenn sie noch unbeendigt sind, als wenn sie vollendet dastehen. Es sind Arbeiten, zu denen ich mich am wenigsten leicht entschließen würde. In der Theorie sind sie sehr interessant, aber in der Ausführung ist zu viel Koth, Schlamm, Wasser und Schmuz dabei, und Alles ist unendlich mühselig.

Damit nur ein paar Breter fest und sicher liegen können, muß man Baum neben Baum in die

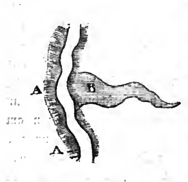
Erde rammen, und damit das ganze Werk nicht herausgerissen werde, in das weiche Erdreich sich so tief mit Seiten-, Ober- und Unterwerken hineinklammern, wie ein Baum mit seinen Wurzeln in den Boden. Vor allen Dingen muß der ganze Boden des Schleusenstollens, so lang und breit er ist, pilotirt werden. Dann werden dicke Baumstämme zur Seite eingerammt und oben querüber gelegt, welche, so zu sagen, das Gerippe des langen Kastens bilden. Ueber diese Balken werden dann die dicht aneinander anschließenden Bohlen genagelt, welche den Kasten selbst bilden. Sie sind 12 Zoll dick und die eisernen Nägel oder Bolzen, welche sie befestigen, 24 Zoll lang. Es versteht sich, sich, daß die Sache auf diese Weise solid wird.

Da, wo das Wasser ausströmt, muß der Boden auf eine große Strecke tief ausgegraben und dann mit einer Masse von Buschwerk, das zu Faschinen zusammengebunden ist, wieder ausgefüllt werden, damit das Wasser beim Heraustreten aus der Schleuse den Boden nicht umreißt und so allmälig Schleuse und Deich untergräbt. Man nennt dieß die Befestigung des „Sturzbettes." Buschwerk und Faschinenbündel thun bei allen Wasserbauten die beßten Dienste. Denn am Ende bestehen doch selbst die größten Fluthen nur aus Tropfen, und die kleinen dürren Zweige, so schwach jeder einzelne ist, zersplittern das Wasser, lassen es nicht in Masse, sondern nur tropfenweise durch und hemmen so seine Gewalt.

Dabei fällt mir ein, daß das sogenannte Bündel

Pfeile auf dem holländischen Wappen vielleicht ursprünglich ein Faschinenbündel war. Die Pfeile kommen mir zur Bezeichnung der Macht vereinter kleiner Kräfte sehr unzweckmäßig vor. Pfeile pflegt man doch nicht zu zerbrechen. Und mit der Festigkeit der in einer Faschine vereinigten Aestchen waren die wasserbauenden Holländer von jeher sehr vertraut.

Es giebt einen Theil des Wassers in dem neugewonnenen Lande, das man durch diese Schleusen nicht abführen kann, nämlich dasjenige, welches in den abgeschnittenen Prielenstücken stehen bleibt. Da diese Priele, wie ich sagte, zuweilen sehr tief und breit sind, so läuft selbst zur Ebbezeit das Wasser nicht völlig aus ihnen heraus und kann auch durch die Schleuse, welche natürlich nur so hoch wie die niedrigste Ebbe liegen darf, nicht abgeleitet werden. Es bleiben daher in allen diesen neuen Ländern solche alte Prielstücke als Binnenseeen zurück. Dem Gesagten zufolge kann man sich denken, daß sie sich ungefähr so ausnehmen, wie es nebenstehende Figur darstellt, in der A ein Stück Deich und B ein abgedämmtes Prielstück bedeutet.



Ich sah einige derselben bei meinem neuen Kooge. Doch trifft man sie auch noch oft hinter den alten Deichen im Inneren des Landes und zwar in verschie-

denen Zuständen, bald als kleine zusammenschrumpfende Seeen, bald nur als feuchtes, sumpfiges Terrain, bald als schon völlig trockene Wiesen.

Die weitere Geschichte dieser kleinen Seeen ist für den Naturforscher vom höchsten Interesse, weil nicht bloß ihr Wasser, sondern auch die in ihnen lebenden Fische, eine allmälige Umwandlung erfahren. Anfangs ist das Wasser nämlich noch reines salziges Seewasser, in welchem Seefische leben, und man fängt daher hier solche, z. B. selbst große Störe und Butten, zuweilen noch in einer Entfernung mehrer Stunden von der See.

Im Laufe der Jahre verdunstet das Salzwasser allmällig und wird durch das viele sich damit vermischende Regenwasser brakisch. In diesem brakischen Wasser leben nun andere Fische, als zuerst in dem reinen Seewasser; endlich nach dem Verlaufe vieler Jahre stellen sich reines Süßwasser und bloße Süßwasserfische her, indem die früheren Thiere aussterben.

Es soll auch noch sogar, wenn das Wasser süß geworden ist, Butten in diesen Wehlen geben; aber man unterscheidet die Süßwasserbutten von den Salzwasserbutten. Mir sagte Jemand, er äße die Süßwasserbutten lieber als die Salzwasserbutten, weil jene größer und fester von Fleisch wären.

Leider habe ich das Nähere dieser Processe nicht erfahren können, weiß auch nicht, ob die Sache schon gehörig untersucht worden ist. Bei einer Untersuchung dürfte

man übrigens nicht bloß bei den Fischen stehen bleiben, sondern müßte auch den etwaigen Schnecken, Muscheln und Infusionsthierchen nachspüren und ihre etwaigen Umwandlungen in Folge der Wassermetamorphose verfolgen.

Könnte man doch einem Binnenlandsnaturforscher so ein kleines Prielstück in's Studirzimmer schaffen, damit er Alles nach Bequemlichkeit daran wahrnehmen könnte! Welche merkwürdigen Processe würde er dabei entdecken! Es ist wohl wahrscheinlich, daß es nicht viele Erdpuncte giebt, wo sich so gute Gelegenheit zur Beobachtung solcher Processe darbietet, wie in diesen deichreichen Marschen.

Die Kosten des ganzen Deichbaues, den man im Laufe eines Sommers ausgeführt hatte, beliefen sich auf 90,000 Thaler (dänisch), und das ganze Ländchen, so wie es jetzt da lag, sollte etwa 150,000 Thaler werth sein. Man hatte also offenbar, wie es schien, 60,000 Thaler, so zu sagen, aus der See herausgefischt. Allerdings wäre dabei noch in Abzug zu bringen, was das Land schon vorher als Weide werth war. Als solche mochte es jährlich schon einige Tausend Mark einbringen. Natürlich war dieß aber insofern eine gar nicht gesicherte Einnahme, als das Meer ja das unbedeichte Land wieder hätte wegreißen können. Der gewonnene Boden, sagte man mir, wäre Marschboden erster Qualität und der fette Klei hier meistens 4 Fuß tief.

Es hatten 1500 Arbeiter seit dem Beginn des Frühlings an diesem Werke gearbeitet, und man war gewiß, noch vor dem Ende Octobers, das Ganze völlig schließen zu können. Solche Werke müssen natürlich, eben so wie jene Durchdämmung der Priele, mit ganzer Energie angegriffen und wo möglich im Laufe eines Sommers beendigt werden, weil, wenn die Schleusen nicht in Ordnung sind oder offene Stellen im Deiche bleiben, Gefahr vorhanden ist, daß während der Herbst- und Winterstürme das Meer eindringe und einen Theil der Arbeiten wieder vernichte.

Ich fragte, aus welchen Ländern jene Arbeiter gewesen wären, und man sagte mir, es wären Friesen, Dithmarscher, Probsteier, Holsteiner, Mecklenburger, Jüten und auch etwa 100 Preußen darunter gewesen.

Ich fragte weiter, wie die Friesen sich während der Arbeit gezeigt hätten, und man sagte mir, es wären tüchtige Leute, aber doch „Quesenköpfe", die alle Augenblicke Klagen und Beschwerden und unterschiedliche Bedenken vorgebracht hätten. Ein Quesenkopf ist in Norddeutschland das, was man sonst auch wohl einen „Querelmacher" nennt.

Von den Jüten, hieß es, sie wären stille, ausdauernde tüchtige Leute, die da ehrlich schanzten, wo man sie anstelle, und sehr sparsam lebten.

„Und wie zeigen sich die Preußen?" — Alle als Suitiers, lautete die Antwort, die in der Regel verthun, was sie verdienen, und nicht gern in Mäßigkeitsvereine

treten; aber sie sind anstellig, einsichtig, begreifen leicht und verstehen auch zum Theil etwas von Wasserbauten, was sie wohl in ihren Danziger, Memeler und Tilsiter Niederungen, vielleicht auch am Rhein, gelernt haben mögen.

Man hatte vorläufig das ganze Land in 51 Parcellen getheilt für die Landbauern, welche davon Besitz ergreifen sollten. Die Ländereien und Baustellen waren schon durch Gräben geschieden. Auch lief mitten durch den ganzen District bereits ein breiter Communicationsweg hin, der ebenfalls schon seine Seitengräben hatte.

Alte Wege gab es keine anderen auf dem Rasen, als die, welche das Vieh auf seinen täglichen Wanderungen zu den Tränken hinter dem Deiche ausgetreten hatte. Man sieht diese Wege, besonders die, welche die Schafheerden austreten, an vielen Stellen auf den Vorlanden.

Auch waren schon einige Brücken über die im Wege stehenden Priele und Canäle geschlagen. Uebrigens war noch kein einziges Haus in dem ganzen Gebiete zu sehen, außer einigen Baracken und einer kleinen Schnapsbude für die Arbeiter. Der Wirth, der eine Flagge über seinem Breterhause flattern ließ, und seine Familie waren die ersten Menschen, die dieses neue Land bewohnten und gewissermaßen als Menschensitz einweihten.

Der Anblick war wirklich im höchsten Grade interessant, gerade das Umgekehrte von einem durch irgend eine Naturgewalt zerstörten und seiner friedlichen

Bewohner beraubten Districts, gerade so anregend und Hoffnung gewährend, wie dieser niederschlagend und voll Melancholie.

Ich verfolgte mit Entzücken, so weit ich konnte, alle Spuren und Linien der ordnenden Menschenhand auf diesem wilden, rohen und ungeregelten Naturboden, den Hauptweg und seine Verzweigungen, die bezeichneten Häuserstellen, die Canäle, die Brücken und rund herum den schön geglätteten hohen Saum des schützenden Deiches, dazwischen zum Contraste das rohe Weideland, die Spuren von Ebbe und Fluth, die Reste der zerstückelten Prielströme, was Alles unter und neben jener regelmäßigen Zeichnung so wild hervorblickte, als hätte der Mensch jene Zeichnung einem Titanen auf den Rücken geschrieben und ihn mit Banden und Ketten gefesselt.

Wenn man, über die überschwemmten Watten Nordfrieslands dahin fahrend, der Leute traurig gedenkt, die einst da lebten, der Kirchenmauern, über die man wegsegelt, der Spielplätze der Jugend, auf denen jetzt Seehunde schnarchen, und der einst blühenden Gärten, wo nun Austern sich mästen, so gedenkt man dagegen hier beim Anblick so fruchtbaren, noch unberührten Landes der schönen Aehren, die daraus hervorsprießen werden, der Flamme, die man am trauten Herde hier bald auflodern lassen wird, der hübschen Häuser, die nun hier erstehen, der Kinder, die auf diesen Wiesen einst spielen, der Paare, die sich hier bald lieben werden. Es war mir, als müsse dieß Alles gleich aus

dem Boden herauswachsen, und als müßten Adam und Eva eintreten und dem Himmel für die neugeschmückte Erde danken. Kleider müßten sie freilich in dieses nördliche Paradiese mitbringen, ebenso Handwerkszeug und Früchte, Blumen- und Baumsamen, sowie alle Thiere, die ihnen nöthig wären, denn allerdings ist es gewaltig kahl, völlig busch- und baumlos in diesem neuen Lande „Dieudonné.“ Es wäre daher eigentlich mehr für Noah geeignet als für Adam.

Uebrigens habe ich schon oben gesagt, daß so ein neues Koogland bereits, ehe es noch existirt, seine sehr lange Geschichte hat, sowohl seine physische als seine politische. In physischer Beziehung hat es schon viele interessante Processe durchgemacht, und in politischer Hinsicht ist es ihm eben so ergangen. Von diesem jetzt nun fertig daliegenden Kooge wurde vielleicht schon vor 50 Jahren geredet. Man stritt sich darüber, in wie viel Zeit das Land hier gehörig reif sein, und ob man es nicht schon gleich eindeichen könne.

Das Interesse Vieler war gegen eine baldige Eindeichung, das Interesse Anderer dafür. Die Eindeichung wurde mehre Male proponirt und wieder aufgeschoben. Vor 10 Jahren schon wurden interessante Aufsätze darüber, wie man diese Eindeichung wohl am beßten zu bewerkstelligen habe, und dann besonders über den Punct, unter welchen Verhältnissen und Bedingungen die neuentstehende Gemeinde in den Staatsverband aufzunehmen sei, geschrieben und gedruckt.

Dieß Letzte war ein Hauptpunkt, denn man wünschte nicht, daß dieß wieder unter solchen Bedingungen geschehen möge, wie die Köge bisher aufgenommen wurden. Vor 3 Jahren, als es Allen klar war, daß der Koog jetzt ganz reif sei, — Einige nannten ihn schon überreif — trat eine gewinnlustige Gesellschaft zusammen, welche mit einem Capital von 400,000 Thlr. der Regierung anbot, das neue Land einzudeichen, zu canalisiren und auch mit allen für Menschen nöthigen Wohnungen zu versehen, wogegen sie sich Abgabenfreiheit und andere solche Privilegien ausbedang.

Gegen diese Gesellschaft und gegen ihre beanspruchten Privilegien erhob sich die allgemeine Stimme, und die weise Regierung nahm ihre Anerbietungen nicht an. Vielmehr entschied sie sich dahin, daß sie das Land auf eigene Kosten eindeichen wolle und nicht Willens sei, den neuen Einwohnern nach alter Weise irgend welche Sonderrechte zuzugestehen.

Diese Entscheidung erfreute das ganze Land, und man pries dafür hoch die Weisheit, Großmuth und väterliche Fürsorge des jetzigen Monarchen.

Da dieß das erste Mal ist, daß man hier von einem alten schädlichen Systeme abweicht, und damit die Leser die Freude des Landes über jene Maßregel besser begreifen können, mögen wir uns hier wohl einen Rückblick auf die Vergangenheit erlauben.

Das neue an eine Küste sich ansetzende Land oder die Alluvion wird bekanntlich nach römischem Rechte

als ein Theil des Eigenthums der Leute betrachtet, welche die Küste besitzen. Es ist dieß eine den Naturverhältnissen und dem natürlichen Gefühle sehr gemäße Entscheidung des römischen Rechts, besonders bei Marschländern an der See. Denn da die Küstenbewohner hier den Nachtheil der Meereswirkung haben, so ist nichts natürlicher, als daß sie auch den Vortheil davon in Anspruch nehmen.

Des angeschlemmten Landes ist zuerst nur wenig. Dieß Wenige benutzen die nächsten Nachbarn zu verschiedenen kleinen häuslichen Zwecken, besonders zu der Conservirung ihrer Deiche. Sie treiben auch ihr Vieh dahin und führen mancherlei Unternehmungen und kostbare Anstalten aus, um den Absatz des Schlicks zu befördern und jenes Wenige zu vermehren.

Ja zuweilen ist sogar dieser neue Absatz nur dasselbe Land, welches sie früher verloren haben. Zuweilen wurde ihr Land von einer Fluth überschwemmt, sie mußten ihre Deiche in's Innere verlegen, und nun giebt ihnen das Meer nur das einst Verlorene zurück.

Wie sollte ein Fremder von diesem ihrem verlorenen Lande, das sie nun wieder gewinnen, sich zum Herrn machen können?!

Höchstwahrscheinlich hat daher auch in alten Zeiten in allen Marschländern der römische Grundsatz, daß der neue Zuwachs den Küstenbewohnern gehöre ohne alle Widerrede gegolten.

In dem Lande, wovon wir hier reden, ist dieß

historisch erwiesen. Erst im 16ten und 17ten Jahrhunderte, wo sich in allen Staaten Europas ein sehr privilegirtes Fürsten- und Königthum auszubilden anfing, und wo die Lehre von den sogenannten königlichen Vorrechten oder „Regalien" besonders weit um sich griff und entwickelt wurde, fing man auch an, zuerst den Meeresstrand und Alles, was an demselben gefunden wurde (Bernstein in Preußen, Schiffswracks rc.), und in Folge dessen auch Alles, was jenseits dieses Meeresstrandes lag, die sogenannten „Außendeichsländereien", und die neu sich bildenden Inseln, Halbinseln und ackerbaren Landschaften für ein Regal zu erklären.

Die Krone wurde als völlige Eigenthümerin aller dieser Seeländereien angesehen, nach demselben Grundsatze, nach welchem man ihr die herrenlosen Güter, die gefundenen Schätze, das noch nicht aus der Erde geförderte Gold und Silber rc., als ein natürliches Recht zusprach. Daher heißen sie auch immer die „königlichen Außendeiche", wie man bei uns sagt: die „königlichen Forsten", oder die „königlichen Bergwerke." Dieß geschah nicht bloß hier in Dänemark und Schleswig-Holstein, sondern auch in Ostfriesland und mit sehr wenigen Ausnahmen überhaupt in den meisten Marschländern.

Zum ersten Male wurde der neue Grundsatz in Dithmarschen, ich glaube, im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausgesprochen. Es hatte sich damals nämlich eine neue fruchtbare Insel gebildet, um deren Besitz

und Benutzung sich zwei Communen des Landes stritten. Sie brachten ihren Proceß vor die höchste Landesbehörde, und diese entschied, daß das neue Land keiner von den beiden Communen gehöre, sondern Eigenthum des Staates sei. Seit dieser Zeit wurden alle neuen in der See gebildeten Weiden und Wiesen für Rechnung und zum Vortheil des Staates verpachtet, welcher bedeutende Einkünfte daraus bezog, und alles neue ackerbare Land wurde eben so für Rechnung des Staates oder auf seine Veranlassung eingedeicht und dann von ihm verkauft oder in Erbpacht gegeben.

Zuweilen wurden solche Köge förmlich an die Meistbietenden licitirt. Damit nun die Leute um so mehr zum Ankauf des neuen Landes angelockt werden möchten, versprach der Staat den Ankäufern im Voraus eine Menge sehr werthvoller Privilegien. Da diese Privilegien den übrigen Unterthanen gewöhnlich sehr nachtheilig waren, ohne doch dem Ganzen für die Dauer wesentlichen Vortheil zu bringen, so war dieß ein offenbarer Mißbrauch des Rechtes des Staates, Privilegien zu ertheilen, die nur dann gewährt werden sollten, wenn sie dem Ganzen nützen.

Ueber solche Privilegienertheilung wurden zwischen dem Staate und den bei der Sache Interessirten förmliche Tractate abgeschlossen, welche dann die Grundlage der Verfassung des neuen kleinen Staates im Staate bildeten.

Es wurde den Leuten darin z. B. völlige Abga-

ben- und Zollfreiheit auf eine Reihe von Jahren oder auf ewig, sowie Freiheit vom Brau- und Mühlzwange, versprochen, es wurde ihnen das Recht, eine eigene Kirche, Schule, ein eigenes Gefängniß zu bauen und das Patronat darüber auszuüben, zugestanden. Sie bekamen Jagd- und Fischereigerechtigkeit, die Polizei und sogar die Gerichtsbarkeit über ihren Koog, — „nur in Blut- und Lebenssachen", heißt es in einem solchen Tractate, „soll man an's Obergericht appelliren." Sie konnten die Armenangelegenheiten ihrer Communen nach Belieben ordnen, und zuweilen wurden sie sogar davon frei gesprochen, ihre Deiche selbst auszubessern.

Allerdings wurde durch solche Versprechungen der Zweck erreicht, eine möglichst hohe Kaufsumme für das neue Land zu erhalten. Allein dieß war nur ein augenblicklicher Vortheil, und die lange dauernden und weitgreifenden Nachtheile, welche aus jenem System hervorgingen, und unter denen sowohl die benachbarten Bevölkerungen, als auch der Staat selbst litt und noch jetzt leidet, waren desto größer.

In Folge der Zollfreiheit war dem Schmuggelhandel Thor und Thür geöffnet, — die eigene Gerichtsbarkeit der Köge wurde oft schlecht verwaltet und brachte Collision mit den benachbarten Gerichten hervor, denen sie nicht untergeordnet sein wollten.

Brauchten die Interessenten die Deiche nicht herzustellen, so mußte die Landschaft dieselben für sie bauen. Eigene Kirchen bauten sie gewöhnlich nicht, son-

dern schlossen sich benachbarten Kirchen an und benutzten sie, ohne an der Schuldtilgung und den Baureparaturen Theil zu nehmen; denn auch von diesen ließen sie sich eximiren.

Sie brauchten sehr viele Arbeiter und Tagelöhner, und doch verboten sie ihnen oft, kraft ihrer Privilegien, in dem neuen Kooge zu wohnen. Sie lockten also viele solche Leute herbei, welche dann, wenn sie arm geworden waren, den Armencommunen der Nachbarschaft zur Last fielen.

Von Militäreinquartirung waren sie ebenfalls frei, und die Nachbarschaft oder Landschaft mußte also auch diese Last für sie tragen, da sie doch eben so gut wie alle Uebrigen den Vortheil genossen, von den Vaterlandsvertheidigern geschützt zu werden.

Kurz, auf diese Weise und noch aus vielen anderen Rücksichten fielen diese kleinen Staaten im Staate dem Lande sehr zur Last. Man betrachtete sie daher mit Recht als schädliche Geschwüre des Staatskörpers, die wie Schmarotzer auf Kosten des Ganzen lebten. Die Staats-Casse selbst hat am Ende gewiß dabei mehr eingebüßt, als gewonnen. Denn natürlich kann den Finanzen ein solcher kurzsichtiger Speculationsgeist, der einen kleinen augenblicklichen Vortheil einem lange anhaltenden vorzieht, nicht wohlthuend sein. Was nur dem Einzelnen nützt und dem Ganzen schadet, muß auch auf die Finanzen nachtheilig rückwirken.

Dazu kam nun aber noch, daß sich in den Kögen

selbst in Folge jener Privilegien keinesweges überall eine etwa sehr reiche und wohlhabende Bevölkerung bildete.

Die ersten Käufer waren sehr häufig fürstliche Kammerräthe oder Kammersecretäre oder Geheimräthe, welchen wohl nicht ohne Begünstigung bei solchen Licitationen der Koog zugeschlagen wurde, und die dann wieder ihrerseits, eben so wie die von ihnen in's Land gerufenen Anbauer, die ganze Sache nur als eine Geldspeculation ansahen und sich keine Mühe gaben, die Stifter einer dauernd wohlgeordneten und geachteten Commune zu werden.

Sie verkauften die einzelnen Parcellen, fielen nun über das schöne fette Land her und pflügten und arbeiteten darauf los, um so viel Fett und Geld, als nur irgend möglich, herauszuziehen.

Man sagt, und Nachrichten aus Holland und Ostfriesland über die neueingedeichten Polder bestätigen dieß, daß das frische Land in den ersten Jahren seiner Bebauung, so lange noch das Salz darin stecke, ganz außerordentliche Ernten trage. Man säet zuerst Rapssamen hinein, und dieser bringt 300= bis 320fältige Frucht, dann Gerste, die sich 60fältig lohnt, und Weizen, der dieß 30fältig thut. Oft wurde schon in den ersten Jahren so viel gewonnen, als die ganze Deichanlage kostete.

Hatten die ersten Käufer ihr Capital zurück, so verkauften sie das schwächer gewordene Land zu einem

geringeren Preise wieder an Andere, und diese sogen demnach die letzte Kraft heraus. So kam es denn oft, daß am Ende auf einem solchen fetten, mit den herrlichsten Privilegien, Exemtionen, Freiheiten und Beneficien ausgestatteten Lande, das noch dazu, als mit einer ägyptischen Fruchtbarkeit begabt, zu den schönsten Erwartungen berechtigte, eine arme und verschuldete Bevölkerung wohnte, die hinterher wohl gar der Staat ihrer Privilegien, so weit sie ihm direct schädlich waren (z. B. der Zollfreiheit, Steuerfreiheit rc.) wieder beraubte. Den Meisten blieben nur diejenigen Privilegien, mit denen sie ihrer Nachbarschaft und der Provinz besonders schädlich wurden.

Es versteht sich von selbst, daß ein solches System auch zu vielfältigen Irrungen zwischen den Kögen und dieser Provinz Anlaß geben mußte. Die Koogbevölkerungen trotzten auf ihre Privilegien, und die Landschaften waren mit Recht erbittert über diese Vorrechte. Jene waren schlechte Patrioten und wollten an keinem gemeinsamen Unternehmen der Landschaften Theil nehmen, worüber diese noch mehr erbittert werden mußten. Aus dieser gegenseitigen Erbitterung und diesen betrübten Verhältnissen gingen Processe genug hervor, und die Ausführung vieler für das Ganze heilsamer Unternehmungen wurde dadurch hintertrieben.

Da es noch in diesem Augenblicke eine Menge privilegirter Köge giebt, so sind diese Verhältnisse auch jetzt noch so. Es versteht sich, daß solche langjährige Uebelstände sich nicht gleich mit einem Federstriche be-

seitigen lassen, und es wird wohl noch einige Zeit darüber hingehen, ehe die alten bestehenden Köge als lebendige und gesunde Glieder dem Staatskörper völlig einverleibt worden sind.

Eben so versteht es sich, daß, so unnatürlich und nachtheilig das Recht des Staats auf die neuentstehenden Ländereien ist, er doch auch nicht gleich darauf verzichten kann. Denn ein Staatskörper ist wie ein Gebäude. Auf alle seine bestehenden Einnahmen werden sofort nöthig gewordene Ausgaben gebaut, und wird nun ein Theil jener Einnahmen weggenommen, so sind damit noch nicht gleich die darauf sich stützenden Ausgaben beseitigt, und es ist die Frage, was an die Stelle jener zu setzen sei, noch nicht gleich gelöst.

Das, was der Staat thun kann, hat er nun durch jenen angedeuteten, weisen Entschluß des jetzigen Monarchen, das neue Land nicht mehr unter den alten schädlichen Bedingungen mit Bevölkerung zu versehen, gethan. Dadurch, daß man dieses neue Land nicht der Landschaft als ein schweres Gewicht anhängen, sondern es ihm, dem organischen Ganzen, als einen organischen Theil einverleiben will, wird ein altes schlimmes System aufgegeben, und es beginnt für die Marschen hiermit eine neue Aera.

Der „Königskoog" oder „Christianskoog," diesen Namen wünschte man dem neuen Lande zu geben, soll an den Armencommunen, den Kirchspielen, den Schulcommunen, den Gerichtsbezirken, den Schleusen- und

Deichverbanden der Landschaft eben so und unter denselben Bedingungen Theil nehmen, unter welchen die übrigen Landeskinder dazu beitragen müssen.

Auch will man Maßregeln treffen, daß sich nicht eigennützige Geldspeculanten der entstehenden Vortheile bemächtigen, und daß der schöne frische Boden nicht auf eine unnatürliche Weise „ausgezogen" werde. Welchen Plan man in dieser Hinsicht hat, darüber war, glaube ich, zu der Zeit meiner Anwesenheit noch nichts publicirt.

Mehr oder weniger gilt alles Dasjenige, was ich hier von den schleswig-holsteinischen Kögen, sowohl hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit, des Verfahrens beim Eindeichen und der präliminären Verhandlungen über diese Eindeichung, als auch in Bezug auf die dabei ins Spiel kommenden Gerechtsamen und Interessen gesagt habe, auch von den sogenannten „Poldern" und „Groden" in Ostfriesland und den Niederlanden.

Der ganze lange Marschstreifen von Dünkirchen an bis in die Mitte Jütlands hinauf ist aus solchen Deichkammern, so könnte man die Köge oder Polder nennen, wie ein Schachbret zusammengesetzt. Da schiebt sich Kammer vor Kammer hinaus, wie auf dem Bauche eines Fisches Schuppe vor Schuppe.

Um das ganze Interesse dieses merkwürdigen Menschenwerks noch besser zu erkennen, entschloß ich mich, außen um den Deich auf dem Vorlande an der Seeseite herumzufahren. Ich nahm daher von meinem

gütigen Führer Abschied und begab mich wieder auf die Reise, und zwar auf sehr unbequemen Wegen durch den Koog hindurch über seinen Deich hinweg auf das Vorland hinaus.

Wir fanden hier ringsherum einen Weg ausgefahren, der durch die bei der Arbeit beschäftigten Wagen entstanden war und als Communicationsweg gedient hatte. Das Vorland hatte man weit und breit durchwühlt und durchgraben, um daselbst das Material für den Deich zu gewinnen. Man sagte mir, die vielen dadurch entstandenen Löcher und Lücken würde das Meer bald wieder zugeschlemmt haben.

Der Boden bestand aus einem fetten feinen Klei. Dieser Klei ist, wenn er trocken wird, fast so fest wie Stein, und um so fester, je feiner und fetter er ist. Der aus ihm gebaute Deich wird daher, wenn er erst gehörig ausgetrocknet ist, sehr haltbar sein. Nicht alle Deiche bestehen indeß aus so gutem Material. Manche sind aus sehr losem und mit Sand vermischtem Erdreich gebaut, und mit solchen hat man daher bei Fluthen und Durchbrüchen um so größere Noth.

Die Festigkeit des trockenen Kleis, so schön sie sonst bei Deichbauten ist, macht übrigens den Pflügern bei Bearbeitung des Bodens viel zu schaffen. Bei großer Trockniß ist der Marschboden wie gefroren, und kein Pflug ist dann im Stande, die Schollen zu durchbrechen und aufzulockern. Fast eben so schlimm aber ist es bei anhaltendem Regen; denn in solchem Wetter klebt die

Erde wie Pech an dem Pflugschar und den Pferdehufen, und es ist dann ebenfalls nicht möglich, durchzudringen.

Man pflügt daher in den Marschen auch wohl mit 6 oder 8 Pferden vor einem Pfluge, wie in den Steppen Südrußlands mit 6 oder 8 Ochsen. Und noch dazu sind es feste, dauerhafte, an schwere Arbeit gewöhnte Marschpferde, welche man hierzu verwendet. Da der Kleiboden auf der Oberfläche schnell erweicht, dann aber das Wasser fesselt und nicht so rasch zu den unteren Schichten durchdringen läßt, so ist die Arbeit am allerschwersten, wenn nach längerer Trockniß plötzlich heftiger Regen einfällt.

Der neue Deich, den wir in seiner ganzen Ausdehnung umfuhren, war 17 Fuß „über Ordinär", d. h. über der ordinären Fluth. Es ist dieß ein Kunstwort der Wasserverständigen, womit sie die mittlere Höhe der Meeresfluth bezeichnen, und wonach hier alle Deichhöhen bestimmt werden.

Der Deich hatte eine „4- bis 6füßige Dossirung", also eine ziemlich steile Böschung; denn 4- bis 6füßige Dossirung heißt so viel, als daß der Deich auf einer Strecke von 4 bis 6 Fuß einen Fuß ansteigt. Man hat auch Deiche, die eine 14füßige Dossirung haben, d. h. auf 14 Fuß einen Fuß ansteigen.

Ich ging hie und da kleine Strecken auf der Kappe des Deichs zu Fuße, wo man mir den einen oder anderen Punct als besonders interessant durch seine Arbeiten bezeichnet hatte. Solche Puncte waren denn die

Durchdeichungen von Prielen, die Wendungen und Ecken des Deichs ꝛc.

Links hatte ich die beschriebene Koogsfläche, rechts aber eine weite Aussicht auf denjenigen Theil von Dithmarschen, den ich oben das Wattendithmarschen genannt habe. Und indem ich meinen Koog, ihm das beste Gedeihen wünschend, links liegen lasse, will ich mich nun rechts wenden und mit dem Leser einen Blick auf die Watten und Außendeichlande werfen, die in ihrer Art so merkwürdig sind, wie irgend eine andere Naturerscheinung.

Die Wattenwelt.

Die Watten- und Außendeichlande erstrecken sich von der Küste von Holstein, bei einer Länge von ungefähr 5 Meilen von Norden nach Süden, etwa 3—4 Meilen weit hinaus. Es ist also eine Fläche von ungefähr 18—20 Quadratmeilen, deren An- und Ueberblick ganz eigenthümlicher Art ist. Nach Nordwesten schweifte das Festland mit seinem hohen Deichsaume weit bis zur Insel Büsum hinaus. Dicht vor mir ging das begrünte Vorland noch einige Hundert Schritt weiter, danach kam Wasser, hinter welchem unabsehbare, zum Theil überschwemmte Sandbänke sich in die Ferne verloren. Hie und da blickte ein grüner Landstrich aus dem Wasser und den Sande hervor. Es waren Theile der Inseln Dikfand und Helmsand.

Es war Ebbe und ein heller Nachmittag. Die Strahlen der sich schon dem Horizonte nähernden Sonne fielen schräg auf das Land herab, und hie und da blickte ein Stück von einem der großen, diese Watten durchschneidenden Ströme hervor. Dann und wann er-

hoben sich Schaaren von Seemöven und anderen Wasservögeln, die über diese Sand-, Wasser- und Graseinöden hinflatterten und sich auf irgend einer Sandbank niederließen. Ich bemerkte weit und breit kein Schiff und außer meinem Kutscher und seinen Pferden, die unter mir am Fuße des Deichs sich fortarbeiteten, keine lebende Seele.

Ich hoffe, die geneigten Leser dieser Skizzen sind nun schon so weit watt-, wasser- und sandverständig geworden, daß sie im Stande sind, die Eigenthümlichkeit und Großartigkeit dieses Anblicks mit mir zu genießen. Ich will daher hier zu dem, was ich oben schon von diesen vielbesprochenen Watten, von denen ich hier nun schließlich Abschied nehme, sagte, nur noch einige Züge hinzufügen, die mir für dieses Naturphänomen noch weiterhin charakteristisch erscheinen.

Es ist immer angenehm, zu wissen, daß man sich nicht mit localen und provinziellen Angelegenheiten beschäftigt. Allerdings kann richtige Kenntniß und fruchtbringende Uebersicht des Zustandes eines größeren Ländergeganzen nur aus einer recht innigen Erkenntniß der Localitäten, der Einzelheiten und der provinziellen Zustände hervorgehen; allein man darf bei dem Studium der Einzelheiten nicht stehen bleiben, man muß sich der Einzelheiten nur bedienen, um mit ihrer Hilfe das Ganze zu erkennen.

Man muß in den Höhlen, Erdwinkeln und Schlupfnestern umher kriechen, sie sich genau ansehen und dann aus ihnen wieder hervorkommen, die Höhen erklim-

men und von da aus ganze Partieen der Welt überschauen.

Was, könnte Einer sagen, geht uns ganz Dithmarschen mit sammt seinen Watten an? Wozu so viel Geschrei um dieses kleine Land? Und leicht könnte ihm Einer antworten: Es ist ein Glied einer großen Kette, und wir betrachten die einzelnen Glieder nicht ihrer selbst willen so genau, sondern der Kette wegen.

Nicht bloß von der Küste Dithmarschens und nicht bloß von den Marschen Nordfrieslands, sondern auch von allen den Marschgegenden bis nach Ostfriesland und Holland hin erstrecken sich die Watten vom Ufer des Meeres aus.

Ungefähr in der Mitte Jütlands, bei dem oft genannten Cap Blaawands-Huk, beginnen sie (denn von da an nach Norden ist die Küste Jütlands ganz frei von Vorland und Watten) und gehen nun an der nordfriesischen, holsteinischen, hannöver'schen, ost- und westfriesischen Küste bis nach Holland in einer eben so fortlaufenden, nur durch Ströme unterbrochenen, 70 Meilen langen Reihe hin, wie ihnen zur Seite die Marschen am Festlande.

Sie beginnen meistens unmittelbar am Ufer und reichen von da aus in einer durchschnittlichen Breite von 3 Meilen in's Meer hinaus, wo sie sich zu untermeerischen Sandbänken und zu tiefem Meeresboden hinabsenken.

Zuweilen ist dieser Wattensaum aber 4, 5, ja 7 Meilen breit, zuweilen schmälert er sich zu einer Breite

von nur 2 oder 1¼ Meile ab. Auch füllen diese Watten mehr oder weniger alle großen Meerbusen der Jahde, der Elbmündung, des Dollarts und der Zuyderfee aus, die man eigentlich nicht Meerbusen nennen, sondern als mit Meerwasser zu Zeiten überlaufene Wattstrecken bezeichnen sollte.

Dieser Wattenstrich steht mit dem Marschstriche, dem er sich so nahe anschließt und der ihm wie der Schatten dem Lichte folgt, im schneidendsten Contraste. Hier in den Marschen ist die üppigste Fruchtbarkeit, der herrlichste Anbau, dort auf den Watten die completeste Wüstenei; hier in den Marschen ein neugewonnener frischer Boden, dort in den Watten das Gerippe uralten, untergegangenen Landes; hier in den Marschen das Walten der raffinirtesten Menschenkunst, dort in den Watten das Schalten roher, zerstörender Naturkräfte; hier in den Marschen die Glockentöne der neugebauten Kirchen und der Jubel zu fröhlichem Besitz gelangter Menschen, dort in den Watten die Todesstille über dem Grabe verschütteter Habe und ertränkter Geschlechter; hier in den Marschen die Furcht vor dem Verluste des Ergriffenen, dort über den Watten die Hoffnung der neuen Auferstehung der Landschaften schwebend. Die Watten sind der 70 Meilen lange Kirchhof der Marschen, und die Marschen sind Koog an Koog ein eben so langer Triumphzug des Menschen über die Natur.

Schwerlich giebt es irgend einen zweiten Küstenstrich in Europa, wo seit alten Zeiten so viele Menschen durch das Wasser umkamen. Ich begann ein-

mal alle die Tausende von Menschen zusammenzuzählen, die der alte Chronist Heimrich als bloß in den Watten des kleinen Nordfrieslands und in den verschiedenen Männertränken oder Sturmfluthen und Landzerstörungen, umgekommen nachweist. Ich kam damit bald einer Million nahe. Zahllos sind die Tausende, welche kein Chronist erwähnen konnte. Seit uralter Zeit leben hier die Menschen mehr im Wasser als auf dem Festlande, beständig Jahr aus Jahr ein ertrinken hier Leute in Gräben, Canälen und bei ihren Wattbeschäftigungen. Schiffe stranden auf dem ganzen Wattenstriche jährlich in Menge und gehen mit Mann und Maus unter. Sollte man nun nicht annehmen können, daß in Bausch und Bogen in einem Jahre in den Wattgewässern von Holland bis Jütland allermindestens 1000 Menschen umkamen*)? Für 1000 Jahre gäbe dieß eine Million. Man denke an die wiederholten Zerstörungen, Land-, Stadt- und Dorf-Verschlingungen in der Zuydersee, im Dollart, in der Jahde, an allen Küsten und Ufern der Weser, Elbe, Ems, des Rheins, und man wird finden, daß auf diesen Watten überall die Manen von vielen Millionen Ertränkter trauernd schweben. Man kann vielleicht keinen ähnlichen Strich in ganz Europa finden, den man in dieser Beziehung damit in Parallele stellen könnte.

Trotz ihrer Einförmigkeit im Ganzen sind doch die

---

*) In England kommen jährlich 1500—2000 Menschen im Wasser um.

Watten, wenn man sie näher betrachtet, von sehr verschiedener Beschaffenheit, und trotz ihrer Unfruchtbarkeit im Ganzen, haben sie doch manche Producte, Thiere, Mineralien und Pflanzen, welche den Menschen interessiren. Wie die Gebirge, sind sie von Thälern und Strömen durchsetzt und haben nur in kleinerem Maßstabe, eine verschiedene Höhe, durch welche ihre Beschaffenheit in hohem Grade bedingt wird. Und es ist daher in der That merkwürdig genug, daß dieser große Wattengürtel Norddeutschlands von den deutschen Geographen und Länderbeschreibern noch so wenig beachtet worden ist.

Die nächsten Küstenanwohner, welche in ihren Interessen durch die Watten vielfach gefördert und gehemmt werden, verfahren allerdings nicht leichtsinnig mit den Watten und widmen ihnen eine beständige Aufmerksamkeit; eben dieß gilt von den Küstenschiffern, welche durch die Watten vorsichtig ihre Wege suchen müssen, und von den Rentenkammerräthen der anliegenden Staaten, welche von daher die Staatseinkünfte vermehren. Aber alle diese Kenntnißnahme der Watten ist noch immer außerordentlich local und provinziell, und in die großen geographisch-wissenschaftlichen Werke sind sie fast noch gar nicht als eine bemerkenswerthe Naturerscheinung eingedrungen.

Dem großen gebildeten Publicum ist das naturhistorische, staatsökonomische und allgemein menschliche Interesse dieser Watten wenig erschlossen. Das große Publicum, wie die Menschheit überhaupt, wird

in der Regel nur durch das Glänzende und in die Augen Fallende angeregt.

Die große Alpenkette in der Mitte Deutschlands wird beständig bereist und ist längst hundertmal beschrieben; die große Wattenkette dagegen an dem Rande unseres Vaterlandes hat noch Niemand bereist, und Jeder glaubt, sie vernachlässigen zu dürfen.

Und doch geben ja für den forschenden Verstand die Watten an Schönheit und Interesse den Alpen nichts nach. Dem Naturforscher ist es ganz einerlei, ob in dem Einschnitte eines Ländergebietes, wie in den Thälern der Alpen, fröhliche Menschen und Hirten, oder, wie in den Passagen, Meerengen und Strömen der Watten, nur Seehunde ihren Sitz aufgeschlagen haben; ihm ist es gleichgiltig, ob er, wie auf den Berghöhen, schöne wohlriechende Kräuter und Alpenrosen, oder strunkige Seegewächse und Schilf zu pflücken hat, ob er, wie auf den Alpen, in malerischen Effecten, schönen Lichtern, Schlagschatten und romantischen Situationen schwelgen kann, oder ob er, wie in den Watten, nur ein wüstes, für den Maler gestalt- und reizloses Bild vor sich sieht; ja ihm ist es sogar lieber, wenn er in den Thälern und Einschnitten statt des Rauchs aus den traulichen Hütten und Schornsteinen den Dampf und Gischt aus den Nasenlöchern eines verirrten Wallfisches emporsteigen sieht.

Dem Reisenden und Philosophen, zwei Leuten, die immer in einer Person verbunden sein sollten, ist es einerlei, ob er die anmuthigen Capriolen der Gemsen

vor sich sieht oder die Luftsprünge eines Störs oder Delphins; es ficht ihn nicht an, daß er hier in den Watten im Schlick und feuchten Salzboden watet, statt daß er auf den Alpen seine Füße auf feste Felsen setzen könnte. Der edlen Metalle Reiz, die in den Bergadern glühen, verführt ihn nicht, den Sand, der in den Watten bald so, bald so zusammengeworfen wird, zu verachten; daß dort die Vögel singen, und hier die Stürme brausen und die Wellen heulen, verleitet ihn nicht, den Alpen den Vorzug zu geben. Er überläßt sich auf dieselbe Weise dem Schwunge seiner Betrachtungen, mag sein Fuß anstoßend auf dem Berge eine Silberader entblößen, oder mag er hier in den Watten über die versandeten Trümmer eines Schiffswracks oder über den Leichnam eines Ertrunkenen stolpern.

Die Alpen sind den versemachenden Poeten unentbehrlich, die immer nur das entzückt, was durch des Leibes Auge eingeht; vor den Watten schrumpft ihre Phantasie zusammen. Der Philosoph ist ein stärkerer Poet; er schaut mit einem inneren Auge und hebt selbst Watten und Sandbänke in das Reich der Phantasie. Die schönen Dryaden und Nymphen, die in den Wipfeln der Bäume gleich Sirenen säuseln oder in lieblichen Cascaden das Wasser aus ihren Urnen schütten, machen ihn den nicht minder göttlichen Nereiden nicht abspänstig, die in den Watten umherschlüpfen, und deren heulender Gruß ihm nicht unschöner klingt als das verführerische Jodeln einer Sennerin.

Haben in den Alpen mächtige Naturkräfte unseres

Vaterlands den Boden zu den höchsten Puncten emporgetrieben, so haben eben so mächtige Naturkräfte in den Watten denselben bis zur tiefsten Tiefe herabgerissen. Die Alpen sind hoch aufgehäufte Ebenen, die Watten zertrümmerte und ausgeebnete Gebirge.

Dort wird dem Menschen das Erdreich entzogen, weil es in unzugängliche Eis- und Schneeregionen entführt, hier, weil es unter die Oberfläche des Meeres hinabgedrückt wurde.

Dort grünt und blüht es sofort am Rande der Gletscher, sobald Eis und Schnee sich zurückziehen. Hier grünt es allenthalben an den Rändern des Wasserufers, sobald die salzigen Wogen sich hinwegbegeben.

Dort schlägt der Mensch wie Moses mit seinem Zauberstabe an die Felsen und trotzt ihnen seine Nahrung ab; hier fängt er den Sand ein und zwingt ihn, ihm Brod zu geben.

Dort donnern Schnee-, Erd- und Steinlawinen von oben her auf ihn und seine Habe herab; hier steigen schäumende Wasserfluthen und Sandlawinen von unten her über ihn hinauf und verschlingen ihn und sein Besitzthum.

Haben wir Länderschilderer diese beiden größten Contraste unseres Vaterlandes, die Alpen und die Watten, diese beiden entgegengesetzten Endpuncte aller unserer Zustände, noch nicht gehörig in's Auge gefaßt und in Parallele gestellt, wie mögen wir da hoffen, daß wir die zwischenliegenden Zustände richtig darstellen und auf eine fruchtbringende Weise schildern können?

Freilich bin auch ich keineswegs im Stande, die bezeichnete Lücke in unserer allgemeinen Geographie auszufüllen, weil ich nichts weniger als eine einigermaßen vollständige oder auch nur übersichtliche und allgemeine Kenntniß der Watten besitze.

Um eine solche zu erlangen, müßte man die Watten vielfach bereist und durchkreuzt haben; ich sah sie aber nur an einigen Puncten in Dänemark, Oldenburg und Holland.

Man müßte vielfach die Wattfischer, die Wattschiffer, die Küstenbewohner befragt und mit ihnen verkehrt haben; man müßte die Fauna, die Flora, die Geognosie der Watten studirt haben; man müßte auch alle die kleinen Provincialliteraturen der oftgenannten Marschländer, welche in ihrer Nähe liegen, benutzt und die vielen einzelnen Beiträge und in ihnen aufbewahrten Züge der Wattennatur zu einem ganzen Bilde sorgsam zusammengetragen haben. Von diesen Literaturen konnte ich mir aber nur wenig zugänglich machen.

Es wurden zwar zu verschiedenen Zeiten unzählige Vermessungen der Wattensandbänke und der Meereswiesen vorgenommen, aber die Resultate dieser Vermessungen liegen wohl zum Theil noch in den Rentenkammerarchiven zu Kopenhagen, Hannover, Oldenburg, Emden und im Haag vergraben; denn die veröffentlichten Karten haben nicht alle diese Resultate an's Licht gebracht.

Vielfache Processe sind in Bezug auf die Watten und das, was damit zusammenhängt, geführt worden, und die bei den Untersuchungen über diese Processe hervorge-

kommenen Facta würden nicht wenig zur Beleuchtung der politischen Geschichte der Watten dienen. Man müßte sogar bis in die Archive der Obergerichte in Berlin und des ehemaligen deutschen Reichskammergerichts in Speier und Wetzlar hinaufsteigen; denn als Preußen Ostfriesland besaß, und als der deutsche Kaiseradler seine schattenden Flügel auch noch über die Watten der Nordsee ausbreitete, wurden sowohl in Berlin als in Speier manche Processe entschieden, die auf die Verhältnisse der Watten Bezug hatten.

Von allen diesen letztgenannten vergrabenen Schätzen hörte ich nur von Weitem reden, und es ist daher natürlich, daß ich hier mit meinen Bemerkungen nur mehr anregen und andeuten, als erschöpfen wollen kann. Da ich nicht zu leisten vermag, was ein geographischer Wattenschilderer zu leisten hätte, so will ich wenigstens angeben, worauf ein solcher Schilderer aufmerksam sein müßte.

Was die Entstehung und Bildung der Watten betrifft, so ist diese wahrscheinlich eben so schwierig zu erklären, wie die Entstehung der Marschen. Ich glaube nicht, daß man schon viele Bohrversuche angestellt hat, um die Schichten, welche unter den Watten über einander gelagert sind, zu erkennen.

Viele sehen in den Watten weiter nichts als das ehemals durch vulcanische Gewalten über den Meeresspiegel erhobene und nachher von den Wellen zerstörte und niedergerissene Urland. Manche meinen, sie seien vom Lande heraus eben so wie die Marschen in die See hinaus gewachsen,

indem der Sand und der Schlamm, den die Flüsse aus dem Inneren der Länder heranführten, sich hier allmälig weiter und weiter hinausgeschoben. Der leichte Schlamm wurde vom Meere, das den Strömungen der Flüsse entgegenwirkte und, sie zur Ruhe bringend, sie zwang, ihr Material niederzuschlagen, weiter zurückgeworfen — in den Marschen. Der schwerere Sand aber blieb weiter vorn liegen — in den Watten.

Es ist wohl wahrscheinlich, daß wir in den Watten, die sich jetzt alle so gleich aussehen, sehr verschiedene Dinge erblicken. Einige mögen allerdings zerstörte und abgewaschene Inseln und Landschaften sein, von denen das Meer den lieblichen, mit Menschenwohnungen, Aeckern und Dörfern durchwebten Teppich des Graswuchses abhob, an dessen Statt es eine Sandlage niederlegte. Von sehr vielen läßt sich dieß wenigstens bestimmt nachweisen. Andere dagegen mögen nichts als Sandaufhäufungen sein, welche die Wellen zu Stande brachten. Und auch bei diesen könnte man noch wohl wieder Fluß- und Meereswatten eben so unterscheiden, wie man Fluß- und Meeresmarschen unterscheidet. Die Flußwatten sind von den Sandkörnern erbaut, welche die Ströme aus dem Inneren des Landes von den Bergen herbeiführten, und die Meereswatten aus dem Sande entstanden, den die Wellen und Fluthen des vieler Herren Länder bespülenden und benagenden Meeres herauffführten. Eine vierte Art der Entstehung der Watten läßt sich nicht denken.

Wie die Marschen sich anfangs nur an Inseln ansetzten, zwischen denen große, breite Meereswege und Meeres-

strömungen hindurchgingen, welche den Marschgürtel erst der Länge nach von dem Continente trennten und ihn dann wieder in der Quere in kleine Stücke zerschnitten, so ist es auch mit den Watten. Auch sie werden der Länge und der Quere nach in eine Menge Streifen und Flicken zerschnitten. Es ist hier nur der Unterschied, daß bei den continental gewordenen Marschen jene Ströme und Meerengen längst ausgefüllt und vollgeschlemmt sind, während sie auf den rohen Watten natürlich sich noch offen darstellen.

Die Natur dieser Wattströme ist eine ganz eigenthümliche, und ich machte schon hie und da auf einige ihrer Besonderheiten aufmerksam. Wie man in den Marschen einen wesentlichen Unterschied macht zwischen den Geest- und Marschgewässern, d. h. zwischen den Flüssen, die, von der Geest kommend, bloß die Marsch passiren, und denjenigen Gewässern, die, in der Marsch selbst entstehend, auf ihr abfließen, so muß man auch auf den Watten unterscheiden zwischen denjenigen Strömen, welche, aus den Marschen kommend, sich über die Watten ergießen oder sie durchschneiden, und denen, die sich in dem Watt selbst bilden. Jene sind die Marsch- und Binnenlandsgewässer, diese die eigentlichen „Wattströme", welche das Meer durch seine tägliche Bewegung in Fluth und Ebbe ausbildet.

Wie nämlich die Geest und die Gebirge von Quellen bewässert werden, welche dort fortrieseln und sich allmälig zu Bächen und Flüssen vereinigen, und wie die Marsch vom Regen befruchtet wird, der von den Aeckern

in die Gräben und aus den Gräben in die kleinen und endlich in die großen Canäle zusammenströmt, so werden die Watten täglich zweimal von den Meeresfluthen übergossen, deren ebbende Gewässer sich erst in einer Menge kleiner Flüsse und dann in mächtigen Strömen sammeln und vereinigen.

So durchschneiden z. B. die Elbe und die Weser, zwei mächtige Geestströme, den Wattengürtel. So fließen die Ems und die Eider durch die Watten. So kommt aus jeder Schleuse des Deichs ein kleiner Süßwasserstrom, der anfänglich noch ganz die Natur eines Binnengewässers hat. Es ist indeß natürlich, daß diese in den Watten hervorkommenden Binnengewässer, indem sie auf den Watten eine Rille auszubilden anfangen, nicht nur Gelegenheit zur Ausbildung eines Wattstroms geben, sondern daß sie auch allmälig selbst die Natur eines Wattstromes annehmen, das heißt, daß sie eben so wie die Wattströme salziges Wasser führen, eben so wie sie in schnell zunehmender Proportion wachsen, und eben so wie sie zwischen sandigen Ufern strömen, die einem beständigen Wechsel unterworfen sind.

Man betrachte z. B. die Gestalt der Norder-Weser, der Oster- und Wester-Ems, der Elbe unterhalb Curhavens. Sie sind mächtige, meilenbreite Wattströme. Trotz dieser Umwandlung, welche sie erleiden, behalten solche Ströme indeß gemeiniglich ihre Binnenlandnamen so lange bei, bis sie sich spurlos im großen Oceane verlieren. Es scheint dann ein sonderbares Mißverhältniß zu sein, wenn die Süßwasserflüsse so klein sind,

wie z. B. der 2 Meilen lange Bach „die Jahde", der unter diesem Namen noch 7 Meilen weit und über 1 Meile breit im Watt fortfließt; und doch beruht es, wie man sieht, auf einer sehr richtigen Beobachtung der Natur.

Diejenigen Wattströme, welche bloß auf dem Watt sowohl ihren Ursprung nehmen, als auch ihren Lauf vollenden, haben ihre besonderen Namen. Auf einer Specialkarte der Watten wird der Leser eine Menge derselben finden können.

Man kann ohne Zweifel auch die eigentlichen Wattströme wieder classificiren; doch ist diese Classificirung ungemein schwer, weil noch keineswegs für die verschiedenen Arten so bestimmte und feste Namen angenommen sind, wie es für die verschiedenen Arten der Binnengewässer die Namen: Quelle, Bach, Fluß, Strom, sind. Doch giebt es hier auf dem Watte Haupt- und Nebenflüsse, Flußspaltungen und Flußarme, Flüsse, die in Längenthälern fließen, und andere, die quer durchsetzen, Alles wie auf dem Festlande.

Die ganz kleinen und schmalen Wattflüsse nennt man „Spranten", „Schlöte", „Löcher", „Rönnen", „Flethe", „Logde", „Lägde". Ein Fluß z. B. heißt das „Krautloch", ein anderer „Raiber's Rönne", ein dritter das „Barlter Fleth", ein vierter die „Helmsander Lägde" u. s. w.

Die größeren werden „Priele" oder „Baljen", und die allergrößten endlich „Ströme" genannt, z. B. der „Dicksander Priel", der „Flackstrom", die „Olzumer Balje" u. s. w.

Die kleinen kurzen breiten Ströme, welche als quer durchsetzende Arme zwei parallel gehende Ströme vereinigen und zwischen zwei Inseln oder zwei gesonderten Watten durchgehen, heißen meistens „Gatts" (Thore) oder „Dybs" (Tiefen), z. B. das „Dicksander Gatt", das „Homme-Gatt", das „Lister Dyb" u. s. w.

Uebrigens will ich bemerken, daß von all den hundert und hundert Strömen, welche die Watten durchkreuzen, fast keiner so gering ist, daß er nicht seinen eigenen Namen hätte, und daß man hier daher eine reichliche Auswahl findet. Man mag also wohl mit Recht sagen, daß die armen Wattschiffer, welche für jede dieser verschiedenen Gestaltungen einen eigenen Namen ersonnen haben, manchen binnenländischen Forscher beschämten, der es noch nicht einmal der Mühe werth fand, von diesen Watten überhaupt und ihrer ganzen Nomenclatur Notiz zu nehmen.

Da die Wattströme in so außerordentlich wandelbaren und unfesten Betten, nämlich auf Wattsand, fließen, da sie noch dazu eben so viel Strömung haben, als die Binnenlandflüsse, nämlich einmal den Strom der Fluth landeinwärts und einmal den Strom der Ebbe zur See hinaus, und da es noch dazu der Ocean ist, der sich stürmisch in ihnen hin und her wälzt, so kann man sich denken, wie große Veränderungen in ihnen beständig vor sich gehen.

Ein einziger mächtiger Sturm reicht oft hin, eine nicht sehr breite Sandbank zu durchschneiden und mittels eines Gatts oder Thors eine Verbindung zwischen zwei bisher getrennten Strömen herzustellen. Eine so plötzlich her-

gestellte Verbindung bewirkt alsdann, wie denn Alles in dieser Welt wie ein Netz zusammenhängt, auch eine Veränderung an anderen Stellen.

Geht durch das neu entstandene Loch viel Wasser ab, so zieht sich der verminderte Fluß von seinem bisherigen Ufer zurück, indem er sich immer mehr in diese neue Verbindung hineinarbeitet.

Auf diese Weise verschlemmen, versanden und verschlicken dann andere Flußarme, und zuweilen verschwinden ganze Ströme völlig aus der Geographie. Dann aber wird vielleicht durch eine andere unvorhergesehene Zufuhr von Sand ein solcher neuer Ausgang wieder verstopft. Die Wasser werden dann in ihr altes Bett zurückgedrängt und nehmen plötzlich oder allmälig wieder weg, was sie früher ansetzten.

Die unruhigen und wilden Wattströme mögen auf diese Weise hier im Laufe der Jahrhunderte unzählige Verbindungen eingegangen sein, sich vereinigt, sich wieder getrennt, sich in ihren schlüpfrigen Betten rechts und links geworfen haben, ganz versandet, ganz hingestorben und wieder neu geboren worden sein, kurz eine manchfaltige und revolutionenreiche Geschichte gehabt haben, die kein Mensch beobachtet und noch weniger einer beschrieben hat.

Natürlich sind solche plötzliche Veränderungen der Wattströme im Großen nur selten, aber im Kleinen finden solche Umwandlungen alljährlich statt.

Wäre die Wandelbarkeit im Allgemeinen so übermäßig groß, so würde es sich ja gar nicht lohnen, Namen für die Wattströme zu erfinden und ihren Lauf

auf Karten zu fixiren. Es giebt aber viele Wattströme, die der Hauptsache nach Jahrhunderte lang dieselben geblieben sind, und es wäre daher genug, wenn das große Publicum der gelehrten und gebildeten Welt wenigstens alle funfzig Jahre eine neue übersichtliche Karte von dem ganzen großen Wattgebiete der Nordsee erhielte (bis jetzt hat aber dieses große Publicum, nebenbei sei es gesagt, noch gar keine solche Karte). Die Küstenbewohner aber freilich müssen durch ihre Bakenmeister und Wattinspectoren alle Frühjahre, nach den Stürmen des Winters, nachsehen lassen, welche Veränderungen durch Sturm- und Fluthkräfte bewirkt worden und in der Karte der Watten nachzutragen sind, weil sie viel speciellere Zwecke haben als jenes große Publicum.

Die verschiedenen Stücke, in welche nun durch die Wattströme die ganze Masse der Watten zerschnitten wird, — oder die einzelnen Watten — haben eine sehr verschiedene Größe, Form und Beschaffenheit. Sie sind, als aus veränderlichen und leicht nachgebenden Stoffen bestehend, in Folge der Operation des Wassers mehr oder weniger abgerundet. Einige gränzen sich fast ganz im Kreise ab, andere sind länglich-ovale Sandrücken, besonders dann, wenn sie mitten in einem großen Strome zwischen zwei Armen desselben liegen. Einige sind wie Inseln ganz isolirt; andere schließen sich wie Halbinseln an die Festlandküste an. Einige haben eine ganz abenteuerliche Form, wie z. B. die große, 12 Stunden lange Sandbank zwischen der Weser und Jahde, die erst „der hohe Weg“ und dann „die Norder-Platte“ heißt, und die

wie ein immenses Horn auf der Küste der butjadingischen Halbinsel sitzt und weit in die See hinausragt.

Das Material, woraus die Watten ausschließlich bestehen, ist Sand und Steingerölle, denn feste Felsenlager giebt es an dieser Küste, wenigstens auf der Oberfläche, nicht, Alles ist Trümmer und Schutt. Und gäbe es solche Felsenlager, so würde man sie nicht mehr Watten nennen.

Dieser Sand oder Steintrumm ist indeß von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit. Es giebt Watten, die aus äußerst feinem Sande gebaut sind, wenigstens auf der Oberfläche, und von dieser kann hier immer nur die Rede sein, da die innere Structur der Watten uns wenig bekannt ist. Hie und da aber haben die Strömungen große lange Bänke mehr oder weniger grobkörnigen Sandes aufgeführt.

Man findet daher in den provinziellen Schilderungen der Watten oft angeführt, ob ein Watt fein- oder grobkörnig sei. Hier und da sind sogar ganze Schichten von mehr oder weniger großen Steinen abgelagert.

Es ist natürlich, daß die Fluthen, welche hier beständig mit dem Material spielten und es bald so, bald so angriffen, entführten und aufhäuften, fortwährend das Feine und Grobe, das Schwere und Leichte scheiden und jedes für sich an bestimmte Stellen deponiren mußten.

Je nach der Beschaffenheit des Sandes bestimmt sich zum Theil auch die Festigkeit der Watten. Einige sind von den Wellen so stark zusammengeschlagen, daß ihre

Oberfläche fast felsenfest erscheint, und diese heißen: „feste, grobkörnige Watten". Andere sind so locker, daß sie sich leicht und stets verschieben, daß sie im Winde bei großer Trockenheit sogar zu stäuben anfangen, und man nennt sie deßhalb: „stäubende Watten". Noch andere haben einen leichten und klaren Sand, der wie Flugsand im Wasser schwimmt und eine unfeste Oberfläche giebt. Wieder andere endlich fangen schon an, sich mit Schlick und Schlamm zu bedecken, und diese heißen „Schlickwatten".

So wie die Watten aus verschiedenartigem Trumme gebaut sind, so sind sie auch von verschiedener Höhe, und dieser Punct ist der wichtigste von allen, weil durch die mehr oder minder bedeutende Höhe der Watten die ganze Beziehung, welche sie zu den Menschen haben, bedingt wird.

Ihre Höhe ist sowohl dem Schiffer die wichtigste Rücksicht, weil er danach seine Fahrt regulirt, als auch dem Küstenbewohner, weil danach der Grad seiner Hoffnung, das Watt in Fruchtland verwandelt zu sehen, bestimmt wird.

Es giebt Sandanhäufungen auf dem festen Boden des Meeres, die so tief, etwa 10—20 Faden, unter der Oberfläche liegen, daß sie für den Menschen, der immer nur auf der Oberfläche verkehrt, gar kein Interesse mehr haben. Es giebt andere Sandanhäufungen, die freilich so hoch aufgetrieben sind, etwa von 1—6 Klaftern unter dem Meeresspiegel, daß sie allerdings vom Schiffer berücksichtigt werden müssen, aber doch stets, selbst bei der niedrigsten Ebbe, unter dem Wasser bleiben

und nie von der Sonne beschienen und von der Luft berührt werden.

Diese Sandanhäufungen nennt man wohl eigentlich nie Watten. Man gebraucht dafür den Ausdruck „Sandbänke" oder „Sande".

Von „Watten" beginnt man erst bei den Sandanhäufungen zu reden, die schon so hoch sind, daß sie bei gewöhnlicher Ebbe oder doch wenigstens bei außerordentlicher Ebbe sich als trockenes entblößtes Land zeigen.

Da die Oberfläche solcher Sandbänke wenigstens zu Zeiten vom Lichte und von der Luft berührt wird, so läßt sich denken, daß auf ihr schon einige Processe vor sich gehen mögen, welche uns berechtigen, diese Watten in eine ganz andere Classe zu stellen, als die, welche stets vom Wasser bedeckt sind.

Man darf die Wichtigkeit der Höhe der Watten nicht nach Klaftern oder Fußen messen, denn deren sind immer sehr wenige; man muß sie bestimmen nach der relativen Höhe in Bezug auf das Meer und seinen Stand bei Ebbe und Fluth.

Bei den in das Luftmeer hinaus ragenden Bergeshöhen gehören Hunderte von Klaftern dazu, um eine wesentliche Veränderung hervorzubringen. In der Höhe von tausend Fuß kommen südliche Gewächse vor, mehre tausend Fuß höher werden diese ausgerottet, und erst bei 10000 oder 15000 Fuß Höhe herrscht ewiger Winter und Schnee.

Bei diesen im Wassermeere befindlichen Höhen reichen oft wenige Fuß und Zolle hin, um sofort die Verhältnisse ganz umzugestalten. Durch eine solche geringe

Erhöhung wird sofort die Möglichkeit zur Verwandlung des Watts aus Wüste in Fruchtland gegeben.

Den Watten, welche nur bei Ebbe bloßgelegt werden, folgen die, welche auch die gewöhnliche tägliche Fluth nicht mehr bedeckt und die den größten Theil des Jahres bloß liegen. Und nach diesen endlich kommen diejenigen, welche auch von den außergewöhnlichen hohen Fluthen nicht leicht erreicht und höchstens alle Jahre einige Male bei ganz seltenen Ereignissen überspült werden.

Für alle diese verschiedenen Grade der Erhebung und der Meerbespülung giebt es verschiedene Zustände der Oberfläche, und namentlich verschiedene Arten der sie bedeckenden Vegetation.

Die wüstesten und unergiebigsten aller Sandanhäufungen sind wahrscheinlich die, welche gerade auf der Gränze zwischen Meer und Festland liegen; denn sie sind in der Regel öder und kahler als vielleicht die Sandbänke unter dem Meere, wo wenigstens Austern ruhig nisten und Seepflanzen sich anheften können. Man nennt sie, weil sie durchaus gar nichts erzeugen, „rohe Watten".

Auf diese ganz rohen Watten folgen diejenigen, welche mit solchen Pflanzen besetzt sind, die es vertragen, täglich zweimal vom Meere bespült und zweimal der Luft ausgesetzt zu werden. Es giebt mehre solcher Zwitterpflanzen, die halb submarine, halb Luftpflanzen sind.

In einigen Gegenden nennt man diese, in anderen jene als die zuerst erscheinenden Pflanzen. In Ostfriesland z. B. wird als diese erste Pflanze,

die schon kein eigentliches submarines Kraut mehr ist, sondern zur Fristung ihrer Existenz, wie der Wallfisch zum Aufathmen, zu Zeiten an's Tageslicht emportauchen muß, „der Krückfuß" (Salicornia herbacea) genannt. Es ist eine etwa einen Fuß hohe Pflanze, deren Zweige aus lauter kleinen an einander gesetzten Gelenken bestehen. Als zweite Pflanze, die dem Krückfuß folgt, wird dort die „Sült" (Aster Tripolium) genannt, die zuweilen 4 bis 6 Fuß hoch werden, das häufige Untertauchen aber schon nicht so sehr lieben soll. Sie erscheint auf denjenigen Watten, welche von den Fluthen nur seltener überspült werden. „Queller" ist aber der verbreitetste Name für alle diese Pflanzen, und man findet daher sowohl in Holstein, als auch in den holländischen Watten den Namen Queller für mehre Landstriche als Eigennamen. Man könnte daher für diejenige Classe von Watten, welche den „rohen Watten" zunächst stehen, den Namen „Quellerwatten" setzen.

Da, wo Salzwasser noch seltener erscheint, fassen andere Gewächse festen Fuß, z. B. „der Andel" (Poa maritima). Dieser ist ein schilfartiges Gras, das gemäht und getrocknet wird und als Heu eine gute Nahrung für's Vieh abgiebt. Er wünscht indeß doch noch zuweilen vom Seewasser überspült zu werden, und wo diese Ueberspülungen ganz aufhören, da verliert sich auch diese Pflanze allmälig und macht endlich feineren Grasarten Platz, wie sie auf trockenem Boden zu wachsen pflegen.

Einige jener Pflanzen sind dem Menschen uninteressant, und er beobachtet sie nur als Anzeichen und Maß-

stäbe des Fortschritts der Anschlickung. Andere aber werden von den Küstenbewohnern gemäht, getrocknet und eingeerntet, und man könnte daher die mit ihnen besetzten Watten als „Heuwatten" bezeichnen.

Da endlich, wo größere Striche der Watten so hoch aufgeschlickt sind, daß sie vor den meisten Fluthen geschützt daliegen, entstehen schöne große Wiesen mitten in den Watten, und diese Wiesen benützt dann der Mensch zur Viehhutung, wie seine Wiesen auf dem Festlande. Solche Wiesen geben oft die beste Grasung, und es giebt deren, die sich 2 bis 3 Stunden weit über die Watten hin strecken. Man hat aber auch andere, die ganz klein sind und bei Ebbezeit wie grüne Teppiche auf den Watten liegen, bei Fluthzeit aber wie grüne Inseln im Wasser zu schwimmen scheinen.

Solche kleine flache Wieseninseln sind z. B. in dem Meerbusen Jahde, im Dollart, in der Zuyderſee viele, z. B. an der holsteinischen Küste das kleine „Helmsand", das „Dicksand", der „Marrqueller" u. s. w. Sie gleichen ganz den Halligen in Nordfriesland, die ich oben beschrieb, nur daß sie unbewohnt sind. Wären wir jetzt noch unter denselben Umständen wie in den alten Zeiten, so würden sich die Menschen gewiß auch auf diesen neu entstehenden Inseln auf hohen Wurten niederlassen.

Jetzt geschieht dieß nicht, — erstlich, weil die Leute nicht mehr die Gewohnheit haben, hohe Seewurten zu bauen, da das Land überall durch künstliche Deiche gut geschützt ist, und zweitens, weil wahrscheinlich die

Regierungen solche Wurtenbaue auf den genannten Meerwiesen nicht mehr zulassen, sondern dieselben bloß an Festlandbewohner zur Hutung und Heugewinnung verpachten. Mir ist nur an der hannöver'schen Küste eine unbedeichte Stelle bekannt, auf welcher mitten im Watt, außerhalb des Deichs, noch einige Familien auf Wurten wohnen, wie auf den Halligen. Auch bei Hamburg sind, glaube ich, mitten in der Elbe noch mehre kleine bewohnte Wieseninseln unbedeicht.

Die Benutzung der besagten Meereswiesen zu Viehweiden und Grasgewinnung ist ganz eigenthümlich. Liegen sie sehr weit draußen im Watt, wie z. B. Helmsand, so wird dort das Gras bloß gemäht und dann in Schiffen über die See her heimgeholt. Sind sie aber der Küste nahe, so wird das Vieh vom Festlande aus über's Watt dahin getrieben, um das Gras abzuweiden. Doch ist es dann nöthig, daß die Insel so nahe sei, daß die Rinder täglich ein- bis zweimal nach Hause kommen können, um getränkt zu werden. Denn natürlich giebt es dazu auf den Meereswiesen gar keine Gelegenheit, weil sie keine süßen Quellen enthalten.

Es versteht sich von selbst, daß diese Art der Beweidung nicht ohne Gefahren und Schwierigkeiten möglich ist. Denn es kann sich ereignen, daß bei plötzlich eintretender hoher Fluth das Vieh auf seiner Meereswiese abgeschnitten wird und im Seewasser umkommt, oder doch wenigstens Durst leidet. Auch wird es durch die Strapazen des beständigen Hin- und Herwatens im tiefen Wattsande sehr abgemattet und kann nicht zu der

Stärke und Güte wie auf den Festlandweiden gebracht werden.

Zum Behuf der Tränkung des Viehes, das auf den Seewiesen weidet, hat man in dem Lande dicht hinter den Deichen große Süßwasserbassins angelegt, die in einigen Gegenden „Binnermeenten" heißen. Man findet solche Bassins hinter allen Seedeichen bis nach Holland hin. Sie werden auf gemeinschaftliche Kosten der Außendeichspächter unterhalten, die dazu eine Interessentschaft bilden, wie denn hier zu jedem Unternehmen „Interessentschaften", wie in England „societies" oder „clubs", gebildet werden.

Werden die Wattwiesen so bedeutend, daß es sich lohnt, etwas mehr für sie zu thun, so geht man darauf aus, sie durch einen Damm mit dem Festlande in innigere Verbindung zu setzen. Das Vieh kommt darauf leichter fort und kann nun auch nicht mehr durch eine Fluth vom Festlande abgeschnitten werden.

Nehmen die Inseln noch an Wachsthum zu, so trifft man auch Anstalten, das Vieh dort auf den Wiesen selbst zu tränken und ihm bei hohen Fluthen Schutz zu verschaffen. Man gräbt dazu Tränken aus.

Die Anlage dieser Tränken verlangt indeß wieder eine Interessentschaft, da sie, wie Alles in diesem theueren Lande, sehr kostspielig sind.

Man gräbt zuerst ein Bassin und schlägt dann um dieses zum Schutz einen hohen ringförmigen Damm. Das Ganze muß mit Rasen überdeckt werden, damit das Regenwasser, welches sich im Bassin sammeln soll, möglichst rein hineinkomme. Auch muß der Deich eine ziem-

lich große Fläche umfassen, damit immer Vorrath genug im Bassin vorhanden sei; ferner muß er so hoch und stark wie ein Seedeich sein, damit er den höchsten Fluthen widerstehe, und das süße Wasser in den Tränken nie versalzen werde.

Diese Tränken kosten oft 4000—6000 Thaler. Mir wurde von einer Tränke erzählt, die nur um einige Fuß erhöht werden sollte und dadurch eine Auslage von beinahe 1000 Thalern verursachte, eingeschlossen die Kosten eines Processes, der daraus zwischen dem Ingenieur und der Interessentschaft entstand, welche letztere behauptete, jener hätte ihre Arbeit schlecht ausgeführt.

Solche Details sind interessant, weil sie zeigen, in wie hohem Grade hier in den Marschen alle Arbeiten schwierig sind, und wie sie deßwegen stets gemeinsame Anstrengung vergesellschafteter Kräfte erfordern; sogar die Beschaffung eines geräumigen Troges für's Vieh!

Es ist daher natürlich, daß die Menge der Communen und Interessentschaften in den Marsch- und Wattländern kein Ende nimmt. Da giebt es Schleusencommunen, Deichcommunen, Wegecommunen, Dünencommunen, Viehtränkecommunen rc. Ueberall fällt Einem hier das holländische Pfeilbündel ein und wird man daran erinnert, wie die Kleinen durch Vereinigung stark und groß werden. Wunderbar! und doch in allen diesen Marschen, bei so vielem Antrieb zu Vereinigungen im Kleinen, so außerordentliche Zerstückelung im Großen, eine solche Menge kleiner Republiken, Fürstenthümer und Provinzen.

Die besagten Tränken umfassen zuweilen 5 bis 6

Morgen Landes, und das Vieh findet daher hier auch bei großen Stürmen Schutz und Nahrung. Auf den großen, anderthalb Meilen langen Dikſander Außendeichen, auf einer anderen großen Wattwieſe in Süd-Dithmarſchen und im Norden von Dithmarſchen befinden ſich ſolche Tränken.

Auf der erſteren großen Wieſe ſollen jährlich an 8000 Stück Vieh weiden, und ihre Verpachtung bringt dem Staate bloß für Gras ſo viel Revenueen ein wie manche kleine Grafſchaft. Es iſt wahrſcheinlich die größte aller Wattwieſen, und dazu eine der eigenthümlichſten Wieſen der Welt; bei Fluthzeit mitten im Meere, faſt au niveau mit dem Waſſer, und bloß von fetten Ochſen und ihren Hirten belebt. Ich habe dieſe ſchöne Wieſe nur vom Ufer aus geſehen und werde es nie verſchmerzen, daß ich ſie nicht beſuchen konnte.

Da ſie aber ſehr lang, wie geſagt, drei Stunden lang, und dabei ſehr ſchmal, nur etwa eine halbe Stunde breit iſt, ſo iſt ihre Eindeichung wegen der ungeheueren Koſten nicht ausführbar. Sie wird indeß vielleicht mit der Zeit eine vortheilhaftere Geſtalt annehmen und dann, wenn ſie mehr Breite gewinnt, zum Kooge gemacht werden.

Es wäre wohl intereſſant genug, wenn wir im Stande wären, eine vollſtändige Ueberſicht der Benennungsweiſe dieſer verſchiedenartigen Zuſtände in Bezug auf ihre Höhe zu geben, wie ſie bei den Küſtenbewohnern, die darin eben ſo erfinderiſch ſind wie die Gebirgsbewohner in Benennung ihrer verſchiedenen Thal-, Berg-, Gletſcher- und Felſenformen, ſich

ausgebildet hat. Allein ich muß mich aus Mangel an Kenntniß auch hier damit begnügen, auf Einiges, was ich gelegentlich und auf Befragen erfuhr, hinzudeuten.

Die niedrigsten und rohesten Wattbänke werden „Sande" oder „Gründe" und „Platten" genannt, z. B. die „Norderplatte", die „Marnerplatte", der „Hubertssand", der „Gehlsand", die „schwarzen Gründe", die „Mitgründe" u. s. w. Sollte wohl das Wort „Gründe" auf eine größere Tiefe deuten, und sollten wohl mit dem Worte „Platten" hauptsächlich die festen Sandbänke bezeichnet werden? Manche haben einen Eigennamen ohne einen solchen collectiven Zusatz, z. B. die große Bank an der Ems, welche „de Ransel" heißt, ferner „der Memmart", „die Hitze" (bei Eiderstedt) u. s. w. Oft sind solche Benennungen die Namen der früheren Dörfer, Kirchspiele oder Landschaften, welche hier blühten und von den Fluthen zerstört wurden. Erheben sich die Sande zum Gras- und Kräuteranwachs, so behalten sie zuweilen ihren früheren Namen „Sand" bei, z. B. „Dikfand", welches eine große Wiese ist. Oft aber bekommen sie neue Namen und heißen dann wohl „Felder", z. B. „altes Feld", „Westfeld" u. s. w., oder „Legan" (vielleicht von anlegen, anschlicken?), z. B. „Norder-Legan", „Süder-Legan". Ihr genereller Name ist aber: „Vorland", „Außendeich", „Butendyk", „Uitendyk". Denn obwohl freilich das ganze Watt außerhalb des Deichs liegt, so wird doch in specie das begraste Watt so bezeichnet. In Ost- und Westfriesland nennt man sie auch „Heller",

welches Wort offenbar an unsere nordfriesischen Halligen erinnert.

Obgleich man allerdings diese „Heller," wenn sie ganz vom Wasser umschlossen sind, auch wohl Inseln nennen könnte, so geschieht dieß doch fast nie, da die Worte „Ey", „Oge", „Oe," welche in der Sprache der Watt- und Marschvölker Inseln bedeuten, bloß für die durch Deiche oder Dünen vor dem Meere geschützten Inseln reservirt bleiben, z. B. in Wangerooge, Norderney, Fanoe.

Ich kehre jetzt zu den eigentlichen Watten zurück, die ich eine Zeit lang verließ, um erst die Stufenfolge von der submarinen Sandbank zu dem ganz rohen Watt, von diesem zum Quellerwatt, und von diesem zum Heuwatt, zur schönen Wattweide und zu dem für Eindeichung reiferen „Lande" nachzuweisen. Die genannten, mehr oder weniger nutzbaren Pflanzen sind indeß nicht das Einzige, was die Watten dem Menschen als brauchbare Producte einbringen.

Es sind freilich nur Kleinigkeiten, allein in einer Wüstenei nehmen selbst die Kleinigkeiten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Zuerst wird hier und da der Sand als ein Gegenstand, der in manchen häuslichen Angelegenheiten nöthig ist, zuweilen auf den Watten gesammelt und den Marschen zugeführt. So sonderbar es klingt, so wahr ist es doch daß die Leute mitten in Gegenden, wo Sand im Ueberflusse ist, Mangel an Sand, nämlich an brauchbarem Sande haben.

Die zur Hälfte sehr sandige Geestinsel Föhr in

Nordfriesland hat z. B. gar keinen Sand, der sich als Streusand gebrauchen ließe. Der Sand auf dieser Insel wird fast nie trocken, und selbst wenn man ihn in einem Backofen dörrte, würde er alsbald wieder Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Die Schiffer wissen einige Stellen, aber auch nur einige Stellen, auf den benachbarten Watten, wo sie den zum Streuen geeigneten Sand graben und ihn, damit von Insel zu Insel einen kleinen Handel treibend, verschiffen, indem sie die Haushaltungen, welche trockenen Sandes zu allerlei Zwecken bedürfen, damit versorgen.

Die Marschen bedürfen zur Verbesserung ihrer Wege des Sandes vielfach. Sie bekommen ihn theils aus der Geest, theils graben sie ihn aus tiefen Gräben in den Marschen selbst hervor. An sehr vielen Puncten aber empfangen sie ihn auch von den Watten, von denen er gewonnen und zu den Ufern verschifft wird. Es giebt eine Art von Sand auf manchen Watten, der aus zahllosen kleinen Trümmern von Muscheln besteht. Dieser Sand wird namentlich auf den holländischen Watten vielfach eingefangen und zur Anlage von Wegen in Gärten und Parks benutzt. Ja er wird sogar nach England verschifft, und ich selbst ging im St. Jamespark in London auf einem schön geebneten festen Fußwege, für den man Muschelsand aus den holländischen Watten hatte kommen lassen. Man sieht, daß die Gewinnung dieses Artikels wahrscheinlich hundert Hände und viele kleine Schiffchen in den Watten in Bewegung setzt.

Es giebt eine Conchylie, die ehemals in diesem Meere

ungemein häufig gewesen sein muß, deren Geschlecht aber jetzt hier, ich weiß nicht zu sagen, in Folge welcher Naturereignisse völlig ausgestorben ist. Es ist eine kleine, fast runde, meistens weißliche oder gelbliche Kammmuschel, von etwa 1/8 bis 1 Zoll im Durchmesser. Die Schalen dieses Thieres liegen hier und da an den Rändern, in den Ecken und Winkeln der Watten in großen Quantitäten angehäuft, sowohl bei den nordfriesischen Inseln, als auch in den Watten der holsteinischen, bremischen, ostfriesischen und holländischen Küsten.

Diese Muschelschalen werden ebenfalls auf den Watten gesucht, in Schiffe verladen und zu den Städten Hamburg, Bremen, Emden u. s. w. verfahren, wo man den feinsten und weißesten Kalk zum Anweißen der Zimmer daraus brennt. Es giebt dort Kalkbrennereien, die weiter nichts als diese kleinen Muscheln zu Kalk verbrennen. Sie bauen davon Hügel auf, in denen sie die Muscheln wechselsweise mit Torfstücken vermischen und die sie dann anzünden. Ich glaube, diese Muscheln sind ein eigenthümliches Product der Nordseewatten. Auch dieser kleine Watten-Industriezweig beschäftigt wohl manches Hundert Menschen; denn man findet besagte Kalkbrennereien an vielen Puncten der Elbe, der Weser, der Ems und der Nordseeküsten.

Ein anderes Product, zu dessen Auffindung die Watten Gelegenheit geben, ist der Bernstein, der, wie ich gewiß weiß, auf allen Watten und Sandbänken an den schleswig-holstein'schen und jütischen Küsten und, wie

man mir gesagt hat, auch selbst auf den Watten an den Wesermündungen gefunden wird, und zwar hier und da in so bedeutender Menge, daß die Leute zum Theil aus dem Aufsuchen desselben ein eigenes Gewerbe machen, indem sie nach heftigen Stürmen, wie sie an der Ostsee vorkommen, eigens darauf ausgehen, die Zähren der Freia zu suchen, und daß sich ein förmlicher und ziemlich organisirter Handel mit Bernstein an einigen Küstenpuncten gebildet hat.

Auf allen friesischen Inseln, die ich besuchte, in Eiderstedt, in Dithmarschen, hörte ich von großen Stücken Bernstein, zuweilen von einem oder zwei Pfunden Gewicht, erzählen, die man hier gefunden, — von Stücken, die man zu 70 oder 80 Mark oder gar zu 100 Thalern verkauft habe. Ja vor 30 Jahren soll man, wie mir ein alter Mann versicherte, auf Dikfand ein Stück Bernstein gefunden haben, für welches der Finder 1200 Mark erhielt. Die Leute gehen deßwegen weit auf die Watten hinaus, um den Bernstein zu suchen, ja oft machen sie diese Touren zu Pferde, um der rückkehrenden Fluth desto sicherer und rascher entkommen zu können.

In Eiderstedt nennt man solche Bernsteinjäger „Hitzläufer," weil die große vor der Spitze von Eiderstedt liegende Sandbank, wie ich oben anführte, die „Hitze" heißt. Gewöhnlich sind es arme oder träge Leute, die sonst nichts zu thun haben und die, wie die Diamantensucher in Amerika, wenig Segen bei ihrem Geschäfte haben; denn trotz der reichen Funde, die sie zuweilen machen, bleiben sie doch arm, elend und müssig wie zuvor, gleich allen den Leuten, welche in der Lotterie spielen. Bekom-

men sie einmal einen guten Preis für ein ausgezeichnetes Stück, so verthun sie den Gewinnst bald wieder.

Es ist bemerkenswerth, daß der Bernstein an der ganzen bezeichneten Küste nicht überall, sondern nur strich- und stellenweise vorkommt. Es läßt dieß auf einzelne zerstückelte Lager dieses kostbaren Stoffes im Meere schließen. Oft sind diese Striche nur ganz kurz. So z. B. wurde mir auf der kleinen Insel Föhr ein wenige Hundert Schritt langes, mit einer schwarzen Erde bedecktes Uferstück gezeigt, auf dem der Bernstein gefunden werden soll.

An der Küste von Holstein liegt ein kleiner Koog, der Hedwigen-Koog genannt, der nur ¾ Meile Küste hat. Ein Mann aus diesem Kooge sagte mir, daß hier jährlich im Durchschnitt 50 Pfund Bernstein gefunden würden, zuweilen auch wohl bis 100 Pfund. Das Meiste davon ist natürlich nur kleiner Grus. Die Juden von Friedrichstadt — überall, wo es etwas Schimmerndes giebt, findet man natürlich auch Juden in der Nähe — sollen die Aufkäufer des hiesigen Bernsteins weit und breit sein.

Der Bernsteinfund, bemerke ich noch, ist hier nicht ein Regale, wie in Preußen, vielmehr kann Jeder sich ihn zu Nutze machen. In den Eiderstedter Marschen sagten mir die Leute, daß sie auch beim Aufgraben ihres Bodens nicht selten Bernstein fänden. Es giebt eine ganz vortreffliche Abhandlung über den Bernsteinhandel im Norden, von dem königlichen Oberbibliothekar Professor Werlauff in Kopenhagen, die natürlich auch

auf den Bernsteinfund an den dänischen Küsten der Nordsee gehörige Rücksicht nimmt. Ich glaube aber, daß unsere deutschen Gelehrten auf diesen Nordseebernstein noch gar nicht aufmerksam genug gewesen sind, — vielleicht weil er ihnen zu nahe liegt und sie sich vermuthlich dachten, daß das berühmte, kostbare, romantische Bernsteinland, von dem die Phönicier, Griechen und Römer ihr Elektron, die Thränen der Schwestern des Phaëton, holten, doch gewiß recht weit, wenigstens an den entfernten borussischen Küsten gesucht werden müßte.

Da indeß der Kaufmann viel praktischer ist als der Gelehrte, und die Phönicier den Bernstein ohne Zweifel so nahe als möglich holten und nicht, nur um sagen zu können, daß die Sache enorm weit her käme, bei dem Bernstein in der Nordsee ein Auge zudrückten und durch das stürmische Kattegatt hindurchsegelten, — da ferner die großen, sehr reichen Bernsteinschmucke, die man noch jetzt beständig in Jütland findet, und von denen in dem Kopenhagener Museum eine außerordentliche Menge angesammelt ist, — und da endlich der Umstand, daß auf der Westküste der cimbrischen Halbinsel sich Striche nachweisen lassen, in denen noch im vorigen Jahrhundert bei der Bevölkerung Bernsteinschmuck, Bernsteinknöpfe und Bernsteinperlen so gewöhnlich waren, wie bei uns Glasperlen und Hornknöpfe, vermuthen läßt, daß hier früher noch weit mehr Bernstein gefunden wurde als jetzt, — so ist es wohl sehr glaublich, daß, wenn auch nicht, wie Einige wollen, das eigentliche Bernsteinland hier an der Nordsee und nicht in Preußen zu suchen ist, doch wenigstens ein Stück von jenem Lande hier

liege, und daß die Phönicier gewiß auch schon hier einen großen Theil ihrer Bernsteinladungen einnahmen.

In Eiderstedt sagte mir ein Herr, daß in den nördlichen Districten von Friesland in einem friesischen Dialekte, — nicht also bei allen Friesen, — der Bernstein „glaes“ genannt würde. Ich habe nicht die geringste Ursache, dieses Herrn Angabe zu bezweifeln. Da es sonst wohl keinen deutschen Stamm giebt, der diese uralte deutsche Benennung des Bernsteins, die schon Tacitus kannte, beibehalten hat, so scheint es fast, als ob die berühmte Tacitanische Phrase: „quod glaesum vocant“, hauptsächlich von den friesischen Deutschen und von den friesischen Küsten zu verstehen sei.

Die vielbesprochenen „Insulae glessariae“ (Glas- oder Bernsteininseln), von welchen die Römer erzählen, könnten daher wohl eben diese friesischen Inseln gewesen sein, in deren Nähe man noch heutiges Tages den Bernstein findet und „glaesum“ nennt.

Mit dem Bernstein zugleich werden in der Regel gewisse abgerundete Holzstückchen ausgeworfen, welche die Leute Treibholz nennen. Sie begreifen aber unter diesem Namen auch überhaupt alles Holz, welches an den Strand der Watten auf irgend eine Weise angetrieben wird. Dieses Treibholz mag sehr verschiedenen Ursprungs sein und, wie der Sand der Watten, aus aller Herren Ländern kommen.

Die in verschiedenen, fernen und nahen Gegenden untergegangenen Schiffe bedecken die Oberfläche des Meeres dann und wann mit Bretern, Balken und Ma-

sten; es kann nicht anders sein, als daß die vielen in die Nordsee mündenden Flüsse beständig etwas Holz auf das Meer hinaus treiben, das dort mancherlei Schicksale und Fahrten zu bestehen haben mag, bis es dann, wie Alles, was auf dem Meere schwimmt, an irgend einem Watt wieder angeschlagen wird.

Es ist leicht möglich, daß sich darunter Hölzer aus Böhmen und Thüringen, den Quellenländern der Elbe und Weser, so wie aus Schottland und Norwegen befinden. Ja manche Holzkundige gehen mit ihren Vermuthungen über den Ursprung der hiesigen Treibhölzer bis nach Island und Novaja Semlja hinauf. Vielleicht könnte man dabei auch noch Mexico und Nordamerika mit nennen; denn daß der von dort kommende Golfstrom Hölzer aus der neuen Welt an die Küsten von Schottland und Norwegen angetrieben hat, ist ein ausgemachtes Factum, und daß einzelne Stücke davon auch in unsere Watten sich verirrt haben mögen, ist keine zu gewagte Vermuthung.

Selbst das scheinbar Wilde und Regellose geht hier auf Erden nach einer gewissen Ordnung vor sich, und so giebt es in Folge der im Meere stattfindenden regelmäßigen Bewegungen gewisse Puncte der Watten, an welchen das Treibholz besonders häufig zusammengeführt wird, und wo die Leute geradezu ein Gewerbe daraus machen, es aufzufangen und den holzlosen Marschen mitzutheilen. Ich erinnere mich, daß mir ein solcher Punct in den Watten an der Mündung der Weser bezeichnet würde. Uebrigens wird, wie man sich leicht

denken kann, auf der ganzen Ausdehnung der Watten bis nach Holland hin auf jedes Stückchen Holz, das sich zeigt, die eifrigste Jagd gemacht.

Aber interessanter noch als das Treibholz sind gewiß diejenigen Hölzer, Wurzeln und Baumstämme, welche man hie und da an einigen Puncten der Watten aus dem Sande hervorgräbt. Professor Forchhammer in Kopenhagen bezeichnet in einer seiner vielen interessanten geologischen Abhandlungen einige solche Wattenpuncte in Nordfriesland. Er sagt, daß man dort auf einer Sandbank bei der Insel Röm eine große Menge in Sand aufrecht stehender Eichenwurzeln finde. Auf einer anderen Stelle zeigen sich Wurzelstöcke von Föhren, die bei ordinärer Fluth 9 Fuß unter dem Wasser stehen und nur bei sehr tiefer Ebbe gesehen werden können.

Die Stürme reißen zuweilen einige von diesen Wurzelstöcken aus und führen sie ans Land. Auch graben die Leute danach. Solche Wurzelwatten sind offenbar die Ueberreste eines durch die Fluthen zerstörten Waldlandes. Es mag wohl noch an verschiedenen Watten solche Puncte geben.

Ein anderes Brennmaterial, welches die Leute auf den Watten gewinnen, ist der Torf. Es liegen nämlich an manchen Stellen große Torflager unter dem Sande der Watten, die dann bei Stürmen vom Sande entblößt werden. Während der Ebbe nun gehen die Leute auf die Watten, die sich oft tief in die See hinaus erstrecken, und graben den Torf, den sie „Schlicktorf" nennen.

Da dieser Seetorf sehr stark mit Salz geschwängert ist, so hatte man sonst an verschiedenen Puncten der Küste Salzsiedereien auf die Gewinnung desselben gegründet. Man verbrannte ihn, laugte die Asche aus und gewann so ein gutes weißes Salz, welches man „Schlicktorf-" oder „friesisches Salz" nannte. Andere Arten der Salzgewinnung haben jetzt diesen Industriezweig der Watten wohl gänzlich verdrängt*).

Da, wo es Austernbänke giebt, werden auch häufig Austern auf die Watten getrieben, welche von den Strandbewohnern gesammelt und verkauft werden. Man hat einen eigenen Namen für diese verschlagenen Austern. Wenn ich mich recht erinnere so nennt man sie „Streuaustern." Die Pächter der Austernbänke lassen sich von den Strandbewohnern eine kleine Abgabe bezahlen, wofür sie ihnen die Erlaubniß ertheilen, diese Streuaustern zu verkaufen.

Es giebt noch eine Menge solcher kleiner Strandartikel, welche sich die Strand-, Hitz-, Schlick- und Wattenläufer zu Nutze machen. Ich frage wieder, wie kommt es, daß man diese Bettler, Lumpen- und Lappensammler der Watten bisher übersehen, welche doch viel interessantere Schicksale haben als jene Pariser und Londoner Kritiker des Straßenkoths, und die ehemals sogar nicht

*) Der Leipziger Professor Hanssen giebt hierüber in einem seiner vielen so äußerst interessanten Aufsätze über schleswig-holstein'sche Verhältnisse nähere Auskunft.

selten aus Bettlern zu Räubern wurden, nämlich zu Seeräubern, einer Menschenclasse, welche unsere schriftstellerische Phantasie in hohem Grade anregt. Hier würde sich für Jules Janin und die Verfasser des livre des cent et un ein ganz neues Feld zu nicht uninteressanten Beobachtungen eröffnen.

Ueberall, wo die Ebbe ein Vorland entblößt hat, sieht man die Kinder der Armen auf die Watten hinauslaufen, um irgend etwas zu suchen, das Geldeswerth hat, und wären es auch nur ein paar hübsche Schnecken, die man an einen Fremden verkaufen könnte, wie man ihm anderen Ländern Blumen anbietet. Die Mütter schleichen dazwischen herum und sammeln Holzstückchen in die Schürze. Die Männer gehen und reiten weiter hinaus und machen Jagd auf die Streuaustern und den Bernstein, oder sie umschleichen, mit einem Sacke versehen, die entblößten Balken der Schleusen- und Bollwerke in den Häfen der Küsten und schlagen da die eßbaren Muscheln ab, die sich dort in Menge festzusetzen pflegen.

Man sieht viele magere und matte Gestalten unter ihnen. „Denn," sagt ein provincieller Schriftsteller, „so bequem ihr Gewerbe auch zu sein scheint, so sehr mattet doch das beständige Waten im tiefen Sande ab. Stets werden sie von der Furcht vor der wiederkehrenden Fluth in Spannung gehalten und oft durch ein plötzliches Aufschwellen des Meeres in Schrecken gesetzt. Oft fühlen sich daher solche Strandläufer schon

in der Blüthe ihrer Jahre von den Beschwerlichkeiten ihres Gewerbes erschöpft."

Dieß möchte ungefähr das sein, was die Watten dem Menschen au todten Gegenständen aus dem Mineral- und Pflanzenreiche liefern. Doch sind die Producte aus dem Thierreiche vielleicht noch mannigfaltiger. Namentlich giebt es der Vögel unzählig viele, weßhalb die Jagd auf den Halligen und Hellern, auf den Watten und Sandbänken nicht unbedeutend ist.

In Ostfriesland hat es manche Streitigkeiten und Processe über die Frage, wem die Koppeljagd auf den Hellern und Watten gehöre, gegeben; und ich habe schon angeführt, daß unter den Vorrechten, welche den Bewohnern eines neuen Koogs zugestanden wurden, oft auch das Privilegium der Jagd auf den benachbarten Watten war. Ebenso habe ich schon oben etwas von den Vögeln, welche hier vorkommen, angeführt, sowie auch den Robbenschlag erwähnt, der auf allen Watten bis nach Holland hin geübt wird, und des eigenthümthümlichen Fischfanges gedacht, den die Wattenfischer betreiben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es noch viele andere eigenthümliche Producte und Industriezweige der Watten giebt, von denen ich nichts gehört habe, und daß meine Darstellung demnach sehr unvollständig ist. Indeß sieht man doch soviel aus dem Bemerkten, was ich eigentlich auch nur mehr beispielsweise angeführt haben wollte, daß gewiß mehr solche eigenthümliche Producte hier vorhanden sind, als man von den Watten erwartet hatte.

Das bei Weitem Wichtigste von Allem, was in den Watten sich gestaltet, ist aber das dort anwachsende Land, und es ist dieser Punct so interessant, daß wir ihm noch einige Schlußbemerkungen widmen müssen.

Wir haben oben gezeigt, auf welche Weise der Mensch das schon fertig und reif gewordene Land einfängt und mit Dämmen sichert. Der wäre aber ein schlechter Gärtner, der den Baum erst dann mit einem Zaun umgäbe, wenn er völlig ausgewachsen ist, und welcher nicht schon die kleinen, zarten, sich erst entwickelnden Pflänzchen berücksichtigte und sie, selbst wenn sie noch keine Frucht tragen, stützte und ihnen Nahrung zuführte.

Die Natur auf den Watten ist wild. Die Stürme und Strömungen, die dort walten, zerstören oft wieder die kleinen Heller, Vorlande und Halbinselchen, welche als Keime und Reiser späterer Köge und Landschaften hier Wurzel schlugen. Die trüben und schlickigen Gewässer sind oft voll des schönsten Samens für spätere Marschen; aber die Fluthen und Winde geben ihnen nur zu oft keine Gelegenheit, diesen Samen irgendwo zu deponiren.

Es ist natürlich, daß der Mensch darauf gedacht hat, jenem wüsten Treiben entgegenzuwirken und dem Schlick möglichst gute Gelegenheit zum Niederschlagen zu verschaffen, daß er nicht bloß bemüht gewesen ist, sich den Besitz dessen, was die Natur ihm zufällig in den Schooß warf, zu sichern, sondern auch Anstalten

getroffen hat, die Natur zu noch reicheren Gaben zu zwingen.

In der That greift der Mensch mit einer Menge regulirender Vorrichtungen weit in das wilde Treiben auf den Watten hinaus, und es existirt daher außer der Kunst des Deichbaues noch eine zweite Kunst, die des Wattenbaues, welche indeß jedenfalls noch weniger entwickelt ist als die erstere.

Ich vermuthe wohl mit Recht, daß ich keineswegs eine vollständige Uebersicht aller der Anstalten zur Beförderung der Anschlickung und zur vorläufigen Sicherung des Angeschlickten habe. Allein da es mir nicht auf völlige Erschöpfung dieses Themas, sondern nur auf einen Beweis, daß die Sache wirklich da ist, ankommt, so will ich das, was ich davon erfuhr und sah, wenigstens beispielsweise anführen.

Fassen wir zunächst sämmtliche künstliche Veranstaltungen, welche der Mensch überhaupt außerhalb des Deiches auf den Watten getroffen hat, ins Auge, so zeigt sich, daß dieselben sehr verschiedene Zwecke haben. Wir müssen auf diese verschiedenen Zwecke hindeuten, um dann aus allen jenen Arbeiten diejenigen herausfinden zu können, von denen wir hier zunächst etwas beibringen wollten, nämlich die „Anschlickungsbeförderungsanstalten.“

Wie es überhaupt im Leben nicht leicht ist, mit irgend einer Sache rund und rein abzuschließen, wie Alles in der Welt seine lange Einleitung, Vor- und Nachrede hat, und wie selbst die Vorrede wieder eingeleitet werden muß, so ist es auch mit den Deichen.

Man sollte denken, mit der Abschließung der Deiche wäre es nun abgethan. Keineswegs. Die Deiche, welche Schutz gewähren sollen, müssen nun ihrerseits noch selbst wieder geschützt werden. Wie eine Armee, welche ein Land vertheidigen soll, ihre Wachtposten und Avantgarden hat, die ihrerseits wieder die Armee vertheidigen, so ist es auch mit den Deichen. Ich habe schon oben gelegentlich einige dieser Deichvorläufer genannt, die sogenannten Lahnungen, Höfter und Schlängenwerke, die man von den Deichen senkrecht ins Meer hinauswirft, um die Strömungen vom Deiche abzuhalten.

Der Deich darf wo möglich nie ganz kahl gegen das Meer exponirt werden. Er muß immer etwas Vorland behalten, welches ihn schützt, und auf die Conservirung dieses Vorlandes gehen die Lahnungen und Höfter, sowie überhaupt alle Deichvorbauten aus.

Oft wühlt sich allmälig, aber constant, ein Strom im Meere gegen eine Stelle des Deiches heran und droht, indem er immer mehr Vorland wegreißt, ihn zu untergraben und zu verschlingen. Durch Aufführung von Steindämmen, durch das Hinabstürzen großer Steinmassen in solche durch das Meer gebildete drohende Löcher muß diesen Gefahren vorgebeugt werden. Hie und da hat man hölzerne mächtige Palissadenwerke, deren einzelne Balken mit eisernen Klammern verbunden sind, anderswo sehr lange, mit Steinen gefüllte und an einander gereihte Holzkasten errichtet, um die Deiche zu schützen und den Angriff des Meeres

davon abzuhalten. Kurz, der Veranstaltungen zum Schutze dieser Landesschutzwehr sind gar viele.

Daß manchmal lange Canäle auf die Watten hinausgezogen werden, damit das Binnenwasser aus den Schleusen ruhig und schadlos in ihnen abfließen könne, erwähnte ich gleichfalls schon oben, so wie ich auch auf die großartigen Tränkanstalten und die Dammwege, welche auf und zu den Wattenwiesen für das Vieh errichtet werden, hinwies.

In den Strömen, welche die Watten durchschneiden, findet eine lebhafte Schifffahrt statt, und zum Vortheil derselben hat man an die Ufer aller der zahlreichen Wattströme, welche für die Schifffahrt nur einiges Interesse haben, sowie auch auf diesen selbst, Zeichen hingesetzt, die bei Ueberfluthungen das Auffinden des rechten Fahrwassers erleichtern. Tonnen von verschiedener Form und Farbe werden gewöhnlich an den Mündungen dieser Ströme ins Meer oder an den Puncten, wo zwei solche Ströme sich vereinigen, hingelegt, und die Ströme selbst sind überall mit solchen Baken garnirt, wie ich sie oben beschrieb.

Die Watten sind an der ganzen Küste hin zu dem Behuf der Bebakung und Betonnung in gewisse Bezirke eingetheilt, über deren jeden ein eigener Tonnen- und Bakenmeister gesetzt ist. Diese Männer haben die Inspection über Alles, was in den Watten vorgeht. Sie durchkreuzen dieselben in ihren kleinen Kuttern häufig, sorgen für die Erneuung der umgestürzten Baken, fordern

den Zoll, welchen die Schiffer für die Bebakung und Betonnung zu entrichten haben, (also eine Art Wattenwegegeld) ein und statten über etwaige neu sich bildende Ströme, deren Bebakung nöthig werden möchte, Bericht ab.

Alle diese genannten künstlichen Veranstaltungen in den Watten haben also andere Zwecke als die der Beförderung des Länderanwachses. Nur einige von ihnen, wie die Lahnungen und Dämme für's Vieh, befördern denselben gelegentlich.

Da die großen, unruhigen Wattströme, die ihren Lauf so oft verändern und hier Land aufschlemmen, dort solches von ihrem Ufer abreißen, die Hauptacteure auf der Bühne der Watten sind, so sind Diejenigen, welche bei neuem Landanwachs am meisten interessirt sind, besonders darauf bedacht, diese Ströme und ihre Veränderungen im Auge zu behalten. Man nimmt daher von Zeit zu Zeit Vermessungen auf den Watten vor, um sich von dem Zustande der Dinge zu überzeugen, um genau zu sehen, wo neue Ströme eingerissen sind, an welchen Stellen etwa ein Strom einzureißen droht, wo neuer Anwuchs stattfindet, und welche Fortschritte indessen die alten Anwüchse gemacht haben.

Es giebt auch Wattverständige an den Küsten, die, so zu sagen, die Gedanken der Wattströme zu errathen wissen. Sie gelangen durch langfortgesetzte praktische Beobachtungen zu Resultaten, welche sie in Stand setzen, die Dinge, die da auf den Watten kommen sollen, vorherzu-

sagen, und bricht einmal ein Strom durch und nimmt eine Wiese oder einen Heller mit, so sagen sie: „Das haben wir lange vorher gewußt."

Indem man auf die besagte Weise den Entwickelungen auf den Watten beständig folgt, wird man in den Stand gesetzt, die richtigen Maßregeln zu ergreifen und, wo menschliche Kräfte es nur irgend vermögen, den Lauf der Wattströme so zu leiten, daß er der Conservirung des gewonnenen Landes und dem Anwuchs des neuen günstig werden muß.

Vor allen Dingen geht man mit jener Strohstickerei, von der ich oben bei Gelegenheit der Deiche sprach, auch auf die Watten hinaus und bestickt hier die Ufer, die man vor dem Wasserantraß zu schützen wünscht, eben so mit Stroh, wie den Fuß der Deiche. Zuweilen schrägt man auch die schroffen Ufer der Meereswiesen bloß ab, indem man ihnen durch Abgraben eine solche allmälig aufsteigende Böschung giebt, wie die Deiche sie haben. Auch bedeckt man sie dabei wohl mit Rasen und Soden, oder, wie es heißt, man „besodet sie." Dieses Abschrägen und Rasendecken bewirkt dann ein gelinderes Auflaufen der Wellen und eine Verminderung des Anfraßes.

Natürlich ist dieß nur ein Palliativmittel, wie es sich denn von selbst versteht, daß alle diese Wattsicherungsanstalten nur Palliativmittel sind. Das radicale Mittel ist der Deich selbst, wodurch das Land aus dem Verbande der Watten herausgehoben wird.

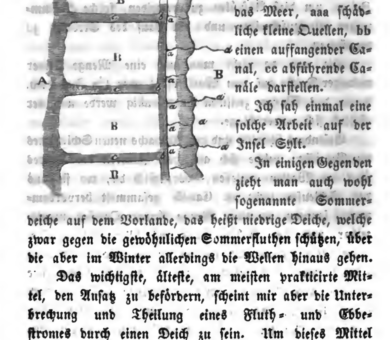
Die Wattströme nagen, wie alle Ströme, haupt-

sächlich in den inneren Winkeln ihrer Serpentinen oder Krümmungen, und man bemüht sich daher zu Zeiten, um dieß Abspülen zu vermeiden, solche Krümmungen durchzuschneiden und den Lauf des Stromes zu rectificiren.

Hie und da zieht man auch eine Menge kleiner niedriger Deiche auf dem Watt, oft 1 oder 1½ Fuß hoch, damit das Wasser zwischen ihnen ruhig werde und der Schlick sich niederschlage.

Besonders schädlich sind dem Anwachs neuen Schlammes die Gewässer, welche sich aus dem Inneren des Landes über die Watten ergießen, vorzüglich da, wo sie aus den Schleusen nicht in Canäle gesammelt hervorkommen, sondern in einer Menge kleiner Quellen unmittelbar von der hohen Geest ins Meer hinablaufen. Man findet freilich nur wenige Puncte, wo dieses hohe Urufer der Geest unmittelbar, ohne alle vorliegende Marsch, ans Meer hinantritt. Indessen giebt es doch solche Puncte, wie z. B. auf den Geestinseln Sylt, Föhr ꝛc. An solchen Stellen läuft nun zuweilen eine ganze Menge kleiner Quellen die Geest herunter über das Watt und führt beständig den Schlick, der sich da ansetzen möchte, wieder weg.

In einem solchen Falle pflegt man, wenn man auf dem Watt den Schlickansatz zu befördern wünscht, einen Canal längs des Geestufers zu ziehen, in diesem Quercanal alle Quellen aufzufangen und sie dann in anderen ins Meer laufenden Canälen wegzuführen, wie dieß z. B. die nachfolgende Figur darstellt, in der



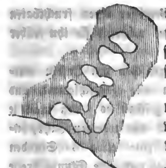
C die Geest, B ein zu beschlickendes Watt, A das Meer, aaa schädliche kleine Quellen, bb einen auffangender Canal, cc abführende Canäle darstellen.

Ich sah einmal eine solche Arbeit auf der Insel Sylt.

In einigen Gegenden zieht man auch wohl sogenannte Sommerdeiche auf dem Vorlande, das heißt niedrige Deiche, welche zwar gegen die gewöhnlichen Sommerfluthen schützen, über die aber im Winter allerdings die Wellen hinaus gehen.

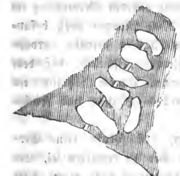
Das wichtigste, älteste, am meisten prakticirte Mittel, den Ansatz zu befördern, scheint mir aber die Unterbrechung und Theilung eines Fluth- und Ebbestromes durch einen Deich zu sein. Um dieses Mittel und das dabei beobachtete Verfahren und seine Effecte ins Klare zu setzen, will ich sofort einen der merkwürdigsten Fälle von auf solche Weise veranlaßtem Landanwachs schildern, der hier an der holsteinischen Küste vorgekommen ist.

Die mehrgenannte, große, halbinselartige Meerwiese Diksand bestand lange Zeit hindurch aus einer Menge kleiner Inseln, die neben einander lagen, und zwischen denen heftige Wattströme ungehindert bei Fluth



und Ebbe rück- und vorwärts strömten. Man denke sich dieselbe ungefähr so wie nebenstehende Figur.

Jede dieser Inseln hatte ihren besonderen Namen; so hieß z. B. die eine „Klein Dikfand", eine andere „erster Queller", eine dritte „zweiter Queller", eine vierte „Norden-Legan", eine fünfte „Süder-Legan ꝛc. Herr Tetens beschreibt in den Schilderungen seiner Reise durch die Marschen die Inseln noch in diesem Zustande. Theils um bequeme Wege für das Vieh von einer Insel zur anderen und ans Festland zu schaffen, theils um das Verwachsen der Inseln zu befördern, kam man auf die Idee, alle diese Inseln durch einen langen mitten durchgehenden Damm unter sich und mit dem Festlande zu verbinden. Und diese Idee wurde, wie ich glaube, im Anfange dieses Jahrhunderts, ausgeführt. Danach sahen jene Inseln also ungefähr so aus wie die beistehende Figur.



Diese Dämme, welche der Fluth und Ebbe widerstanden, hatten nun zur Folge, daß die Strömungen nicht mehr frei zwischen den Inseln circuliren konnten. Auf beiden Seiten der Dämme kam das Wasser zur Ruhe, und es entstand zwischen den Inseln eine Menge kleiner

Binnenhäfen, in denen die Gewässer ihren fruchtbaren Schlamm nun ruhig niedersetzten, während sie ihn früher immer mit fortgerissen hatten.

Die Priele und Rönnen zwischen den Inseln wurden alle zugeschlemmt, und so geschah es, daß man je nach nur wenigen Jahrzehnten jene etwa 3 Stunden lange und eine Stunde breite Halbinsel gewonnen hat, die ungefähr so aussieht wie beistehende Figur und noch jetzt beständig im Wachsen begriffen ist.



Im Jahre 1797 fand man bei einer Vermessung, daß sie 1921 Morgen groß sei. Bei einer anderen Vermessung im Jahre 1837 wurde sie schon 3700 Morgen groß befunden; sie hatte sich also in 40 Jahren beinahe verdoppelt. Und es ist zugleich hieraus ersichtlich, daß dem Lande bloß hier auf diesem einen Puncte jährlich ein Acker von beinahe 45 Morgen des schönsten und fruchtbarsten Landes zuwachse.

Sachverständige behaupten, daß sobald keine Veränderung im Laufe der Dinge hier zu erwarten sei, und daß man daher in einem Jahrhundert noch gegen 4500 Morgen Pflugland dazu erwarten könne.

Auch andere Wieseninseln, z. B. die, welche der große und der kleine Marx-Queller genannt werden, hat man neuerdings auf ähnliche Weise durch Dämme mit

dem festen Lande verbunden und hofft sie nun auch mit ihm zu Halbinseln verschmelzen zu sehen.

Auf ähnliche Weise verfuhr man von jeher. So wurde die kleine Hallige Dagebüll, welche ich bei der Schilderung Nordfrieslands erwähnte, zur Halbinsel; so vereinigte man die drei großen Inseln, aus denen sonst die Landschaft Eiderstedt bestand, unter einander und verband sie mit dem Festlande.

Mit der großen Halbinsel, welche jetzt die nordwestliche Spitze von Holstein bildet, geschah dasselbe. Dieß war sonst eine große Insel Namens Büsum, die von dem Festlande durch eine breite und anderthalb Meilen lange Meerenge geschieden war. Nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts vereinigten sich die Bevölkerungen dieser Insel und des benachbarten Festlandes zur Durchdämmung jener Meerenge.

Es scheint nach der interessanten Schilderung, die uns der Chronist des Landes, Neocorus, davon giebt, ein großes und schwieriges Nationalunternehmen gewesen zu sein. Dasselbe glückte aber, und es wurde dem Lande Dithmarschen auf diese Weise die große Landnase angedrechselt, auf deren einem Ende der Hafen Büsum liegt.

Auch in allen anderen Gegenden der Nordsee-Watten sind solche Durchdämmungen von Meerengen ausgeführt worden. Eine der merkwürdigsten ist die an der holländischen Küste, durch welche die beiden Inseln Texel und Eierland vereinigt wurden. Bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts waren diese beiden Inseln durch einen Meeresarm oder ein Gatt von einander getrennt. Da

machten sich die Einwohner auf und bauten einen hohen Damm von einer Insel zur anderen. Und der Erfolg war, daß sich hier nicht weniger als 6000 Morgen des besten Wiesenlandes aus dem Meer erhoben und zu beiden Seiten des Dammes anlegten.

Ich habe noch von verschiedenen anderen Maßregeln gehört, welche man ergreift, um die Meerwiesen zu conserviren und ihren Anwachs zu befördern, — so z. B. von dem sogenannten „Begruppen" des Wattes, oder von dem „Begruppungssystem", ferner von den „Dickeldämmen." Allein ich habe nicht genau in Erfahrung gebracht, was man darunter verstehe. Doch dem bloß denkenden Manne, der nur als Philosoph und nicht als Koogsinteressent oder Außendeichspächter bei den Watten interessirt ist, mag das Gesagte genügen.

Und ein solcher denkender Mann mag sich dann auch leicht vorstellen, wie sehr die Leidenschaften der Menschen durch diese Watten, in denen die Keime zukünftiger Aecker und Länder liegen, zu jeder Zeit angeregt wurden. In der That findet der, welcher die Geschichte der kleinen Marschküstenstaaten des Mittelalters studirt, häufig genug Beispiele davon, wie man sich um die Ausdehnung der Gränzen und Gerechtsame in diesen Sandwüsten gestritten hat, nicht um der Sandwüsten selber, sondern um der Dinge willen, die davon zu erwarten standen.

Bekannt ist in der dithmarsischen Geschichte der Streit der Büsumer mit den Süderdithmarschern um den Besitz der Anschlemmungen bei Dieksand.

Herr Friese weist in seiner trefflichen Schilderung Ostfrieslands und seiner Polder nach, wie lange die Gränzstreitigkeiten zwischen den Holländern und Ostfriesen im Osten von Gröningen gedauert haben. Die Holländer, als die Stärkeren, suchten hier immer am Ufer ihre Gränzen etwas vorzuschieben und legten sogar am Ende des 17ten Jahrhunderts eine Festung auf friesischem Küstengebiete an, nicht sowohl des Küstenstrichs, als vielmehr des im Dollart so reichlich zu hoffenden Anwuchses wegen. Sie waren bemüht, wie der eigenthümliche Kunstausdruck des Marschhistorikers lautet, „in den friesischen Anwachs einzudringen."

Dieß also wäre etwas von den neuen Kunstwerken, mit denen der Mensch ordnend in die Watten eingreift. Von denjenigen Menschenwerken, welche in den Watten untergegangen sind, habe ich schon oben bei Gelegenheit der Insel Sylt etwas beigebracht. Man braucht hier nur das dort Gesagte auf den ganzen Wattstrich bis nach Holland hin auszudehnen.

Ueberall an der holsteinischen und bremischen Küste, in der Jahde, im Dollart, in der Zuyder See, finden sich ähnliche Spuren von untergegangenen Dörfern und Menschenwohnungen, ähnliche verlassene, von der Brandung überspülte Wurtstellen und Stavenplätze, ähnliche spärliche Trümmer von Kirchen und Gebäuden, und ebenso überall Sagen von noch unter Wasser bestehenden Kirchen, Dörfern und Städten.

Als eine merkwürdige kleine Spur von einem zerstörten Menschenwerke in der Gegend, in welcher wir uns jetzt

befinden, will ich noch anführen, daß sich hier auf einem Watt ein Fleck befinden soll, der von ganz feinzerschlagenem Ziegelsteingrus roth gefärbt ist. Es ist ganz unzweifelhaft, daß dieser Grus von den Mauersteinen eines in der Nähe untergegangenen Ortes herrühre. Die Wellen rissen diese Mauern um, verschlangen den ganzen Ort, zertrümmerten die Steine zu Staub, brachten dann diesen Staub aus der Tiefe wieder heraus und färbten damit das besagte Watt roth.

Und hiermit sei es denn von den Watten überhaupt genug. Wer das Angedeutete überdenkt, die angesponnenen Fäden weiter verfolgt, — wer von einem höheren Standpuncte aus, als man ihn auf einem die Watten durchsegelnden Schiffe, oder auf diesem Königskoogdeiche, auf dem wir noch immer schauend stehen, einnimmt, in seiner Phantasie die ganze Kette der Watten überschaut, — wer jenen rothen Ziegelsteingrusflecken, den einzigen Ueberrest eines untergegangenen Dorfes, ins Auge faßt, — wer auf die grünen Meereswiesen, die Heller und Grasinseln, welche die Farbe der Hoffnung tragen, seinen Blick wendet und bemerkt, wie hier in den Watten die Länder gleich Bäumen wachsen, — wer die zahllosen großartigen Werke, welche der Mensch, Millionen verwendend, in die Watten hinausgeworfen hat, und mit denen er, sich in den Sand festklammernd, seine Wiesen und Polder an sichere Anker legt, — wer dem berittenen Strand- und Hitzläufer folgt, wie er meilenweit ins Meer hinaustrabt, um die Schätze der Tiefe zu sammeln, und wie er, ein goldiges

großes Stück Electrum in der Hand, vor der ihn verfolgenden Fluth, dem ausgereckten Arme des Oceans, fliehend, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, dem Ufer zu galoppirt, — wer in Gedanken die emsigen Fischer in den Wattströmen wirthschaften und an ihren geflochtenen Zäunen flicken sieht und in Gedanken alle die armen Leutchen, die hier Streusand ausklauben, oder mitten im Meere Torf zum Brennen graben, oder ihr Schiffchen voll Conchylien laden, vor sich erblickt, — wer die Bakenmeister begleitet, wie sie die Tonnen untersuchen, neue Baken einrammen und die Strohwische an den dürren Bäumchen anders binden, — wer mit den Hirten auf die grünen Platten ins Meer hinauszieht, wie er wohl sonst mit den Sennen auf die Alpenwiesen zog, und in Gedanken ihre Gefahren mit ihnen theilt, wie sich ihnen fern vom rettenden Gestade oft bei heiterem Wetter eine gewaltige Erhebung des Oceans ankündigt, wie das prophetische Vieh diese Fluthen schon im Voraus wittert, wie es blökend den umdeichten Tränken zuläuft und hinter den Dämmen Schutz sucht, und wie sie dann Alle, die Hirten und die Tausende von Rindern, in der engen kleinen Festung sitzen, zuweilen Tage lang von den belagernden Fluthen und Stürmen umtobt und voll Furcht und Besorgniß, ob wohl die dünne Erdwand halten, ob sie vielleicht brechen möchte, — wer ferner auf die Vergangenheit blickt und sich vorstellt, wie die Menschen hier schon in den Wüsten um Dinge kriegten und stritten, die noch gar nicht existirten, und wie dann vom Meere aus oft Neptun mit seinem Dreizack oder vom

Festlande her die mächtigen Könige mit ihrem Scepter drein schlugen und die Processe dadurch endigten, daß sie Alles für sich nahmen, — ich sage, wer dieß Alles bedenkt, der wird wohl gestehen müssen, daß diese unsere deutschen, dänischen und holländischen Meerwüsteneien für den denkenden Mann mindestens ebenso viel Interesse haben, als die Sandwüsten Arabiens, der Tatarei oder anderer entfernter Länder der Welt.

Meldorf.

Gegen Abend hatte ich meine Reise um den neuen Koog vollendet, und wir trabten nun, die Ausbiegung des Deiches umkreisend, wieder dem Festlande zu. Wir fuhren über den alten Deich, da, wo der kleine Fluß Miele durch eine Schleuse ins Meer hinaustritt. Dieß ist einer von jenen kleinen Flüssen, die, indem sie auf das Watt hinaustreten, sich auf einmal aus winzigen Bächen in mächtige Ströme verwandeln. Auf dem Watt ist die Miele einer der am meisten genannten Ströme, der viel Segen und Unheil anstiftet und auf dessen Verzweigungen im Süder- und Norder-Pieb und im Flackstrom die Schiffer mitten durch die Watten und zwischen der Eider hin- und hersegeln.

In dem freundlichen Meldorf, dem dithmarsischen Moskau, das die holsteinischen Fürsten so oft verbrannten, und das sie so oft als Besiegte wieder verlassen mußten, verweilte ich einige Tage, um von da aus wenigstens etwas von der in natur-

historischer, wie politischer Beziehung so interessanten Umgegend zu sehen.

Die Stadt liegt auf einem Geestvorgebirge, da gerade groß genug ist, um ihr hinreichenden Raum zu gewähren. Ihr hohes Terrain ist durch einen langen, äußerst schmalen Geestrücken mit der weiter innen liegenden Hauptmasse der Geest verbunden. Dieser Rücken heißt die „Geest" und ist eine Meile lang. Auf beiden Seiten hat man ganz flache Marschen und rechts und links eine weite, interessante Aussicht.

Auf diesem Rücken kamen die Feinde ins Land, indem sie, darauf hinmarschirend, die Marschen rechts und links vermieden. Es sind daher hier auch manche Kämpfe vorgefallen, durch welche namentlich die Dellbrücke und die Marienburg, welche die Holsteiner an dem Anfange dieses Rückens aufführten, berühmt geworden sind. Wir machten den folgenden Tag einen Ausflug zu den Resten der Schanzen dieser etwa 3 Stunden entfernten Festung.

Die Reste sahen ungefähr eben so aus wie die Schanzen, die ich bei Heide beschrieb, und waren jetzt mit hübschem Buschwerk und Rasen bedeckt. Ich muß gestehen, ich interessirte mich nicht sehr für diese in der dithmarsischen Geschichte so oft genannte Festung. Festungen zu erobern, war eben nicht die Sache der Marschleute, weßhalb sie auch die Anlage solcher Vertheidigungswerke gewaltig scheuten.

Es erscheinen in der Geschichte aller dieser Marschvölker immer viele kleine Festungen, die ein großes Auf-

sehen und einen gewaltigen Lärm machten, und an denen sich die ganze Bevölkerung dieser kleinen Länder die Köpfe Monate lang vergebens blutig rannte, die aber so unbedeutend sind, daß, wenn man jetzt einen Artillerielieutenant mit einer Batterie hinbeordern würde, er dieselben binnen drei Stunden unfehlbar einnehmen könnte.

Es wird Einem übel dabei, wenn man die Geschichte der Bestürmung und Eroberung solcher Festungen liest. Die Dithmarscher konnten selbst im Jahre 1404 nach einer so brillant gewonnenen Schlacht gegen den Herzog Gerhard IV. diese kleine Festung nicht mit Gewalt nehmen, sondern mußten sich ihre Uebergabe gegen Auslieferung einiger vornehmer Feinde, die sie gefangen hatten, ausbedingen.

Als sie dieselbe besetzt hatten, schaufelten sie sie gleich so weit als möglich weg und traten dieses schreckhafte Ungethüm nieder, das sie für sich hätten in Besitz nehmen können, um es zur Vertheidigung ihres Landes zu benutzen. Mir fielen dabei die Letten ein, die einige Male mit großen Stricken gegen die Burgen, welche die Schwertritter in ihrem Lande gebaut hatten, anliefen, um sie damit niederzureißen.

Mehr als die Marienburg, interessirte mich der Weg dahin, die besagte Geestlandzunge, die Eesch, und die Gestaltung der ganzen Umgegend. Der hohe Rücken derselben ist stellenweise oben so schmal, daß zu beiden Seiten des Weges nicht viel Raum übrig bleibt.

Die Abhänge nach der Tiefe zu sind mit Bäumen und

Büschen besetzt, zwischen denen hindurch die Aussicht auf die kahlen Moräste einen interessanten Contrast abgiebt.

Weiter nach dem Inneren zu verbreitert sich der Rücken, zuerst ist er eine Viertel-, dann eine halbe und zuletzt eine ganze Stunde breit, und am Ende verschmilzt er mit der inneren großen Geestmasse.

Auf seinem runden Kopfe erhebt sich, wie gesagt, Meldorf, und sein breites Hinterstück bedeckten kleine Wäldchen und ein halbes Dutzend hübscher Geestdörfer mit reiner sächsischer Urbevölkerung ohne Beimischung von Friesenthum.

Wir besahen uns mehre Bauerngehöfte. Einige waren noch in ganz ächtem alten sächsischen Style gebaut; andere wurden von meinem mich begleitenden Freunde schon nicht mehr für so ganz alt erklärt, noch andere endlich waren ganz entschieden nach neuer Mode umgewandelt. Ich könnte indeß ohne viele Umstände und ohne Zeichnungen hier keinen Begriff von diesen verschiedenen Zuständen und jenen verschiedenen Abstufungen und Umwandlungen der sächsischen Bauart geben, selbst wenn ich mir einbilden wollte, die Sache gehörig erfaßt zu haben. Nur so viel sehe ich als gewiß an, daß sich hier noch in jedem Dorfe antiquarische und geschichtliche Studien machen lassen, aus denen als Resultat viel Licht über die Eigenthümlichkeit sächsischer und friesischer Sitte, über die jetzige, frühere und früheste Bau- und Wohnweise der Landesbewohner, und über die Art, in welcher die Menschen hier, gleich Krebsen, ihr

Gehäuse allmälig und stufenweise umwandelten, gewonnen werden könnte.

So wie man die Geest betritt, kommt man auch gleich wieder in das Gebiet der frühesten Landesbewohner und ihrer uralten Grabhügel und Monumente, die sie hier errichteten, noch ehe es unten Marschen gab. Diese Geesthalbinseln und überhaupt der äußere Rand der Geest gegen die Marschen zu ist besonders häufig mit jenen alten Grabhügeln besetzt. Vielleicht brachten die Leute selbst dann noch, als sich schon einige Marschinseln gebildet, und sie bereits angefangen hatten, diese Marschinseln zu bewohnen, ihre Todten an das hohe Geestufer und errichteten dort ihre tumuli, sowie die Türken ihre Todten aus dem unsicheren Europa nach dem ihnen gewisseren Asien hinüberschaffen.

Auf ihren Wurten in der Marsch hatten sie keinen sicheren Platz, und sie konnten dort nicht ohne viele Mühe noch besondere hohe Hügel für ihre Todten errichten. Ich glaube, daß dieß keine leere Vermuthung ist, da ja auch noch jetzt zuweilen die Leute ihre Todten von den unbedeichten unsicheren Halligen zu den Kirchhöfen benachbarter Geestinseln bringen lassen.

Mich däucht, es liege dieser Sitte ein schönes edles Gefühl zum Grunde. Sich selbst setzt der lebende Mensch der täglichen Gefahr zu ertrinken aus, weil er es einmal nicht ändern kann, aber seine lieben, ihm heiligen Todten sollen diese Gefahr nicht mit ihm theilen. Er rettet sie auf die hohe Geest hinauf.

Wir besahen einen alten Grabhügel, den ein Bauer

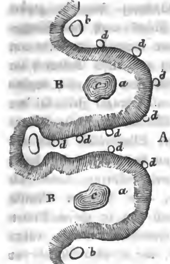
bis auf die darin enthaltenen Steine hatte weggraben lassen. Man sagte, er habe die Erde zu ackerbaulichen Zwecken benutzt und nicht weniger als 400 Fuder davon weggefahren, was einen Begriff von der Masse von Erde geben mag, welche die alten unbekannten Leidträger hier über den Leibern ihrer Verblichenen aufgeführt haben.

Der Kern des Hügels war, wie gewöhnlich, eine kleine Kammer, deren Wände aus immensen Steinen bestanden. Die Fugen zwischen diesen Steinen waren mit einer Menge kleiner Steine, die dazwischen gekeilt waren, ausgefüllt. Wir krochen hinein, um das Werk inwendig wie auswendig zu besehen. Auf dem ganzen Landrücken hin standen noch mehre solche Hügel, die sich auf dieser Höhe zuweilen recht malerisch ausnehmen.

Die Niederungen zu beiden Seiten des mit Dörfern und Häusern bespickten Rückens waren ganz kahl und ohne alle Wohnung. Es waren eben solche innere niedrige, spät ausgetrocknete Marschbusen, wie ich sie oben beschrieb. Die beiden nächsten Geestlandzungen im Süden und Norden sind etwa eine Meile entfernt.

Auf der Spitze der nördlichen Landzunge liegt der Ort Hemmingstedt, sowie auf der Spitze der südlichen der Ort Windbergen. In der Mitte des nördlichen Busens liegt ein See, der Fiehler See genannt, sowie in der Mitte des südlichen der Windberger See.

Diese zwei Seeen sind im Centrum der beiden Busen, in ihren tiefsten Puncten, gelegen und Ueberreste des Meeres, das ehemals hier stand. Sieht man



von der bei solchen Dingen immer vorkommenden Unregelmäßigkeit ab, so könnte man das ganze Bild der benachbarten Landgestaltung unter nebenstehenden regelmäßigen Linien auffassen, wobei B die Marsch, A die hohe Geest, a a Marschbusen, b b Geestlandzungen, c c Seeen, d d Geestdörfer und Städte bedeuten.

Die besagten Marschbusen sind noch jetzt sehr feucht und morastig und immer noch ohne Dörfer und Wohnungen. Erst in neuester Zeit hat man begonnen, eifriger auf ihre bessere Benutzung hinzuarbeiten.

Wie mit ihren Todtenhügeln, so gehen die Leute auch mit ihren Windmühlen häufig aus der tiefen Marsch auf die hohe Geest hinaus. Wir sahen daher auf unserer Geest mehre Windmühlen, und man erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die hiesigen Windmüller bei dem Vorüberziehen eines Leichenzuges, oder wenn es gälte, einen König zu ehren, oder bei sonstigen besonderen Gelegenheiten die Sitte hätten, ihr Werk anzuhalten und die Flügel desselben im Andreaskreuz paradiren zu lassen. Dieß ist die Parade der hiesigen Windmüller und bedeutet ungefähr eben so viel, als wenn die Soldaten das Gewehr präsentiren.

Soll die Parade recht vollständig sein, so gehört an jeden der beiden oberen Flügel noch eine Flagge. Wie andere alte Sitten, — wir kommen am Ende um alle Sitten und Gebräuche — ist auch dieser Gebrauch im Abnehmen. Doch erinnerte sich einer der mich begleitenden Freunde, daß noch vor nicht langer Zeit, bei der Beerdigung eines Bojen, die Windmüller solche Parade gemacht hätten, und daß jeder Windmüller dafür als Anerkennung eine Tonne Bier zum Geschenk erhalten habe.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier noch ausführen wollte, wie sich der Mensch seit dem 19ten Jahrhunderte auch hier in diesem kleinen Wassertropfen, den man Dithmarschen nennt, rührt und bewegt, wie man auch hier, wie in allen Winkeln der Erde, sich an den großen Geist der neuen Zeit immer inniger anschließt, wie man Journale und Zeitungen begründet, in denen von mehren trefflichen Männern die Angelegenheiten des kleinen Landes besprochen werden, wie man Mäßigkeitsvereine stiftet, von denen man hier übrigens, wie es scheint, nicht so viel hält, wie in England, wie man Bücherläden begründet, deren es hier noch am Ende des vorigen Jahrhunderts keine gab, wie man alte Privilegien aufgiebt, z. B. die für Dithmarschen bis in die Mitte des vorigen Jahrzehents bestandene Zollfreiheit, wie man in geographischen und gelehrten Gesellschaften, in Lesezirkeln und in anderen Vereinen Bildung und Kenntniß immer mehr verbreitet.

Das Einzige, was ich von allen diesen Dingen

besonders hervorheben will, ist die seit etwa 13 Jahren gestiftete „dithmarsische Zeitung", der ich so manche interessante Belehrung über diese Länder verdanke. Je mehr solcher Localblätter ich kennen lerne, desto mehr erkenne ich, daß sie fast die vornehmsten Fundgruben und Quellen für die Erkenntniß des jetzigen Zustandes der Länder sind, und desto mehr fühle ich, wie wahr Lamartine sagt, daß in Zukunft die Bücher aus den Zeitungen und Journalen würden hervorwachsen müssen, während man früher die Journale mit Auszügen aus Büchern angefüllt habe.

Diese Journale und Localblätter enthalten einen großen Theil der Dinge, welche man zur Erkenntniß eines Landes nöthig hat, beisammen. In ihnen findet man eine unzählige Menge kleiner Züge aufbewahrt, die der Schilderer eines Landes auffassen und sorgfältig in sein Gemälde einfügen muß. Da liest er die Bekanntmachung und Verordnung wegen der Baken und Bakenmeister und entnimmt daraus, was diesen Dingen und Personen noththut. Da schöpft er Belehrung über die Erkenntnisse der Gerichte und die Anordnungen der Polizei, und er merkt, worüber die Leute sich hier streiten, und wo sie der Schuh drückt.

Da findet er die Propositionen der Koogsinteressenten und die Einwürfe ihrer Gegner. Da ist von hundert Federn Licht herbeigetragen über den Punct, ob es gut sei, die Zollfreiheit aufzugeben oder nicht. Da sind viele kleine Naturereignisse und moralische und politische Begebenheiten erzählt und aufbewahrt, welche

ohne ein sammelndes Journal schnell aufgetaucht und eben so schnell vergessen sein würden.

Die Journale sind die Hauptorgane, durch welche wir lesenden und schreibenden Kinder des 19ten Jahrhunderts mit einander verkehren und in Verbindung treten. Sie sind unsere größten und wichtigsten Rednerbühnen, denn durch sie sind wir im Stande, nicht nur Tausenden unsere Rede und Meinung mitzutheilen, sondern sie auch von Tausenden sofort discutiren zu lassen.

Daher hat man mit Recht vom englischen Parliament gesagt, daß dort nur der Journale wegen gesprochen würde Im Parliament selbst sind immer nur wenige Hörer zugegen. Die Redner dictiren ihre Meinung den Schnellschreibern in die Feder, und diese verschaffen ihnen durch die Journale die ganze Nation zu Zuhörern.

Darum strebt denn auch jeder kleiner Erdwinkel danach, sich ein solches Organ zu verschaffen, mittels dessen er sich selbst beschauend besser erkennen und sich des Zusammenhanges mit dem Ganzen inniger bewußt werden könne.

Es bangt Einem nur für den Historiker, der nach hundert Jahren die Geschichte unserer Zeit schreiben will. Wenn er nicht ein hundertäugiger Argus ist, so begreift man kaum, wie er es anfangen will, nicht gleich dem Göthischen Zauberlehrling in dem Drange der von allen Seiten reichlich aufsprudelnden Quellen unterzugehen.

Für 100 Jahrgänge der dithmarsischen Zeitung wird er sich allein ein eigenes Bücherbret einrichten müssen, für das Itzehoer Wochenblatt, das alle schleswig-holstein'schen Angelegenheiten behandelt, müßte er einen ganzen Schrank, für die anderen deutschen Reichsblätter ganze Säle, und für die französischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften große Stallgebäude, Scheunen, Speicher und Magazine aufführen.

Fahrt durch Süder - Dithmarschen.

Von einigen werthen Männern begleitet, fuhr ich am dritten Morgen zum Süden des Landes ab, wo wir an der Mündung der Elbe ein aufgeschwemmtes Moor und die berühmten Stromwerke bei Brunsbüttel besichtigen wollten.

Wir rollten über eine Menge älterer See- und Binnendeiche hinweg, kamen hier über Sandhügel, die ehemals Dünen waren, passirten durch alte Wurtdörfer, die ganz und gar auf künstlichen Wurten lagen, und durch andere Dörfer, die sich an alte Deiche lehnten und auf ihnen Wurzel gefaßt hatten.

Man muß sich die ganze Marsch wie einen Chocolatenguß denken, der um die Dünen, die alten Dämme und andere solche Erhöhungen herum ausgegossen wurde, der sie, sich völlig ausflachend, umgab und dann erstarrte, und in dem nun jene Höhen stecken, wie Kalbsbratenstücke in geronnener Sauce.

Hier und da giebt es völlig abgerissene Theile der Geest, ursprüngliche und uralte Geestinseln, welche, statt vom Meere eingeschlossen zu sein, jetzt von Marschen umge-

den sind. Eine ziemlich große Geestinsel dieser Art findet man z. B. in Nordfriesland. Doch kommen solche Geestinseln auch in allen anderen Marschen hier und da vor.

Sollte einmal das nordfriesische Haff wieder zuschlicken, so würden in der entstehenden Marsch auch die Inseln Sylt und Föhr als solche Inseln, als solche Dünenflecken in der erstarrten Marsch eingemauert erscheinen.

Die Dünen der Marsch liegen meistens ganz nahe an dem Fuße des hohen Ufers der Geest; doch bleibt zwischen ihnen und der letzteren noch immer ein kleiner Zwischenraum. Dieser Zwischenraum bildet nun natürlich ein Thal, in welchem sich die Geestgewässer sammeln, woher dann meistens in diesem Thale ein Fluß längs der Geest fließt, der dann irgendwo die Dünen durchbricht und über die Marsch hinweg ins Meer strömt.

Auch findet man zu Zeiten in dem besagten Thale zwischen den Dünen und der Geest kleine Seeen. Da man in der gefährlichen und schmuzigen Marsch selbst sich nur ansiedelte, wenn man nicht anders konnte, so sind diese Dünen ihrer ganzen Länge nach fast durchgängig mit Dörfern besetzt, eben so wie auch, nach dem, was ich oben sagte, die aus der Marsch hervorblickenden Rücken der ursprünglichen Sandbänke in Eiderstedt mit Städten und Höfen besetzt sind.

Man erkennt diese Dünendörfer in der Marsch auf der Karte schon an ihren Namen. Sie endigen sich alle auf „don" (Düne), z. B. Michaelisdon, Averlakerdon,

Süderdon, Elpersbüttlerdon, Dingerdon, Warferdon u. s. w.*). Auch in den Niederlanden passirte ich ein paar solche Dörfer. Sie hatten, wie alle Dünenorte, ein nicht sehr erfreuliches Aussehen, versandete Felder und Gärten, auf beiden Seiten keine andere Aussicht als in die Marsch.

Wie auf den Inseldünen, kämpfen auch hier die Leute mit dem Sande und können seiner nicht immer Herr werden. Der Sand ist hier ein wahrer Spukgeist, man kann nicht ein wenig tief in den Boden treten, ohne ihn aufzuregen. Bei einem dieser Dörfer hatten einmal auf einem mit Heide überzogenen Sandfelde einige Cavalerieregimenter exercirt und die wohlthätige Heidenarbe ganz zertreten. Die Folge davon war, daß der bisher ruhige Sand wieder zu stäuben und zu wandern anfing, mehre Felder verschüttete, und daß die Leute trotz aller Mühe, welche sie es sich kosten ließen, Jahre lang seiner nicht Herr werden konnten.

Weil in alten Zeiten sich bei den häufigen Ueberschwemmungen die Bewohner der Marschen auf die Geest hinaufretteten, weil sie sich hier am liebsten ansiedelten und von hier aus dann mit ihrem Vieh die fetten Marschinseln und Halligen benutzten, so ist es natürlich, daß in allen Marschländern der Rand der Geest der bevölkertste, dorf- und städtereichste District des

*) Man erinnert sich dabei der Namen der französischen Dünenorte Yverdun, Dünkirchen.

ganzen Landes ist. Gleich an der Geest kommen die sogenannten Dünendörfer.

Schreitet man von da weiter nach dem Meere zu, so trifft man zunächst auf die Wurtdörfer, d. h. diejenigen Dörfer, welche auf hohen Wurten so angelegt sind, wie jenes Dorf auf der Hallige Oeland, das ich oben beschrieb.

Wie die Namen der Dünendörfer sich auf „don" endigen, so haben diese Wurtdörfer fast alle hinten ein „wurt", z. B. Schmedeswurt, Darenwurt, Trennenwurt, Busenwurt*), oder ein „worth", z. B. Lüdingworth im Lande Hadeln, oder ein „wörden", z. B. Hammelswörden im Lande Kedingen, oder ein „warden", z. B. Wadwarden in Oldenburg, oder ein „warfen", z. B. Westerwarfen in Ostfriesland.

Bekanntlich hat auch ein ganzes friesisches Land und Volk seinen Namen von den Wurten, nämlich an der Weser das Land Wursten und das Volk der Wursten oder Wurtsaten, d. i. Wurthsassen oder Leute, welche auf Wurten sitzen. Diese Wurtdörfer liegen wohl meistens auf der hohen Marsch, d. h. nach dem Obigen, auf dem Theile der Marsch, der zuerst als Insel aus dem Meere hervortauchte.

Ohne Zweifel gehören diese Wurtdörfer alle zu den ältesten Dörfern in der Marsch, die damals entstanden, als noch kein Deichbau eingeführt war.

---

*) Man erinnert sich dabei der Namen unzähliger englischer Orte auf „worth".



Der charakteristische Unterschied zwischen ihnen und anderen Dörfern ist der, daß alle ihre Gebäude auf einem zusammenhängenden Hügel eng zusammengedrängt sind, während die der anderen später gebauten Marschdörfer auf kleinen niedrigen Wurten liegen und jedes Haus sein besonderes Hügelichen hat, das oft nur wenige Fuß hoch ist.

Jene großen Hügel der Wurtdörfer entstanden wahrscheinlich sehr allmälig, indem Jeder seinen Theil zum Hügel hinzufügte, so wie das Dorf sich vergrößerte. In dem Maße, wie sie sich allmälig erweiterten, erhöhten sie sich auch allmälig, was, wenn man sie durchgräbt, man deutlich genug an den verschiedenen Schichten, aus denen sie bestehen, sieht. Es ist natürlich, daß die Barbaren, jene unerfahrene „misera gens" des Plinius, die von der Geest in die Marsch hinabstiegen, zuerst ihre Hügel so hoch machten, daß sie allenfalls die gewöhnlichen Fluthen überragen konnten.

Diese Leute hatten ja keine Heimrich'schen und Neocorus'schen Chroniken, aus denen sie hätten ersehen können, daß alle 10 Jahre eine außerordentliche und alle 50 Jahre durch das Zusammentreffen vieler bösen Umstände eine ganz enorme Fluth zu kommen pflege; sie bauten daher ihre Wurten anfänglich nur so hoch auf, daß sie die Nase für gewöhnlich über'm Wasser hatten. Alle 10 oder 12 Jahre nun hatten sie große Noth und Drangsal, indem ihnen dann von den außerordentlichen Fluthen die Köpfe gewaschen wurden. Auch spülte das Wasser alle 10 oder 12 Jahre

den Einen oder den Anderen mit sammt seinen Kathen und Stallungen und allem seinen Vieh ins Meer hinaus und ließ ihn da seinen Untergang finden.

Darüber mochten ein paar Jahrhunderte hingehen. Denn der Mensch, im Allgemeinen und en masse genommen, ist ein träges Thier und ein harter Kopf, der nur langsam lernt, und der sich erst hundert Mal die Finger verbrannt haben muß, ehe er als durch die Erfahrung gewitzigt erscheint. Endlich nach ein paar Jahrhunderten sprachen die Leute: Ach! jetzt wissen wir, daß alle 10 oder 12 Jahre eine große Fluth kommt, und um uns davor zu schützen, müssen wir unsere Wurten um einige Fuß erhöhen. Sie thaten es, und nun konnten sie schon eine gute Zeit lang ruhig und unangefochten da sitzen.

Alle 50 Jahre aber, bei einer ganz außerordentlichen Fluth, steckten sie doch wieder im Wasser. Anfangs glaubten sie, es wäre etwas ganz Unnatürliches und Abnormes, was wohl nie wiederkehren würde, und ließen noch einige Geschlechter darüber hinsterben und in den Fluthen umkommen. Endlich, da sie besser darauf merkten, was ihr Großvater sagte und ihr Urgroßvater gesagt haben sollte, sahen sie ein, daß es auch 50jährige regelmäßig wiederkehrende Fluthen gäbe, und zum Heil ihrer Kinder und Kindeskinder schütteten sie dann gelegentlich, wenn ein neues Wurthaus zu bauen war, wieder einige Fuß Erde über den Wurt und waren nun endlich ganz sicher vor den Wellen.

Es ist interessant genug, daß man beim Durchgra-

den solcher alten Wurthügel noch jetzt diese Geschichte in ihnen verzeichnet finden kann.

Untersucht ein Historiker die Schichten eines solchen Wurthügels und findet er nun, wie erst ein Kern darinsteckt, wie diesem eine zweite Erdschicht aufliegt, wie dann auch eine dünne Sandschicht dazwischen kommt, die eine Fluth wie einen Schleier ausbreitete, wie nun wieder eine künstliche Erhöhungsschicht sich zeigt, so liest er darin die sonst nirgends verzeichneten Historien der misera gens des Plinius, so wie ein Geognost in den Bergschichten die Geschichte der Erdbildung, oder ein Botaniker in den Zwiebelschichten die Geschichte des Wachsthums der Zwiebeln liest.

Es wäre interessant genug, wenn man die alten Wurthügel eben so eifrig durchgraben und durchforschen wollte, wie man jetzt die alten Grabhügel ausspürt. Hier und da ist es geschehen, z. B. in den Oldenburg'schen Marschen, wahrscheinlich jedoch nur mehr gelegentlich als zum Zweck der Forschung.

Man hat dann oft, wenn auch nicht ganz so interessante, doch vielleicht noch ältere Dinge in dem Inneren dieser Wurten gefunden, als die sind, welche man unter der Lava und Asche von Herculanum herausgrub, z. B. große Haufen ganz gut erhaltenen Mistes, auch Reste von Gebäuden, Mauern, Holzwerk, Scherben, Alles der schärfsten Untersuchungen wohl werth.

Der Mist, der sich, nebenher sei es gesagt, unter dichten verschließenden Erddecken eben so gut Jahrtausende lang erhalten kann, wie Getreidekörner oder ein

Restchen Weinextracts unter der vesuvischen Lavadecke, war bloß von Schafen. Man fand nie Kuhmist. Also trieben jene Leutchen nur Schafzucht. Es fand sich selten Roggen- und Haferstroh darin, meistens war es Seegras, Schilf und dergleichen. Die Leute konnten also nur ganz wenig Sommergetreide gebaut haben.

Gebrannte Steine fand man selten, meistens waren es vermoderte Holzreste, die hervorkamen. Die Leute müssen daher wohl gewöhnlich nur hölzerne Gebäude aufgeführt haben. Daß solche Dinge, wie auch Hausgeräthe und Ackerinstrumente, in den Wurten stecken blieben, läßt sich sehr leicht erklären.

Nach einer Alles zerstörenden Fluth mochten die Hügel mit Schlamm und Sand überzogen sein. Manche Kleinigkeiten, die darin vergraben waren, konnte man nicht wiederfinden. Die verschütteten Mauerreste und den Dünger wieder mühsam herauszuholen, hielt der, welcher sich neu anbaute, wohl nicht jedes Mal der Mühe werth. Vielleicht ließ man sie auch wohl mit Fleiß darin stecken, um der Wurt mehr Festigkeit zu geben. Dünger mochte man gleich von Anfang herein zum Baue der Wurten verwenden.

Ich bin zu wenig bekannt mit dem, was man Alles in den Wurten gefunden hat, sonst ließen sich wohl noch manche andere Folgerungen ziehen. Warum sammeln die Marschbewohner, die ohnedieß einen so großen Mangel an Antiquitäten haben, nicht alle ihre Wurtantiquitäten mit dem größten und eifrigsten Fleiße? Warum giebt es in den Marschen nicht schon längst

Museeen für die Wurtalterthümer, in denen man die Instrumente, die Bernsteinschmucksachen, die Münzen, die Stein-, Holz- und Düngerproben aus den Wurten aufbewahrt? Warum sind noch von keinem Maler die inneren Durchschnittsansichten dieser Wurten verzeichnet?

Sie würden etwa so aussehen, wie es die nachfolgende Figur darstellt.



a wäre der ursprüngliche Wurtkern mit Resten von Balken, bbbb später zugefügte Schichten, c ein Häufchen Schafdünger, d etwas Mauerwerk.

Es ist wahrscheinlich, daß wir aus einer genauen Vergleichung von hundert solchen Wurtdurchschnitten sowohl in Beziehung auf die Bewohner der Marschen, als auch in Beziehung auf die Geschichte der Marsch auf Resultate kommen würden, die jetzt noch Niemand ahnt. Man sieht, es bleibt den Leuten noch immer genug zu thun übrig.

Jene Wurtdörfer in den Marschen sind auch noch dadurch interessant, daß sie meistens — wenigstens in Dithmarschen — nicht friesischen, sondern sächsischen Ursprung verrathen. Sie wurden bereits gegründet, als friesische Colonisten sich noch nicht in diesen Marschen eingefunden hatten.

Das waren also die Geestdörfer, die Dünendörfer und die Wurtdörfer auf der hohen Marsch. Noch weiter hinaus nach dem Meere zu hören auch diese Wurtdörfer auf, denn da kommt man von der alten Marsch in die neue Marsch, in diejenigen Köge und Polder, welche erst in neuerer Zeit bei einer verbesserten Deichwirthschaft aus dem Wasser herausgebildet wurden. Hier waren die Wurthörfer überflüssig, weil die Marsch durch die Deiche selbst genug gesichert war. Hier liegen daher die Häuser entweder als große Höfe zerstreut in den Kögen herum, oder in meilenlangen Reihen längs der Deiche.

Wie die Namen der Dünendörfer auf „don" sich endigen, so haben diese langen Deichdörfer sehr häufig ein „deich" oder „dyk" hinter sich, z. B. Westerdeich, Marnerdeich, Helfersdeich, Krummendyk, Balderdyk *).

Die Schleusen und Siele bei diesen Deichen, wo das Wasser hinausgeht, die Schiffe ein- und auslaufen, wo daher ein Aufenthalt für die Schiffer entsteht und mithin ein kleiner Hafen sich bildet, mögen sehr oft Ursachen zur Anlegung eines Ortes gegeben haben. Daher so viele Ortsnamen, wie diese: Garmerssiel, Nessmersiel, Carolinensiel u. s. w.

Jene langen Deichorte, die dem in den Marschen Reisenden vor allen Dingen auffallen, indem ihm Hunderte von Häusern in endloser Linie an einem Deiche wie an einer Perlenschnur aufgereiht erscheinen, liegen indeß n den Seemarschen mehr an den abgedankten Binnen-

*) Man erinnert sich hier der Namen zahlloser niederländischer Orte auf „dyk".

deichen, welche man den Käthnern und kleinen Leuten zum Anbau preisgab.

Man muß daher schließlich noch diejenigen Polder und Köge, welche unmittelbar an der See liegen, von den vorigen trennen. Denn an den, so zu sagen, im activen Dienste stehenden Seedeichen duldet man, der oft vorzunehmenden Reparaturen wegen, und um jede Beschädigung derselben zu verhindern, keine Wohnungen. In diesen neuesten Marschen liegen daher die Wohnungen entweder ganz zerstreut, oder an einer mitten durch die Köge gehenden Straße.

Ueberschaut man nun noch einmal Alles in Kürze, so giebt es hier genug Mannigfaltigkeit der menschlichen Wohnweise, — zuerst an der Geest auf Vorgebirgen die Städte und Dörfer wie Schwalbennester an den Geestrücken und Landzungen klebend, — dann ärmliche lange Dünendörfer, — danach Wurtdörfer, wie alte Burgherren auf Bergen, — weiter hinaus lange bebuschte und häuserbesetzte Deiche, — und endlich Zerstreuung und Vereinzelung.

Natürlich darf man die Sache nicht so streng nehmen. Nur der Hauptsache nach ist es so, und zwischendurch giebt es Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen genug.

Wie man in dem Innerern der Wurthügel noch die Geschichte der Erhöhung dieser Fluthfestungen und ihrer Bewohner liest, so zeigen sich auch auf der ganzen Oberfläche der Marschen noch unverwerfliche Urkunden für die Geschichte der ganzen Marschen und ihrer Entwickelung, ihrer allmäligen Eindeichung und ihres

Wachsthums. Geht man aus der Geest hervor, so findet man zunächst noch schwache, halb in der Marsch verschlammte Ueberreste von denjenigen Dämmen, welche die Geestbewohner nach den von ihnen oder ihren jüngeren Söhnen besetzten Hellern oder Meerwiesen zogen.

Ich sprach oben von den Dämmen, welche man noch jetzt zur Verbindung neu aufgeschlickten Landes mit dem Festlande aufwirft.

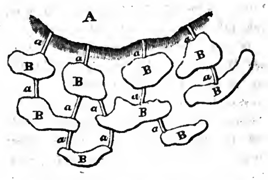
Es ist höchst natürlich, daß man von jeher so verfuhr. So wie ein alter Geestbauer sah, daß vor dem hohen Meerufer seiner Geest eine Inselwiese entstand, so eignete er diese Insel sich zu, oder die ganze Dorfschaft nahm sie mit in ihren Besitz.

Zuerst, wenn die Insel etwas fern war, mähete man bloß das Gras ab und brachte das Heu in Schiffen herein, so wie dieß noch heutigen Tages mit den sehr entfernten Meerwiesen geschieht, die bloß, wie man hier sagt, zur „Heuwindung" benutzt werden.

Wurde die Insel größer und kam sie bei fortgesetzter Anschlemmung näher ans Festland, so schickte man das Vieh zur Ebbezeit über das trockene Watt auf die Insel hinauf und ließ es da sich fett grasen, trieb es aber jeden Tag ans Land zurück, um es saufen zu lassen. Da dieß, wie gesagt, oft unbequem und gefährlich war, so kam man später auf die Idee, die Insel mit dem Festlande durch einen Damm zu verbinden, wie man noch heutigen Tages immer wieder auf diese Idee kommt, wobei man aber häufig vergißt, daß es eine sehr alte und schon oft ausgeführte Idee ist.

Endlich schickte der alte Geestpatriarch seine jüngeren Söhne hinaus, auf Wurten in den Marschen zu wohnen, und diese jüngeren Söhne fuhren, ritten und verkehrten nun auf dem alten Verbindungsdamme mit ihrem Mutterlande, der Geest, wie noch in diesem Augenblicke viele Marschenwege nichts Anderes sind als solche alte Verbindungsdämme.

Zu beiden Seiten der Dämme schlickte das Land zu, und die Insel wurde landfest. Vor ihr bildeten sich aber neue Inseln, und man zog dann auf ganz gleiche Weise wieder Verbindungsdämme zu diesen hin. Man kann sich daher alle diese Vorgänge unter folgendem Bilde vergegenwärtigen:



A ist die Geest, B B B sind allmälig sich bildende Marschinseln, a a a strahlenförmig von der Geest ausgehende Verbindungsdämme.

Allmälig wurden alle Zwischenräume der Inseln und Dämme zugeschlickt; aber, wie gesagt, man erkennt noch jetzt diese Dämme und benutzt sie noch heu-

tigen Tages als Wege. Lange Zeit mochte der arme jüngere Sohn des Geestbauers keine anderen Communicationswege und keine anderen Dämme in seiner Marsch haben, als die bezeichneten. Allein dieser jüngere Sohn sollte seinem alten Geestpapa bald über den Kopf wachsen;

Das Signal und Anfangszeichen zu diesem Wachsthum war die Erfindung und Errichtung derjenigen Dämme, welche einen ganzen Landdistrict rund herum einschlossen, oder der Deiche. Wann und wo diese Erfindung gemacht worden sei, und wie sie sich allmälig in allen Marschdistricten verbreitet habe, ist ein ziemlich dunkler Punct in der Geschichte.

Manche meinen, daß zu der Römer Zeiten alle Marschen, selbst die holländischen, noch gänzlich uneingedeicht gewesen seien. Viele glauben sogar, daß man hier in den Elbe- und Eidergegenden erst im 11ten und 12ten Jahrhunderte einzudeichen begonnen habe. Andere aber gehen damit bis ins 6te Jahrhundert und noch weiter zurück. Dem sei indeß, wie ihm wolle, so viel ist jedoch wahrscheinlich, daß die ersten schwachen Versuche zur Eindeichung schon sehr frühzeitig gemacht wurden, und daß man die Erfindung dieser Sache in verschiedenen Marschgegenden gleichzeitig gemacht und zur Ausführung gebracht hat.

Wie es aber bei allen Erfindungen nicht sowohl auf die erste Entdeckung, als vielmehr auf die Benutzung, Ausbildung und Vervollkommnung derselben ankommt, so namentlich auch bei den Deichen. Da ist es

denn kein Zweifel, daß schon in uralten Zeiten die wichtigsten Impulse zu diesem bewundernswerthen Kampfe von den an den Mündungen des Rheins und der Ems wohnenden Friesen und Batavern ausgingen, und daß diese Leute sich, Colonieen gründend und Deiche bauend, mit dem Spaten in der Hand allmälig durch alle Marschgegenden, wie ein üppig wucherndes Gewächs, verbreiteten und sich daselbst mit den jüngeren von der Geest herabgezogenen Sachsen-Söhnen, die ihre Schüler wurden, vermischten.

Noch bis in die neuere Zeit herab hat man Friesen und Holländer in die nördlichen Gegenden gerufen, und diese Vorgänge zeigen eben so gut wie jene noch jetzt auf den Watten geschlagenen Communicationsdämme, was hier ehemals in den Marschen vorging. Und wenn auch nicht immer holländische Colonisten in Person kommen, so wandern doch noch holländische und friesische Verbesserungen ins Land ein, und man blickt von hier aus in jeder Beziehung nach Westen, als zu seinem Muster, hinauf.

Die ersten Anfänge zu den um- und abschließenden Deichen waren wahrscheinlich so unbedeutend und schwach, wie die ersten Anfänge der Wurten. Man warf einen kleinen niedrigen Deich auf, um wenigstens die Fluthen im Sommer abzuhalten und hinter ihnen etwas Sommergetreide erbauen zu können. In den hannöverischen Marschdistrikten findet man noch heutigen Tages solche niedrige Sommerdeiche. Später, als der Mensch durch

anderweitige Erfindungen, durch Impulse von außen, namentlich durch die vielleicht gar nicht in der Marsch gemachte Erfindung der Schleusen, sehr gewitzigt worden war, erhöhte man diese Deiche und brachte förmliche, mit Schleusen zum Ablassen des süßen Binnenwassers versehene Winterdeiche zu Stande, die indeß wohl noch Manches zu wünschen übrig ließen.

Diese erste dauernde und vollständige Eindeichung eines großen Marschdistrictes, wo mit dem Deiche ein großer Bogen geschlagen wurde, ging von einer Geestspitze zu der anderen, und es kann derselbe in den meisten Marschländern noch nachgewiesen werden.

Wenn man von der Geest kommt, so findet man gewöhnlich noch die Trümmer dieses ersten und ältesten Deiches des Landes. Doch sind die Gelehrten, wie ich schon andeutete, in den Werken, welche sie über diese interessante Eindeichungsgeschichte ihrer Marschen geschrieben haben, nicht einig über die Zeit der Errichtung dieses ersten Deiches in ihrem Lande. Denn die Alten versäumten es, hier ein großes Steinschild einzumauern, auf dem die Jahreszahl der Erbauung u. s. w. in deutlicher Lapidarschrift zu lesen gewesen wäre.

Da diese Deiche, wie ich schon oben sagte, am Anfang und am Ende sich an Geestvorgebirge anlehnten, so gingen sie der Hauptsache nach mit der Geest parallel, so wie umgekehrt jene erstgenannten Communicationsdämme von derselben strahlenförmig ausgingen.

Das neue Land, welches sich vor ihnen ansetzte schlickte natürlich wieder mehr oder weniger parallel mit

den Deichen an. War es groß genug, so schlug man auch einen Deich herum, der der Hauptsache nach mit dem vorigen parallel war und sich an beiden Enden auf ihn stützte.

Die ersten hohen Deiche waren noch keineswegs vollkommen. Sie wurden bei hohen Fluthen oft zerstört, stellenweise bis auf den Grund zertrümmert, nicht selten stürzte das Meer wie siedendes Wasser in einem Kessel darüber hinweg und riß große Löcher in den Boden, die hinterdrein nicht wieder ausgefüllt werden konnten.

Da man die alten Deiche nicht immer wieder herstellte, sondern bei einer nothwendig gewordenen Erneuerung die Gelegenheit ergriff, sie weiter hinaus zu legen und zugleich wieder etwas Vorland mit einzudeichen, so trifft man im Inneren der Marschen auf solche verlassene Deichtrümmer und Deichreste, die meistens mit Häusern und Bäumen besetzt sind und oft ein recht hübsches, kleines Bildchen in das einförmige Gemälde der Marschen einsetzen.

Auch die großen Löcher und Kolke sieht man noch in den Marschen zerstreut als Zeugen und Consequenzen großer Ueberfluthungen; jetzt findet man Süßwasser in diesen Schreckenslöchern.

Je mehr man deichte, desto mehr lernte man, und endlich nach vielfachen Belehrungen, die noch viel trauriger, härter und schreckhafter waren als die Belehrungen, welche die alte misera gens auf ihren Wurten empfing, stellte man diejenige perfecte und bewunderungswürdige

Vertheidigungs- und Befestigungslinie her, welche jetzt alle Marschen umgiebt, und welche die Bewohner ihren goldenen Saum nennen.

Freilich kann man diesen Saum nur dann bewunderungswürdig finden, wenn man etwas von seiner Construction kennt, und je mehr man davon erfährt, desto mehr bewundert man dieses letzte Werk, mit dem die Marschbewohner und ihre, mit den aus der mathematischen und physikalischen Wissenschaft geschöpften Kenntnissen ausgestatteten Deichkundigen ihre tausendjährige Arbeit gekrönt und ihre in langen Jahrhunderten aufgehäuften Habseligkeiten gesichert haben.

„Ich begreife gar nicht", sagte mir einmal Jemand, der noch weniger von Marsch- und Deichangelegenheiten verstand als ich, „warum man soviel Geschrei von der Bewunderungswürdigkeit der Deiche macht. Was ist denn ein Deich? Nichts als ein Erddamm. Die Erde ist ja billig. Wenn die alten Marschbewohner die Deiche nicht hoch und dick genug gemacht haben, so sind sie nichts gewesen, als dumme Tölpel. Wenn ein Damm von 12 Schuh Höhe und 10 Schuh Dicke nicht ausreichte, warum machten sie nicht gleich ein ordentliches tüchtiges Werk von 50 Schuh Höhe und 100 Schuh Breite? Und was ist es denn Großes, daß wir jetzt Lebenden etwas weniger tölpelhaft sind"!

Ein so Denkender könnte, wenn er von der Bildhauerkunst eben so wenig verstände, wie vom Deichwesen, vom Phidias und Praxiteles sagen: Ich begreife nicht, warum man diese Leute so hoch preist

und göttlich nennt. Was ist es denn mit dieser Kunst so Besonderes? Man nimmt sich einen Marmorblock, meißelt die Ecken weg, setzt sich ein hübsches Weib zum Modell daneben, mißt ihre Nase, ihre Kniee, ihren Rücken, ihre Arme, ihre Füße und alles Uebrige aus und macht es im Steine gerade so nach, wie man es im Fleische vor sich hat.

Die Deiche und ihre Form sind in jedem Puncte eben so genau bezeichnet und bestimmt, wie die Statuen in allen ihren Puncten. Erde ist nicht so billig, wie man meint, sondern kostet viel klingende Münze, und man muß überall darauf raffiniren, wie man eine Schaufel voll sparen, und wie man die rohe Kraft der Massen durch Kunst und Geschicklichkeit ersetzen könne.

An jedem Puncte des langen Deiches sind die Umstände ganz anders, die Fluth ist anders, höher oder niedriger, der Wellenschlag ist anders, andere Winde, andere Strömungen herrschen. Für jeden Punct muß man eine andere Höhe, eine andere Böschung, andere Arten von Vorwerken bestimmen. Dieß kann man nur in Folge einer großen Reihe gerade für diesen Punct gemachter Erfahrungen und angestellter Berechnungen.

Auch nützt die rohe Kraft und viele Masse gar nichts. Selbst wenn man ein Gebirge am Saume des Meeres hinlegen wollte, so würden die Strömungen und Stürme es am Ende doch untergraben und hinwegnehmen, wie sie es mit den Dünen nach einer langen Reihe von Jahren ja immer thun. Ein solcher künstlich vorbereiteter

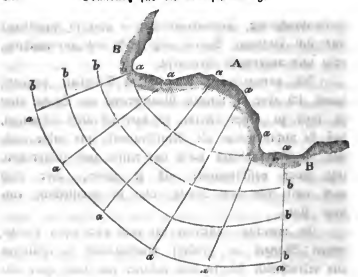
fluthenbrechender, stromableitender, so oder so gewinkelter und sich biegender Damm nützt mehr als eine mächtige, rohe und ungeregelte Bergreihe.

Ich nannte oben den jetzigen Deichbau „perfect"; damit ich aber in meinem Panegyricus der Deiche nicht zu weit zu gehen scheine, so darf ich nicht schweigen, daß sie nichts weiter als Menschenwerke und daher auch, wie die Sachkundigen wohl gar wissen und aussprechen, jetzt zwar vollkommener als je zuvor, aber doch noch weit von dem Ideale, dem sie nachstreben, entfernt sind.

In manchen Districten hat man noch einen auffallenden Mangel an gehörig mathematisch durchbildeten und erleuchteten Köpfen und arbeitet nur nach einer althergebrachten Praxis, die der Wissenschaft nur langsam nachschleicht. Wäre dem nicht so, wie wären sonst wohl die jährlich wiederkehrenden Unglücksfälle in den Marschgegenden möglich?

Jener ganz perfecte, bis auf den letzten Zoll richtig proportionirte Deich ist eine noch jenseits unserer jetzigen Küsten liegende Linie, der wir uns zwar alle Jahrhunderte bedeutend nähern, die wir aber doch nie ganz erreichen werden.

Will man sich das, was ich über die Entstehung, Ausbildung und allmälige Eindeichung der Marschen sagte, unter einem Bilde denken, so kann man sich die Sache etwa so vorstellen, wie es in der nachfolgenden Figur zu ersehen ist.



A ist die Geest, B B sind zwei Geesthalbinseln, a a a die strahlenförmigen auslaufenden Linien der ersten Communicationswege, b b b die parallel mit der Geest gehenden Schlußdeiche.

Diese Linien geben, so zu sagen, das Netz, welches der ganzen Marschbildung zum Grunde liegt. In einer dieser beiden Linien, entweder radial oder concentrisch, laufen alle Deiche und alle Wege in der Marsch. In diesen Richtungen haben sich die neuen angeschwemmten Landschollen selbst angelegt.

Um nun hier mit der Marschbildung, soweit ich sie erkannt habe, abzuschließen, will ich noch ein Mal auf die sogenannte hohe Marsch zurückkommen und bemerken, daß man bei diesem Ausdrucke nicht etwa an einen bedeutend höheren Marschrücken denken darf.

Einen solchen Rücken, wie es etwa die hohen Rücken der Dünen oder der Sandbänke sind, konnte die See aus den feinen Anschlickungen nicht bilden; denn diese feinen Schlicktheile konnten nicht, wie die Sandkörner und Steine, in hochgehenden Wellen auf einem Flecke hoch zusammengeschleudert werden. Sie konnten nur aus dem ruhigen Wasser niederfallen, während die Sandkörner und Steinchen als schwere Körperchen schon aus der obersten Spitze hoch aufschlagender Wellen niederfielen, und während Sandbänke und Dünen sogar höher gebracht werden konnten, als diese Wellen gingen, fielen die feinen Schlicktheile immer mit jenen Wellen wieder zurück. Die Marsch konnte daher allerhöchstens nur so weit aufsteigen, als die äußerste, ruhig überschwemmende Fluth emporstieg.

Selbst die allerhöchsten Marschen konnten daher immer noch einmal überschwemmt werden, während mit dem Sande die Wellen sich einen so hohen Damm emporschleudern konnten, daß sie ihn nun nicht mehr zu übersteigen vermögen.

Wenn man daher von „hoher Marsch" spricht, so meint man damit eine solche Marsch, die höher gelegen ist als diejenigen, welche sogar noch mehr oder weniger unter dem Niveau des höchsten Wasserstandes liegen. Daß diese tiefste Marsch sich dicht an der Geest, die hohe dagegen in einiger Entfernung von derselben befindet, suchte ich dadurch deutlich zu machen, daß ich an die erhöhten trockenen Flußufer erinnerte, die man an jedem, selbst dem kleinsten Flüßchen bemerken kann.

Ich will hier auch noch zu fernerer Verdeut-

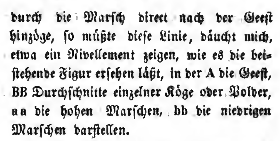
lichung der Sache an die Mündungen der Flüsse erinnern, die bekanntlich da, wo sie mit der See zusammentreffen, Untiefen und Barren haben, während sie dann auf ein Mal weiter einwärts außerordentlich tief werden. Auch in den Alpen sieht man vor jedem Thale eine kleine hohe Barre, über welche die Flüsse in Cascaden herabfallen, liegen, während weiter binnenwärts die Thäler sich vertiefen und erweitern. Alle diese Erscheinungen erklären sich aus derselben Ursache, nämlich daraus, daß die Gewässer das meiste Material in der Nähe ihrer Gränze fallen lassen, — das Meer ebenso wie die Ströme und die Bergflüsse.

Uebrigens scheint es mir klar, daß es nicht nur eine hohe Marsch geben muß, sondern mehre hohe Marschen oder vielmehr, so zu sagen, hohe Marschringe. Denn wird das Wasser von dem neuerrichteten Deiche nun eben so zurückgewiesen, wie vorher von dem Geestufer, so wird es wiederum sein Hauptmaterial in einiger Entfernung niedersetzen und daselbst Inseln bilden, welche durch tiefere Arme von dem Deiche geschieden sind.

Wachsen diese Inseln der continentalen Marsch zu, so wird wieder eine zweite hohe Marsch weiter draußen und eine tiefe Marsch in der Nähe des alten Binnendeichs liegen.

Ja, ich sollte meinen, es müßte jeder einzelne Koog oder Polder in der Nähe des Meeres höher sein und sich nach innen zu abflachen, so wie man ja auch an Sandbänken sieht, daß sie in drei- oder vierfachen Reihen oder Ringen am Ufer hingehen.

Wenn man also vom Meere aus eine Linie gerade



durch die Marsch direct nach der Geest hinzöge, so müßte diese Linie, däucht mich, etwa ein Nivellement zeigen, wie es die beistehende Figur ersehen läßt, in der A die Geest, BB Durchschnitte einzelner Köge oder Polder, aa die hohen Marschen, bb die niedrigen Marschen darstellen.

Man sieht aus allem Vorigen, wie außerordentlich historisch die Marsch ist, wie daselbst jeder Schritt, jeder Fleck, so zu sagen, pure Geschichte ist, wie das ganze Land mit seinen Bewohnern und durch sie sich gestaltet hat.

Die Geest- und die Gebirgsbewohner haben ein schon fertiges Land nur eingenommen; bei den Marschbewohnern aber haben sich der Staat, ihre Institutionen, ihre Sitten und Kenntnisse sich mit ihrem Vaterlande zugleich ausgebildet und ausgedehnt.

Sie sind wahrhaftige Söhne ihres Vaterlandes, das sie sich schufen und das sie wieder erzeugte. Dieß und kein anderes ist das Land ihrer Väter. Mit ihm bestehen sie, mit ihm gehen sie unter. Man begreift, warum sie es lieben.

Die Gebirgsbewohner könnten nur etwas Aehnliches von sich rühmen, wenn sie schon damals, als noch alle vulcanischen Kräfte so in Arbeit waren, wie in den Marschen die

neptunischen es noch jetzt sind, auf einzelne abgekühlte Puncte der glühenden und flüssigen Masse sich niedergelassen hätten, wenn sie mit der fortgesetzten Abkühlung dieser Puncte sich mehr und mehr ausgebreitet und zu Zeiten bei dem Hervorbrechen neuer Gluthmassen aus den Eingeweiden der Erde mit jenen abgekühlten Inseln ihren Untergang gefunden hätten, wenn sie, so wie sich ein Lavastrom von Neuem erhoben hätte, künstliche Veranstaltungen ersonnen hätten, ihn unschädlich zu machen, ihn abzukühlen, ihn aufzustauen oder abzudämmen und zu bebauen, wenn sie bei dem Aufsteigen der Felsen und Gebirge mit diesen sich erhoben hätten, und wenn dann, nachdem die Masse wieder zur Ruhe gekommen, über den mit den Gebeinen ihrer Väter gefüllten Schluchten die wenigen Uebriggebliebenen sich wieder versammelt hätten, um von Neuem Anbau, Dörfer und Cultur auszubreiten.

Die Marschbewohner, ein Urvolk, sind wahre Autochthonen ihres Landes; die Schweizer und die Tyroler sind nur Eindringlinge. Das Land wurde ohne ihr Zuthun das, was es ist, und sie haben keinen Theil an seiner Gestaltung

Es ist nicht möglich, auch nur Etwas in das Verständniß der politischen Geschichte der Marschleute einzudringen, wenn man nichts von der physikalischen Geschichte ihres Landes, die mit jener zusammenhängt wie der Leib mit dem Geiste, weiß.

Auch in der ganzen politischen Eintheilung des Landes in Kirchspiele und Köge erkennt man noch die physikalische Bildung desselben. Denn alle Theile des

Landes fallen gewöhnlich mit ehemaligen Naturgränzen zusammen und sind meistens früher getrennt gewesene, jetzt verwachsene Inseln.

Aus allem Gesagten wird man sich auch leicht den ganzen moralischen Charakter der Marschvölker, ich meine der Flamländer, Holländer, Friesen und Niedersachsen, erklären können, — ihre Tugenden, — den großen Ernst, der ihnen durch das Bewußtsein stets drohender Gefahr eingeimpft wurde, ihre Religiosität, da die Gerichte Gottes stets über ihrem Haupte schweben, ihre Energie und Ausdauer, die sie in dem beständigen Kampfe mit den Elementen üben, ihren Gleichmuth und ihre philosophische Haltung und Fassung, da sie Gelegenheit genug haben, Verluste zu verschmerzen, ihren Freiheitssinn, da sie den Boden, den sie mit Mühe errangen, mehr als die Geestleute den ihrigen ihr eigen nennen, ihre biedere Geradheit und Offenheit, die immer eine Folge des Freiheitssinnes ist, ihre Intelligenz, weil sich nirgends Kenntnisse besser bezahlt machen als bei ihnen, — aber auch ihre Mängel und Fehler — ihren Stolz, dem sie sich zuweilen in Bezug auf ihre rühmenswerthen Unternehmungen überlassen und der eine Folge ihres Reichthums ist, ihr Phlegma, in welches ihre philosophische Haltung und ihre Ausdauer zuweilen umschlägt, ihren Prosaismus, ihre geringe Empfänglichkeit für Poesie und die schönen Künste, da ihr schmuckloses, nebeliges, windiges und regnerisches Vaterland wenige, den Schönheitssinn bildende und reizende Formen bietet, und da die Kräfte der Intelligenz allein in Anspruch genommen und geweckt werden, ihre Lust zum Rechnen, Rechten, Strei-

ten und Processiren, da die mathematischen Wissenschaften bei ihnen die Hauptsache sind und sie sich einem höchst complicirten Rechtszustande bewegen.

Ich habe bei allen Marschbewohnern bemerkt, daß sie Leute von sehr einfachem, schlichtem Wesen sind, die wenig versprechen und viel halten. Man wird aus dem Vorigen wohl so viel ersehen haben, daß sie dieß von ihrem Marschlande entlehnt haben. Denn die Marsch ist ebenfalls wie ein wenig versprechender, aber viel gewährender Mann. Sie scheint so leicht verständlich, sie scheint nichts zu sein, als eine platte grüne Wiese, und doch giebt jeder Schritt in ihr so viel zu denken. Ihre Wurten sind ungeschlachte Rasenhügel, und doch lohnen sie die Mühe, die sich ein Forscher bei ihnen mit Nachgraben giebt, mit reichlicher Auskunft und mancherlei Nachweis. Ihre Deiche sind einförmige Erddämme, und doch bietet ihre Kritik dem scharfsinnigsten Witze Trotz. Statt malerischer Ruinen hat man nur Deichreste und Wassertümpel, Löcher, Kolke und Wehlen im Lande, aber an jedes dieser Gegenstände knüpft sich eine Geschichte oder eine Sage an.

Durch diese ganze Fülle historischer Marschmonumente trabten wir zweispännig hindurch und kamen endlich in dem Oertchen Eddelak auf dem anmuthigen Marschhofe eines uns befreundeten Kirchspielvogtes zum Mittagessen an. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich diese ächt ländlichen und wohlhabenden Wohnsitze der Marschleute ansprechen.

Ich besah mir Alles genau, will mich aber auf's

Beschreiben nicht einlassen, weil man die Eigenthümlichkeit der Hausuhren, Stühle und Zimmereinrichtungen, der Bäume, Gräben, Gärten schneller mit dem Auge erkennen, als mit der Feder schildern kann.

Das Essen war so, wie die Wohnung aussah, gut, solid, einfach, und nach Tische fühlten wir uns gestärkt, unsere Reise nach dem Moore, das unser heutiges Ziel war, fortzusetzen.

Es hieß dieß Moor „das hohe Moor" und war eins von denjenigen, von welchen man in der Marsch sagt, daß sie aus fremden Ländern herbeigetriebene aufgeschwemmte Moore sind. Solche Moore kommen in allen Marschgegenden vor. Man erkennt sie daran, daß der fette Marschboden sich meistens unter ihnen befindet.

Dieser Marschboden unter ihnen, der ganz dieselbe fette, schwere, dichte Kleierde ist, wie der andere Marschboden, und der also offenbar aus dem Meere niederschlug, beweist deutlich genug, daß jene Moore später auf ihren Fleck hingekommen sein müssen, als die Marschbildung stattfand.

Auf dem überall flachen und ebenen Marschboden wachsen nirgends Morastpflanzen, welche ein Moor bilden könnten. Die Moore können nur in versumpften Thälern und Löchern oder Kesseln der Geest entstehen. Folglich können diese Marschmoore nicht da auf der Marsch, wo sie liegen, sich gebildet haben, sondern sie müssen anderswoher gekommen sein.

Hier wäre nun zweierlei denkbar, entweder, daß diese Moore von benachbarten Geestmooren auf die Marsch

herabflossen, oder daß sie aus fremden Ländern herbeigeführt wurden. Beides ist möglich.

Auf die erste Idee kam ich zunächst, wenn ich von Mooren, die auf der Marsch liegen, hörte. Ich dachte dabei an die irischen Moore, bei denen es zuweilen geschehen ist, daß ein durch üppigen Pflanzenwuchs hochaufgetriebenes Moor seinen trockenen und zusammenhaltenden Rand endlich von innen aus durchbrach und sich, wie die sogenannten Kothlawinen in den Alpen, über weite fruchtbare Felder hinstürzte. Ich dachte mir nun, wie es möglich wäre, daß sie sich wohl auch auf dem Geestmoore so hoch auftreiben könnten, bis sie durch ein Geestthal in die Marsch hinüberflößen, sich darauf verbreiteten und, einige Consistenz gewinnend, dann 8 oder 10 Fuß über den Marschen emporständen, wie diese aufgesetzten Moore es thun. Ich kann mir denken, daß dieß an mehren Orten der Marsch vorgekommen ist, obgleich ich nicht davon gehört habe, daß man irgendwo einen solchen Fall citirte.

Hat dieses Ergießen von Geestmorästen nicht stattgefunden, so bleibt dann von einem solchen, auf der Marsch hoch aufliegenden Moore nichts Anderes zu vermuthen übrig, als daß es in einem anderen Lande abgerissen und bei einer großen Fluth auf die Marsch hingeschwemmt worden sei, was auch die Marschleute, welche bei allen diesen Mooren auf ein fernes Land hindeuten, gewöhnlich von solchen Mooren anzunehmen scheinen.

Diese Hypothese hat im Ganzen auch keine Schwie-

rigkeiten, denn allerdings sind diese Moore in der Regel ein Gewebe von so leichten Pflanzenfasern und Stoffen, daß sie wohl eine Zeit lang auf dem Wasser schwimmen können. Auch ist ihr Pflanzengewebe meistens so dicht, daß sich wohl ganze große Stücke solcher Moore auf dem Wasser zu erhalten vermögen.

Wir haben dafür sowohl historische Zeugnisse aus der Vergangenheit, als auch unverwerfliche Beweise aus der Gegenwart.

Plinius erzählt uns von einem „miraculum" Germaniens, welches darin bestand, daß ganze, mit Bäumen bewachsene Inseln „suffossae fluctibus aut propulsae flatibus" der römischen Flotte aus den Weser- und Elbemündungen entgegenschwammen.

Dieß sind wahrscheinlich mit Bäumen bewachsene Moorstücke gewesen. Ferner wissen wir auch nachzuweisen, wie in unserer Zeit, selbst noch im Jahre 1756, die Fluthen ganze Moorstücke aufgehoben und mit den darauf befindlichen Häusern und Viehheerden an eine andere Stelle transportirt haben.

Noch in diesem Augenblicke giebt es in mehren Moorgegenden, z. B. im Bremischen, sogenannte schwimmende Moore, d. h. große Moorstriche, die, wenn das Wasser niedrig ist, auf dem Sande, der unter ihnen ausgebreitet ist, ruhen, während sie bei hohem Stande des Wassers, wo dasselbe zwischen Sand und Moor eindringt, in die Höhe gehoben werden und auf dem Wasser schwimmen.

Auf diesen Mooren liegen Häuser, ja ganze Dörfer,

welche jährlich diese Hebung und Senkung sammt der Grund- und Bodendecke, auf der sie ruhen, mitmachen. Sie steigen im Frühlinge bei hohem Wasser 6, 8, ja 10 Fuß und lassen sich im Sommer, wenn es trocken ist, mit ihrem Moore wieder auf den Sand nieder. Ich war selbst in mehren solchen schwimmenden Dörfern.

Diese ausgemachten Dinge also, sage ich, beweisen deutlich, daß es möglich ist, daß große Moorstücke von der See losgerissen, wie Eisschollen auf dem Wasser schwimmen, und von ihnen versetzt werden können.

Auch die Frage, woher solche Moore gekommen seien, kann keine große Schwierigkeit machen. Die großen Ueberschwemmungen im Binnenlande können wohl solche schwimmende ausgedehnte Moorstrecken allmälig lockern und endlich bei einer sehr bedeutenden Wasserhöhe plötzlich losreißen und in die See hinausführen, welche sie dann an einem entfernten Puncte auf den Marschufern stranden lassen mochte.

Die Marschen selbst und sogar die Watten in der See haben zum Theil eine Unterlage von Moorboden. Das Meer konnte also auch aus den Marschen und sogar aus seinem eigenen Unterboden Moorstücke herauswühlen und sie an's Ufer werfen. Doch mochten dieß in der Regel nur sehr kleine Stücke sein.

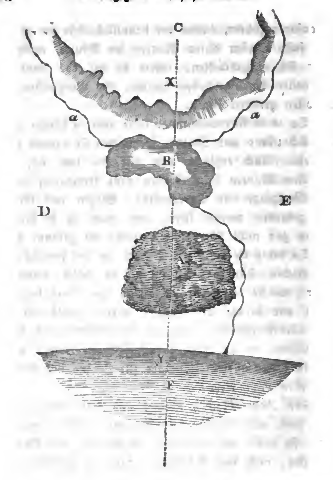
Es giebt aber sehr große auf der Marsch liegende Moorstücke, die zuweilen mehre Stunden im Umfange haben, und von denen die Leute meistens behaupten, daß sie über's Meer aus Island oder Schottland gekommen seien. Unter den Gründen, welche

sie dafür anführen, scheint der hauptsächlichste der zu sein, daß fast in allen diesen Mooren die Bäume, welche sie unter sich niederdrückten, indem sie auf das Land wie Eisschollen hinaufgeschoben wurden, von Nordwesten nach Südosten gerichtet liegen.

Da es in Nordwesten nun keine anderen Länder giebt, als Schottland und Island, so machen sie daraus ihren Schluß. Auch erzählte man mir hie und da, daß in diesen Mooren beim Graben ganz fremdartig gestaltete Werkzeuge und Ackergeräthe, Wagen und dergleichen gefunden worden seien, wie man sie in hiesigen Landen gar nicht kenne und vielleicht nie gekannt habe.

Da indeß die Ackergeräthe auch in den benachbarten Landstrichen sehr variiren, und da selbst diejenigen Moore, welche die Elbe, die Weser oder Ems herunter kamen und in die See gingen, wieder gewöhnlich mit einem Nordwestwinde, dem hier herrschenden und stärksten Winde, an die Küste zurückgeschlagen werden mußten, so beweisen jene Umstände für Island und Schottland eben nicht viel.

Das „hohe Moor", welches uns jetzt vorliegt, hat nach dem, was die kundigen Inländer darüber melden, indem sie dabei auf die ganze Gestaltung der Gegend hinweisen, noch das Besondere, daß es zwischen zwei Marschen in einen Wasserarm eingekeilt wurde und rechts und links auf den Marschen aufliegt. Die ganze Umgegend des Moors, aus deren Gestaltung man dieß schließt, nimmt sich nämlich etwa so aus wie nachfolgende Abbildung.



C ist die Geest, F das Moor, B ein kleiner See, der sogenannte Kudensee, und a a sind kleine Geestflüsse, die in diesen See hinablaufen. A ist das Meer, das auf der Gränze zwischen den beiden Marschen D und

E liegt. D ist ein Theil von Dithmarschen und E ein Theil der großen Wilstermarsch.

Diese beiden Marschtheile waren ehemals, wie alle Marschen, Inseln und in der Richtung der Linie x und y durch einen großen, breiten Wasserarm von einander getrennt.

In diesen Wasserarm wurde nun bei einer großen Fluth das Moor A hineingetrieben und legte sich zu beiden Seiten auf die Marschen D und E nieder, wo es fest wuchs, und von wo es keine spätere Fluth wieder wegzubringen im Stande war. Der die beiden Marschen trennende Arm wurde auf diese Weise verstopft. Die Fluth schlug vorn, vergebens Einlaß fordernd, an die hohen Wände des Moores, das wie ein natürlicher Deich schützte, an. Hinter diesem Deiche stauten sich nun die kleinen Geestgewässer in dem See B auf, der sich allmälig einen kleinen Ausweg neben dem Moore hin bahnte.

Ich sage, so denken sich die Leute hier die Ereignisse, ich glaube, sie haben ganz Recht.

Früher ist dieses Moor sehr viel größer gewesen, aber auch jetzt hat es noch zwei Stunden im Umfang. Sowohl von den Wellen als von den Menschen ist an seiner Verkleinerung gearbeitet worden, und die ersteren haben es oft grausam zersplittert.

Ganz besonders war dieß noch vor 100 Jahren, in den großen Fluthzeiten von 1717, der Fall, wo diese Küstengegenden 3 Jahre lang Meeresboden waren, und wo es schien, als würde man sie gar nicht wieder eindeichen können.

Damals machte das Wasser so heftige Einbrüche ins Meer, daß sehr viele Stücke herausgebrochen und weit und breit in der Marsch verschleudert wurden, wo sie wie gestrandete Torfschiffe sitzen blieben.

Es hatten sich auf dem Rande des Moores mehre Leute angebaut, und diese wurden mit sammt ihren Häusern auf den von unten und an den Seiten gelösten Moorstücken stundenweit forttransportirt.

Auch unter der Hand des Menschen schmolz das Moor zusammen. Denn natürlich gruben die nach Brennmaterial begierigen Marschleute von beiden Seiten ins Moor hinein, um Torf zu gewinnen. Ebenso waren jene kleinen losgerissenen Inseln längst wieder weggegraben und zu Asche verwandelt.

Es hat sich ein Dorf längs dem Moore gebildet, dessen Häuser und Aecker zum Theil schon auf dem durch das Abgraben entblößten Lande liegen. Die Häuser dieses Dorfs waren mit einer Baumart umgeben, die ich vorher nirgends in der Marsch gesehen hatte, die aber gleich überall, wo nur etwas Torfmoor sich zeigt, erscheint, mit der Birke nämlich, die in der Torferde besser gedeiht als irgend ein anderer Baum. Ueberall sahen wir Birkengruppen und Birkenalleeen, die zum Rande des Moores führten.

Einer der Moorbauern war so gefällig, uns zum Moor zu begleiten und uns darauf herum zu führen. Er sagte, es ginge ein Gränzgraben mitten durch das Moor, der das Gebiet der Torfstecher aus Dithmarschen und derer aus der Wilstermarsch scheide.

Die einzelnen reichen Besitzer, die wiederum ihre Districte im Moore abgetheilt haben, geben den Untergrund an ärmere Besitzer im Voraus weg, unter der Bedingung, daß sie ihnen den Torf herausschaffen helfen und die vielen Wege, welche des Torftransports wegen in das Moor hineinführen, unterhalten.

Der Grund unter dem Moore ist hier nicht viel werth. An den Kanten, die jetzt weggegraben sind, mag er indeß viel besser gewesen sein, was man Alles bei einigem Nachdenken aus dem Umstande sich leicht wird erklären können, daß das Moor in einen noch nicht verschlickten Wasserarm eindrang und auf den Seiten sich auf die Marsch lehnte. Auch selbst wenn gute Erde unter dem Moore wäre, so würde sie doch wohl durch das lange Aufliegen desselben etwas verdorben worden sein, und ohnedieß läßt sich der Torf nicht so leicht weggraben. Kurz, die armen Leute bekommen nach dem Weggraben des Torfs einen sehr dürftigen torfigen Boden, in den sie etwas Hafer und Buchweizen säen können.

Ich habe übrigens bei anderen solchen Mooren auch wohl von Fällen gehört, wo durch alte, lange bestehende Verträge Capitalisten den Capitalbedürftigen den Unterboden schon im Voraus abgekauft haben und ihn in Besitz nehmen, sobald der Torf weggegraben ist.

Das Moor ragte im Ganzen vielleicht 6—7 Fuß über die Marsch hervor. Man konnte überall bequem auf ihm herumgehen. Es war aber eine weiche nach-

gebende Masse, auf der man wie auf lauter Schwamm trat. Diese obere Schicht sah hellbraun aus, ging etwa 3—4 Fuß tief und bestand, wenn man sie näher besah, aus einer ungeheueren Menge kleiner verblühter und halb vermoderter Blüthen, Knöspchen, Blätter und Stiele von Moos und Heidekräutern.

Diese obere Schicht ist kaum zu etwas nutze und giebt im Ofen nicht einmal so viel Hitze wie Strohfeuer. Danach kam, wie wir an den abgegrabenen Wänden deutlich sehen konnten, eine 5 — 6 Fuß tiefe, feuchte, dichte und schwarze Torfmoorschicht, welche den besten Torf giebt. Sie war fett und schmierig anzufühlen, und die Pflanzentheile, aus denen sie bestand, waren völlig zerstört, aufgelöst und in eine einige Masse amalgamirt.

Nach dieser Schicht hätte nun eigentlich der fette Klei folgen sollen, und unter einigen aufgesetzten Mooren folgt er auch in der That, wie ich bereits sagte; hier kam aber gleich jene berühmte, in allen Marschen so oft und überall mit demselben Namen genannte Schilf- und Blätterschicht, der sogenannte „Darg" (hier spricht man „Dark," anderswo auch „Derrig").

Dieser Darg ist wohl die merkwürdigste und am weitesten verbreitete Masse in den Niederungen an der Elbe, der Weser, der Ems bis nach Holland hin.

Es ist ein leichter, schwammiger, faseriger und ganz unnützer Stoff, der aus lauter Blättern von Schilf besteht; auch findet man noch die Röhren des Schilfs ganz wohl erhalten darin, so daß man Pfeifen daraus schneiden könnte. Ich muß gestehen, daß ich mich allerdings

nicht wenig verwunderte und mich sogar etwas ungläubig zeigte, als man mir zum ersten Male sagte, daß die meisten Marschen auf enorm großen Ablagerungen von Blättern ruhten.

Mit Begierde und dem größten Interesse nahm ich daher etwas von der feuchten Masse, die einer der Bauern aus dem Graben holte, in die Hand und wickelte mit Sorgfalt die länglichen Schilfblätter daraus hervor, die, obwohl schon vor Jahrtausenden verschüttet, doch jetzt noch einen Schimmer von grüner Farbe hatten, noch ganz schlaff und schwank waren und ihre Fasern deutlich erkennen ließen. Auch brachten wir ein kleines Rohrstück aus dem Schmutze hervor.

So ein wohlerhaltenes diluvianisches Blattstück setzt allerdings noch mehr in Verwunderung als ein in den Steinkohlenschichten halb versteinertes Blatt, denn es sieht frappant so aus, als wäre es erst im vorigen Herbste abgefallen.

Es sind ohne Zweifel die Ueberreste der Schilfwaldungen, welche die Uferniederungen und Flußarme bedeckten und erfüllten, ehe eine Marschbildung stattfand. Als die letztere anfing, wurden diese Schilfmassen von den Schichten des Kleies bedeckt und darunter begraben. Wo sie hier und da strichweise tiefer liegen oder höher aufgeschichtet sind, mögen sich Stromarme befunden haben, in denen das Schilf längere Zeit wuchs und die erst später von der fetten Marscherde zugedeckt wurden.

Ich sage, man findet diese Schilfblätterschicht, diesen Darg, durchweg unter allen Marschen, jedoch häufiger und

in größeren Ausdehnungen unter Flußmarschen. Unter den an der See liegenden Marschen fehlt er zu Zeiten. Es ist wohl, scheint es mir, nicht nöthig, daß alle diese Blätterschichten an den Stellen, wo sie liegen, auch gewachsen sind. Man kann sich ja leicht vorstellen, daß große Blättermassen von den Wellen an verschiedenen Orten aufgesammelt, zusammen weggeführt und an verschiedenen Stellen, wie jene Moorstücke, niedergesetzt wurden.

Man soll zuweilen auch andere Blättermassen von Bäumen verschiedener Gattung unter dem Boden der Marsch versteckt finden. Ich weiß zwar nicht gewiß, ob dieß wahr ist, weil ich die Sache selbst nicht mit Händen gegriffen habe. Indeß könnte ich wohl glauben, daß dieß möglich wäre. Man müßte sich dann denken, daß das Meer und die Fluthen, wie sie es noch jetzt manchmal am Missisippi thun, den seit Jahrhunderten in den Wäldern aufgehäuften Blättermoder zu Zeiten aufgeräumt und weggeschwemmt hätten.

Wie sich auf der Oberfläche des Wassers leicht Gleiches zu Gleichem gesellt, so setzten sich dann vermuthlich diese Blättermassen zu großen Blattinseln zusammen. Sie schwammen eine Zeit lang auf dem Wasser herum, strandeten endlich auf einer Untiefe an den Ufern und wurden später mit Marschschlamme bedeckt und befestigt.

Auch Torfmoorschichten finden sich unter dem Marschboden und zwar noch häufiger, als sie ihm aufgesetzt erscheinen.

Diese unterirdischen Torfschichten müssen ebenfalls

aus der Ferne hergeschwemmt sein, denn, wenn wir uns den ganzen Raum zwischen den beiden Geestufern mit Wasser ausgefüllt, als einen weiten Meerbusen, denken, so sehen wir ja gar keine Möglichkeit, daß auf dem Meeresboden sich Torfmoor hätte bilden können. — Die unter der Marsch befindlichen Torfmoore sind aber zuweilen so groß und dann auch mitunter mit den besagten Dargschichten und den unter diesen wieder befindlichen Sandschichten so wunderlich gemischt, daß man fast geneigt ist, hier zur Erklärung die heftigsten Explosionen und die großartigsten Naturbegebenheiten zu Hilfe zu rufen, weil es durchaus unmöglich scheint, daß sich dieß Alles auf friedliche Weise mischen, gestalten und niederschlagen konnte.

Viele nehmen daher auch in der That an, daß die Bildung des Unterbodens durchaus mit dem Durchbruche sowohl der Ostsee durch den Sund und die Belte, als auch des atlantischen Oceans durch den Canal zusammenhängen müsse. Diese Durchbrüche, meinen sie, geschahen plötzlich und hatten, da die nachher zusammenstürzenden Meere ein verschiedenes Niveau besaßen, diese ungeheueren Umwandlungen zur Folge.

Es wurden dadurch Ueberschwemmungen veranlaßt, von deren Ausdehnung wir keinen Begriff haben. Die aufgeschwollenen Ströme und der Ocean stürzten über die Länder hin, rotteten Wälder aus, rissen Torfmoore weg, entführten die Blätterdecken und rissen Alles, was schwimmen konnte, mit sich in das hohe Meer hinaus. Die Nordsee war weit und breit mit diesen Spolien der Geest

bedeckt, mit großen zusammengetriebenen Baum-, Torf- und Blätterinseln. Jahre lang bot es vielleicht einen solchen wüsten Anblick dar, bis allmälig alle diese Dinge sich wieder verloren, indem entweder die Bäume und der Torf mit Wasser ganz geschwängert wurden und auf den Boden des Meeres hinabsanken, oder indem sie hier und da auf die Untiefen und Watten an der Küste hinaufgetrieben wurden und da den Unterboden der Marschen construirten.

Hier und da schob das Meer eine Schicht über die andere, eine Moorschicht über die Blätterschicht oder eine Baumstammschicht unter eine Moorschicht. Hier und da deckte es auch wohl solche Schichten mit einer Lage aufgeführten Sandes zu und überzog hinterdrein, als es mehr zur Ruhe gekommen war, Alles mit Marschschlamm.

Nur wenn man solche plötzlich und gewaltsam wirkende Thätigkeiten der See annimmt, erklärt es sich auch einigermaßen, daß man alle jene Stoffe, aus denen der Unterboden der Marsch besteht, in Partieen und Schichten gesondert findet. Wäre hier Alles so richtig schlickend und schlemmend zugegangen wie jetzt, so müßte man ja Alles, Schlick und Moor und Blätter und Bäume, ziemlich gleichmäßig durcheinander gemischt finden, — ein wenig Schlick aus dem Flusse, ein wenig Sand vom Meere dazwischen geschlagen, ein paar Schilfblätter darunter gemischt, hier und da einen verstreuten Baumstamm u. s. w. Ich sage, einigermaßen erklärt es sich, denn manches Räthsel bleibt noch allerdings dabei.

Doch ich will mich mit Fragen nicht zu weit verlieren, sondern mich an die Hauptsache halten und nun zum Schlusse die Geologie der Marschen kurz zusammenzufassen.

Obenauf liegt in allen Marschen eine mehr oder weniger fruchtbare, productive, zuweilen sehr unergiebige, feste, aus dem Wasser niedergeschlagene Erde, fast überall Klei genannt.

Unter diesem bläulichen, thonartigen, lehmigen, mit vegetabilischen und animalischen Stoffen vermischten Klei, der etwa ein bis drei Fuß tief liegt, kommt gleich eine dünne Schicht sehr unfruchtbarer, meistens bräunlicher oder röthlicher harter Erde von etwa einem Fuß Dicke, welche man in den meisten Marschgegenden, sowohl an der Eider als an der Ems, „Knik" oder auch „Stört" nennt, und welche zu nichts gut ist, weder zum Acker-, noch zum Deichbaue. Wie diese schlechte Knikerde entstanden und was die Ursache ihrer Entstehung sein mag, darüber kann ich nichts mittheilen. Doch, ich wiederhole es, sie findet sich wunderbarer Weise fast in allen Marschen.

Unter dem Knik oder Stört kommt alsdann gewöhnlich wieder eine meistens sehr mächtige, drei bis sieben Fuß dicke Kleischicht, d. i. diejenige gute Erde, welche die Marschbewohner durch das oben beschriebene Winterkleien oder Wühlen oder Pütten zu Zeiten auf die Oberfläche bringen. Diese fruchtbare Kleischicht endigt unten ebenfalls in einer minder guten und wenig fruchtbaren Erdschicht, welche dem Knik ähnlich zu sein scheint. An dieser Kleischicht, sowie überhaupt an allem diesen aus

dem Wasser niedergeschlagenen Klei, wüßte ich nichts Wunderbares als seine Zusammensetzung aus einer zahllosen Menge ganz feiner, dünner Schichten oder Blätter, die eine Folge seiner Niederschlagung aus unzähligen Fluthen sind.

Es ist natürlich, daß man diese seine Schichtung nicht überall mehr erkennt; zunächst nicht an dem Erdreiche oben, das man schon seit Jahrhunderten mit dem Pfluge und der Egge zerwühlt hat, und wo alle Schlickschichten der Fluthen durcheinander geworfen worden sind. Ferner kommen diese Schichten auch dann nicht zum Vorscheine, wenn der Schlick sich etwa in einem ruhigen Busen unter dem Wasser bildete, wo eine mehr oder weniger perpetuirliche Schlickniederschlagung stattfinden mußte und wo der Schlick unten beständig in einem weichen, aufgelockerten, halbflüssigen Zustande blieb. Da aber, wo eine etwas hervorragende Bank täglich zwei Mal von der Fluth überlaufen wurde und täglich zweimal abtrocknete, mußten sich die zarten Schlickschichten wie Papierbogen übereinander legen, und da erkennt man sie denn auch an jedem Spaten voll Erde. Wenn man ein solches Erdstück vorsichtig mit einem scharfen Messer in Würfelform zurecht schneidet, diesen Würfel trocknet und ihn mit in's Zimmer nimmt, so kann man ihn dann, an der Zusammensetzung dieses Erdklümpchens wie an der Construction einer Pflanzenfaser mikroskopische Untersuchungen anstellend, fast wie ein Buch abblättern und die Fluthen zählen, die zu seiner Bildung erforderlich waren. Natürlich bewirkten Sturmfluthen, Landzerstörungen, anhaltende Ueberschwemmungen u. s. w. manche Unregelmäßigkeiten in dieser Schichtung.

Unter dem letzten Klei kommt dann in den meisten Fällen jene wunderbare Schilfblätterschicht, der „Darg," und dieser Darg endlich liegt auf der fünften Schicht, dem Sande, welcher vermuthlich den Urboden der Marschbildung vorstellt. Dieser Sand ist ohne Ausnahme unter allen Marschen ausgebreitet. Natürlich findet man auch in diesen verschiedenen Marschschichten mancherlei Gegenstände vergraben, welche man noch jetzt aus dem Meere auf die Oberfläche der Watten ausgeworfen sieht, z. B. Bernstein, Wallfischknochen u. s. w.

Ich sagte, daß sich zuweilen noch Torfmoor- und Sandschichten zwischen die anderen einkeilen. Zuweilen fehlt auch der Darg sowohl, als die mittlere Kleischicht, und der Sand kommt dann gleich unter der Ackerkrume vor. Ja zuweilen bricht der Sand sogar durch alle Schichten hindurch und ragt oben hinaus, was man Alles begreifen wird, wenn man bedenkt, daß das sandige Terrain, auf dem die Marschen niederschlugen, anschwemmten, anschlickten oder stückweise strandeten und wie Eisschollen über einander gemauert wurden, ein hoher wellenförmig gebildeter Sandboden war, mit Vertiefungen und Erhöhungen, mit Strömen und Thälern, wie die Watten es noch jetzt sind.

Der Sand ist unter den Marschen, wahrscheinlich weil durch ihn viele Gewässer abfließen, sehr oft halbflüssig, nichts desto weniger aber faßt der Marschgeognost festen Fuß in diesem Sande. Er ist froh, wenn er ihn erreicht hat, denn er hat alsdann die bestimmt gezogene Gränze und Basis seiner Untersuchung erreicht. Hier,

zwischen der unteren Sandbasis und der oberen Rasendecke, liegt das leicht übersehbare Gebiet seiner Wissenschaft.

Der Sand und Alles, was darunter ist, geht den Marschgeognosten nichts weiter an. Dieß ist Sache des Geest-Geognosten, der, nicht so glücklich wie jener, mit seinen Forschungen in eine unergründliche Tiefe bohren muß. Die Bohrschicht des Marschgeognosten ist höchstens 20 bis 30 Fuß mächtig und doch schon so voll von Räthseln. Wie viele Fuß ist des Geest-Geognosten Rinde dick? Und schwindelt ihm nicht der Kopf bei der Unergründbarkeit seiner Aufgabe?

Unser Moorbauer behauptete, man hätte in dem hohen Moore einen Wagen gefunden, der mit Eisen beschlagen gewesen sei. Auch seien alle Bäume, die man aus dem Moore hervorgegraben habe, parallel mit einander nach Südosten gerichtet gewesen. Der Mann sagte ferner, wenn man das Moor oben weggegraben hätte, so quelle der unten liegende Darg in die Höhe; dieser Stoff muß also eine nicht geringe Elasticität und Comprimirbarkeit besitzen. Ganz gräbt man das Moor nie weg, weil das Land sonst zu niedrig werden und wie ein Loch voll Wasser laufen würde. Es traten überall mehre kleine braune Gewässer unter dem Moore hervor.

Von hier fuhren wir nun wieder westwärts dem äußersten Mündungspuncte der Elbe, dem Hafen Brunsbüttel, zu. Unterwegs besahen wir einige Marschhöfe, unter anderen einen, der „Josenburg" hieß. Der ernste, kräftige, achtunggebietende Besitzer dieses Hofes, ein freier

dithmarsischer Landmann, sah ungefähr so aus, wie ich mir die Schlüter und die „Rathgewere" der alten „Meente" dachte. Solche Marschhöfe muß man sehen, da hilft keine Beschreibung. Die Räumlichkeit des Ganzen, die solide, respectable, einfach geschmackvolle, saubere, ja prächtige Einrichtung, die doch bei dem Allen in nichts eine läppische Nachahmung des städtischen Luxus verräth, vielmehr vollkommen ländlich ist, übertrifft Alles, was man der Art in der Schweiz oder in einigen anderen wohlhabenden Gegenden Deutschlands sieht.

Aehnliches findet man nur noch in den anderen Marschländern. — Ich konnte nichts thun, als bedauern, daß ich nicht auf einem solchen Marschhofe geboren und erzogen ward und zum Eigenthümer desselben heranwuchs Hätte ich ein Daguerreotyp bei mir gehabt, so hätte ich gleich Alles daguerreotypirt, um den Leser die Sache einigermaßen mitgenießen zu lassen.

Die Josenburg ist ganz außerordentlich in ihrer Art, doch bemerke ich im Voraus, daß im Allgemeinen die Dithmarschen nicht die Anmuth haben, wie die weiter aufwärts an der Elbe liegenden Marschen, sowie auch ihre Einwohner nicht so wohlhabend sind, die Marschhöfe und Dörfer nicht so ansprechend, reinlich und schön erscheinen, und der Boden nicht den hohen Grad der Bonität besitzt, wie es dort der Fall ist.

Am Abend kamen wir in dem freundlichen Orte Brunsbüttel an, welches in dieser Gegend der Elbe den Mündungshafen des Stromes vorstellt und auf dem rechten Ufer ungefähr dieselbe Rolle spielt, oder nur

zu spielen prätendirt, wie das ihm schräg gegenüberliegende Curhaven auf dem linken Ufer.

Die Brunsbüttler behaupten, daß die Lage ihrer Stadt für das Anlanden von Schiffen noch weit bequemer sei als die der Rhede von Curhaven, und daß ihr Ort daher eigentlich zum Curhaven der Elbe gemacht zu werden verdiene. In gewisser Beziehung ist er auch wichtiger als Curhaven, denn er hat weit mehr selbstständigen Handel als jener.

Weil sich nämlich von der Ostküste von Holstein drei bis vier Meilen weit große Watten hinausstrecken, die von größeren Schiffen umsegelt und selbst von kleineren mittels der Wattströme nur mit Unbequemlichkeiten passirt werden können, so giebt es gar keine bedeutenden Seehäfen auf der Westküste von Holstein, und selbst nach der Eidermündung gelangt man nur schwer. Daher ist denn Brunsbüttel, das ohne alles Vorland in der Nähe der größten Tiefen der Elbe liegt, der einzige Punct, wodurch das westliche Holstein an offenes Wasser reicht. Es ist daher der Haupthafen dieser Gegenden, und von hier aus werden auch selbst noch weiter nach Norden die Hamburgischen Waaren spedirt.

Auch darin gleicht Brunsbüttel seinem Visavis Curhaven, daß es ebenso wie dieses einer derjenigen Puncte ist, wo die Leute mit den Gewässern im ärgsten Kampfe liegen. Die letzteren attaquiren hier das Ufer mehr als anderswo, und der Mensch vertheidigt sich daher hier wie dort ebenso mit größeren Anstrengungen gegen dieselben.

Curhaven im Westen ist als eine wahre Wasserfestung berühmt, und Brunsbüttel im Osten ist es ebenso:

Die Mündungsplätze großer Stromwässer sind immer Punkte, welche die größten Schwierigkeiten schaffen. Denn der Kampf der Meeresströmungen mit der Strömung des Flusses ist hier am größten. Bei der Breite des Stromes sind die Wellen noch beinahe so hoch wie auf der See und vielleicht zerstörender, weil sie gegen den Fluß anrollen, und hierdurch ein Ringen entsteht, das schlimme Wirkungen für das Land hat.

Die Ebbe ist heftiger und schneidender, weil sie sich mit dem Strome in derselben Richtung vereinigt, und ihre Geschwindigkeit also verdoppelt wird. Weiter aufwärts an den Flüssen hat man wenigstens nicht so große Wellen zu bekämpfen, und weiter abwärts an der ganz offenen Meeresküste kennt man wenigstens keinen Kampf der See mit dem Flusse und keine so heftigen Ebbeströmungen.

Bei Brunsbüttel kommt nun noch dazu, daß der Strom sich mit der Hauptmasse seiner Gewässer gerade auf diesen Punct hinüber wirft und ihn stärker bedroht und angreift, als irgend einen anderen Punct im Norden der Elbe.

Die schützenden Watten, die im Westen von Holstein vier Meilen weit hinausgehen, schmälern sich, indem sie sich nach Südosten um die Elbecke herumwenden, immer mehr ab, und gerade bei Brunsbüttel hören sie völlig auf, so daß das Ufer ganz schutzlos gegen das Wasser ist. Wenige Hundert Fuß vom äußersten Rande des Deiches ist das Wasser gleich 50, 70, ja 100 Fuß tief, und der Strom wühlt und gräbt noch beständig

in dieser Tiefe und schreitet grabend immer näher zum Ufer heran.

Er hat hier sehr große Strecken Landes mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen und ins Meer hinausgespült. Schon zweimal hat er den ganzen Ort Brunsbüttel mit verschlungen, und die Vorväter der Leute, welche jetzt diesen Flecken bewohnen, haben sich schon zweimal in's Innere des Landes zurückgezogen und sind vielleicht nicht sicher, daß sie nicht im 20sten oder 21sten Jahrhunderte ihre jetzige Position noch einmal aufgeben und zum dritten Male zum Wanderstabe greifen müssen.

Man findet solche untergegangene Orte an den Ufern fast der ganzen Elbmarsch hin, ohne daß man indeß daraus schließen könnte, daß der Fluß sich seit alten Zeiten zu verflachen und zu verbreitern bestrebt habe. Man muß sich die Sache vielmehr so denken: Ehemals floß die Elbe in ihrem breiten Mündungsbusen in vielen Armen durch eine unzählige Menge von Inseln hindurch. Diese Inseln wurden allmälig alle von den Menschen in Besitz genommen und bebaut. Indem die Eindeichung von der Geest aus vorrückte, verschlemmten und vertrockneten viele der alten Elbarme, die künstlich abgedeicht wurden.

Das Wasser sammelte sich also allmälig mehr und mehr in der Mitte in einer einzigen großen breiten Ader. Diese mußte sich nun natürlich um so mehr ausbreiten, je mehr Wasser aus den abgedeichten Armen sie in sich aufnehmen mußte. Sie schaffte sich also Raum durch Hinwegspülung einiger Inseln in der Mitte. Dieß mußte so lange dauern, als kein neuer Arm mehr abgedeicht

wurde. Jetzt scheint sich die Breite des Stromes mit der Quantität des darin fließenden Wassers in's Gleichgewicht gesetzt zu haben, und der Fluß ist seit hundert Jahren der Hauptsache nach zwischen seinen jetzigen Deichen geblieben.

Die Visavis der Brunsbüttler im Lande Hadeln und Kehdingen sind glücklicher, denn dort liegt an der ganzen Elbe hin ein Vorland, das eine Viertelstunde breit ist. Der Fluß verläuft sich allmälig und zieht sich vom Ufer zurück.

Es ist, glaube ich, nicht immer so gewesen. In uralten Zeiten soll das rechte Elbufer geschützter und das südliche angegriffener gewesen sein. Seit 300 Jahren haben die Brunsbüttler und alle die, welche mit ihnen einen Deichverband ausmachen, nun für viele Millionen Thaler Erde, Rasen, Stroh und Steine hier zusammengeschleppt und diese Materialien bald nach diesem, bald nach jenem Systeme geordnet und aufgehäuft. Sie sind bald nur vertheidigend zu Werke gegangen, bald haben sie den Plan verfolgt, den Riesenstrom anzugreifen und ihn aus seiner bisherigen Richtung wegzubringen und herauszuwerfen. Sie haben also, so zu sagen, eine Art stillen Krieges mit den Südalbingern geführt, denen sie die Last zuschanzen wollten, die sich aber ihrerseits dagegen vertheidigt haben. Sie haben Hunderttausende verausgabt, um mühselige Buhnen, Lahnungen oder Höfter zu errichten.

Sie hatten am Ende des vorigen Jahrhunderts bemerkt, daß solche Höfter nichts halfen, daß sie vielmehr das Uebel noch verschlimmerten, indem der Strom, gleich-

sam als mache ihn der Widerstand noch zorniger, an den äußersten Spitzen oder Köpfen dieser Höfter zurückgestoßen, nun nur noch mehr in die Tiefe wühlte und große unausfüllbare Löcher in seinen Boden riß. Sie haben daher abermals Tausende verausgabt, um diese Höfter wegzusägen und herauszureißen, und dann ihr Geld wieder in Werke anderer Art gesteckt. Man sagte mir, daß die Vertheidigung dieses Punctes dem Lande jährlich 30,000 — 40,000 Thaler koste — in 30 Jahren also eine Million!

Ich sollte am anderen Tage sehen, zu welchen Mitteln man jetzt gegriffen, welche Werke man nun in Angriff genommen habe. Allein leider traf die Fluth zu so ungelegener Zeit ein, daß den ganzen Morgen über die Stromwerke tief unter Wasser standen, und da ich nicht Zeit hatte, die Ebbe abzuwarten, so mußte ich mich mit der Besichtigung des Deiches begnügen.

Doch bot auch dieser, weil er auf ungewöhnliche Weise armirt war, mir einen interessanten Anblick dar.

Er war nämlich auf der Wasserseite auf einer Länge von etwa einer Stunde mit einem formidablen, etwa 40 bis 50 Fuß breiten Gürtel großer Feldsteine belegt. Obgleich dieß auf den ersten Anblick nicht viel zu sagen scheint, so wird man das Werk doch außerordentlich und originell finden, wenn man Folgendes erwägt.

Die Steine waren lauter große cyklopische Blöcke von 20—30 Centnern Gewicht. Kleinere Steine würden natürlich nichts helfen, weil die Fluthen sie sofort wie Spielbälle wegschleudern würden. Selbst diese großen

Steine werden oft von den Wellen aufgehoben, auf dem Deiche hin- und hergerückt und sogar nicht selten fortgerissen, so daß immer nach großen Fluthen Lücken entstehen, welche wieder auszufüllen sind. Da man die Steine nicht in der Marsch findet, so müssen sie aus der Ferne von der Geest herbeigeführt werden, und so viele von ihnen, als zur Bedeckung einer Quadratruthe gehören, kommen an Ort und Stelle 40 bis 60 Mark zu stehen.

Weil die Steine als rohe Blöcke keinen festen Verschluß bilden, so dringen die Gewässer jeder Welle heftig in die Fugen und Zwischenräume ein, und sie würden daher bald Löcher in den Deich gespült haben, wenn man nicht für eine feste Unterlage sorgte, welche den Steinen durch eine dicke Schicht von Heidekräutern und Gesträuch gegeben wird. Da die Böschung des Deichs hier nicht sehr steil ist, so liegen die Steine selbst mittels ihres eigenen Gewichtes darauf fest, ohne in's Wasser hinabzurollen. Da, wo die Deiche sehr steil sind, muß man noch Pfähle zwischen den Steinen einrammen, damit sie nicht hinabrollen.

Weil jene Unterlagen von Heidekraut und Gebüsch aber bald verfaulen oder von den durch die Fluth so oft gehobenen und wieder abgesetzten, hin und her geschobenen und gerückten Steinen bald zerstampft werden, so ist es mindestens alle 4 bis 5 Jahre nöthig, diese Unterlagen zu erneuen. Zu diesem Zwecke müssen die immensen Steine alle einzeln von ihrer Stelle genommen und gerückt werden. Die alte Unterlage muß man heraus-

nehmen, eine neue einlegen und jeden Stein wieder an seinen Platz bringen. Es sind Hunderte von Armen dabei beschäftigt, denn jeder Stein muß mit Hebebäumen und Maschinen gehoben werden. Ich konnte nicht ohne einiges Grauen an diese gräßlich mühselige Arbeit denken, wenn ich den breiten unabsehbaren Gürtel von Steinen übersah, die auf diese Weise alle paar Jahre wie die Rinder umgestallt werden müssen.

Eben so viele Steine sollen aber noch in dem Flusse selbst künstlich zurechtgelegt sich vorfinden. Man häuft dort an gewissen Puncten noch fortwährend Steine auf und sucht an der Stelle, wo der Fluß 70—80 Fuß tiefe Löcher gerissen und unter dem Wasser ein steiles Ufer gebildet hat, diesem weichen Ufer durch solche Steinpyramiden gleichsam eine feste Stahlspitze aufzusetzen. Man schüttet fortwährend alle Steine, deren man habhaft werden kann, dort hinein und hat auch große Massen von Steinkasten dort versenkt. Leider habe ich, wie gesagt, keine richtige Anschauung davon erhalten, wie diese Sache eigentlich ausgeführt wird.

Doch laufen am Ende alle Vorwerke vor den Deichen darauf hinaus — sei es nun durch Höfter und Schlangenwerke, sei es durch Holz-, Pack-, Strauchwerke, sei es durch Steindämme, Steinkasten oder Steinpyramiden — eine Reihe von festen Puncten, gleichsam feste Vorgebirge zu bilden, an denen der Strom sich breche. Wäre es nur ein solcher Punct, so würde der Strom bald nachher wieder in seine alte Richtung zurückkehren. Da es aber eine Reihe von Puncten ist, so

wird der Strom, wenn er zurückbiegen will, gleich von dem folgenden Puncte wieder aufgenommen und tanzt dann mit seinen Hauptarmen gleichsam an diesen Spitzen wie an ihm entgegengehaltenen Lanzen vorüber.

Ich sagte oben, daß die Nord-Albinger mit den Süd-Albingern, so zu sagen, Krieg führten und beide sich gegenseitig den Strom zuzuwerfen strebten. Sollte es nicht für beide Theile heilsam sein, wenn sie sich zu gemeinsamer Bändigung des zwischen ihnen liegenden Feindes vereinigten? Sollten nicht die gegenüber liegenden Flußnachbarn eben so gut wie die an derselben Seite liegenden Flußnachbarn in einen gemeinsamen Deichverband treten können? Da freilich die Dinge so eingerichtet sind, daß der Eine vom Flusse angegriffen wird, während gerade sein Visavis davon verschont ist, so wäre ein solcher Deichverband nur im Großen denkbar. Alle an einem solchen Strome gelegenen Staaten müßten sich darüber vereinigen. Die kleinen gegenüber liegenden Provinzen kämen nie zu einer solchen Vereinigung. Giebt es nicht manche Werke und Anlagen auf der einen Seite des Flusses, welche der anderen Seite zum Schaden gereichen? Und könnte der gegenseitige Schade nicht geringer gemacht werden, wenn man in einem solchen Verbande alle Werke richtig combinirte?

Mein freundlicher Begleiter machte mir manche Bemerkungen über Ebbe und Fluth, die mich, weil ich sie zu meiner Beschämung zum ersten Male hörte, in Verwunderung setzten, mich aber entzückten, weil sie mich ahnen ließen, wie vielseitig auch diese scheinbar so ein-

fachen Phänomene des Steigens und Fallens des Wassers sind.

Die Ebbe, sagte er, schadete in der Regel mehr als die Fluth. Dieß begriff ich ziemlich schnell, denn natürlich ist die ganze große gewaltige Wassermasse da, wo Ebbe und Fluth in einer und derselben Richtung zusammenstoßen, doppelt so schnell. Die Gewässer sind in viel reißenderem Zuge und schneiden daher auf den Seiten heftiger ein, wie eine schneller angezogene Säge. Auch werden dann alle Wasserwirbel, die gleichsam wie Bohrer auf den Boden unten einwirken, rascher umgeschwungen und machen tiefere Löcher. Alle Sägen, Messer und Bohrer, so zu sagen, dieser ganzen großen zerstörenden Maschine sind in beschleunigter Thätigkeit.

Mein Freund sagte aber auch, daß bei schönem stillen Wetter die Zerstörung viel ärger sei als bei scharfem Winde. Dieß klang mir sehr paradox. Aber ich dachte mir, es müßte wohl der hier gewöhnlich wehende Westwind gemeint sein, der dann der Elbe entgegenbläst, sie hemmt, ihre Sägen aufhält und den Umschwung ihrer Bohrer durchkreuzt und etwas stört, während bei gutem ruhigen Wetter Alles in der ungestörtesten Thätigkeit ist.

Ueberhaupt fürchtet man die auf der Oberfläche tobenden Wellen bei Weitem nicht so sehr, als die unten ungesehen waltende, nagende, fressende und untergrabende Wirkung des in viele einander kreuzende und bedrängende Flußfäden gespaltenen Stromes.

Die hohen Wellen spritzen, donnern und werfen Schaum über den Deich, aber jene unten waltenden

Kräfte graben den Deich mit der Wurzel heraus. Dieß ist ganz in der Ordnung und den Sprüchworten: „viel Geschrei und wenig Wolle" — „stille Wasser sind tief" u. s. w. ganz gemäß.

Die Elbe ist hier über eine Meile breit, und der Anblick dieses mächtigen, stets mit Schiffen geschmückten Stromes daher prächtig. Ich weiß nicht, was ich vorziehen soll, ob das imposante Mündungsstück eines großen Stromes, oder die Aussicht auf die freie See. Der Strom scheint viel mehr titanische Persönlichkeit zu haben als das Meer. Man übersieht doch einen Theil dieses Riesen. Sein Eilen in's Meer hinab giebt ihm das Ansehen, als verfolge er einen Zweck. Das Meer selbst liegt dagegen so unübersehbar, so zwecklos da. Das Meer schaukelt auf und ab in ewigem Einerlei. Der Fluß hat vielfache Abwechselung, krümmt sich, sammelt sich, sinnt nach, fließt weiter, langsamer, schneller. Das Meer läßt sich nur von den Göttern begreifen. Die Flüsse liegen unserem menschlichen Geiste näher.

Wilstermarsch.

Als ich von Brunsbüttel in Begleitung eines Hamburger Kaufmanns, der sich an mich anschloß, meine Reise die Elbe hinauf nach Osten fortsetzte, hatte ich überflüssige Gelegenheit, das wunderbare, obwohl alltägliche meteorologische Phänomen zu beobachten, bei welchem eine unzählige Menge zierlich geformter und von manchfaltigen Lichtern umstrahlter Luftblasen, gleich einer eben so großen Menge Luftballons im leuchtenden Aether schwebend, von den Lüften emporgetragen wird, bis sie an verschiedenen Punkten, von elektrischen Attractionskräften, die eine Menge kleiner Wirbel in der Masse jener Ballons hervorbringen, getrieben, sich an einander häkeln und so einen kurzen Augenblick wie eine kleine Luftballonstraube im Raume hängen, und bis dann alle die Globen, deren Wände aus Wasser gebildet sind, zerplatzen und zu einer runden oder vielmehr birnförmig gestalteten, krystallartig leuchtenden Flüssigkeitsmasse zusammenschmelzen, die gleich einem Meteorsteine bald perpendiculär, bald unter sehr verschiedenen spitzen oder stumpfen Winkeln, vom Himmel auf die Oberfläche des

Erdglobus herabschwirrt und die man in der Alltagssprache des gemeinen Lebens — Regen nennt.

Für ein solches Phänomen sind weder die offenen Korbwagen, noch die fetten Schlammwege der Marschen gut vorbereitet, und der Marschreiselust werden dann weiche Hemmschuhe angelegt.

Die Wege waren bald ziemlich glitscherig. Selbst in Beziehung auf die Wege kommt das Heil hier in der Marsch, wie ich vermuthe, aus dem Westen, aus Holland. In Holland hat man zuerst und schon seit lange die Ziegelstein- oder Klinker-Chausseeen in den Marschen ausgeführt. In den östlichen Friesenländern hat man sie längst nachgeahmt. Seit einem halben Jahrzehent hat man die Anlage solcher Chausseeen schon in den oldenburgischen Marschen stellenweise versucht, und hier, noch weiter im Osten, in Nordalbingien redet man jetzt wenigstens in den Zeitungen davon, daß man sie auch hier nachahmen sollte. So sieht man überall, daß der wahre Schwerpunct dieser Länder im Westen, in Holland, liegt, und wollte man genauer nachspüren, so würde sich wohl zeigen, daß alle Marscherfindungen mehr oder weniger diese Wanderung von Westen nach Osten gemacht haben, so wie man für alle bergmännischen Erfindungen das Erzgebirge als Centralpunct ansehen kann, von dem sie ausstrahlen und durch die Gebirgszüge sich weiter nach Norden, Osten, Westen und Süden verbreiten.

Ein Zweig des Wegebauwesens hat sich hier in diesen holsteinischen Marschen in neuerer Zeit schon ziemlich vollkommen ausgebildet, nämlich der der Fußwege, Schul-

und Kirchensteige. Bei uns ist dieser Wegebauzweig wenig berücksichtigt, weil die Fußgänger bei uns im Ganzen sich ihre kleinen schmalen Stege und Wege über die Berge selbst austreten und diese uralten Stege sich ziemlich von selbst conserviren.

Nach dem, was ich hier und da über den Zustand der Marschoberfläche gesagt habe, kann man sich denken, daß hier gar nicht an eine Selbstbildung und Selbstconservirung der Fußwege zu denken ist. In der That sind die Marschen mitunter in einem solchen Zustande, daß geradezu Alles stockt und stille steht und die Leute sich wie Frösche in ihre Höhlen, ich meine in ihre hübschen Häuser, verkriechen müssen.

Die Frauen können dann nicht zur Kirche, die Kinder nicht zur Schule gehen, und die Männer müssen, wenn sie ganz nothwendige Gänge haben, auf Stelzen forthumpeln. Wie weit es mit der Wegelosigkeit zuweilen geht, mag man daraus schließen, daß manche Dorfschaften sich zu Zeiten vereinigt haben, um eine Nothcapelle in ihrer Nähe zu bauen und einen sogenannten Prädicanten mit besonderem Gehalt in dieser Capelle anzustellen, damit sie auch dann des Gottesdienstes nicht ganz ermangeln möchten, wenn es unmöglich wäre, auf dem sumpfigen Wege bis zur rechten Kirche vorzudringen.

Seit 20 bis 30 Jahren ist dieß anders geworden, und ich fand jetzt das ganze Land von einer Menge schmaler, hübscher, fester Fußwege durchkreuzt. Den Hauptimpuls zu dieser Wegereform soll die Verbesserung

des Schulwesens gegeben haben. Denn die allgemein erwachte Lust an Bildung und Kenntnissen, an Fortschritt und Aufklärung bewog die Leute, auch für die Schulkinder Anstrengungen zu machen. Meistens hat man die Wege nur mit Aufführung von Sand verbessert, den man von den Watten oder von der Geest herholte, hoch aufführte, jährlich nachschüttete und durch tiefe Gräben zu beiden Seiten trocken legte, so daß die Fußwege hier überall wie kleine Deiche aussehen. Hie und da könnte man auch sagen, die Fußgänger liefen hier auf dem Rücken von Mauern hin, denn die Fußwege sind an manchen Orten, z. B. in Holland, von Ziegelsteinen gemauert.

In der Richtung von Osten oder Südosten, in welcher ich nun fuhr, kommt man zu einer Reihe kleiner Marschländer, welche, von Dithmarschen her, folgende sind: die Wilster-Marsch, die Kremper-Marsch, die Haseldorfer Marschen, dann ein sich dazwischen keilendes Stück Geest bei Blankenese in Altona und endlich hinter Hamburg die Vierlander-Marsch.

Dieß ist eine Reihe so charmanter Ländchen, wie sie nur selten in der Welt vorkommt. Es sind dieß nur sogenannte Flußmarschen, die nirgends mehr an die See gränzen, und die sich in vielen wesentlichen Puncten von den Seemarschen unterscheiden. Man begreift leicht, daß diese Flußmarschen, die gar keine Seestürme und Fluthen zu bekämpfen haben, ein ganz anderes Deichwesen besitzen als die Seemarschen.

Da sie der kühle Anhauch der See nicht mehr erreicht, so haben sie auch ein ganz anderes Klima, ganz

15*

andere Producte, und schon auf der Oberfläche verkünden sie sich dem Reisenden durch ihre fremdartige Physiognomie als andersgeartete Länder. Auch der Charakter ihrer Bewohner und die moralische und politische Verfassung dieser Landstriche ist in Folge dessen ganz anders bedingt.

Die Flußmarschen sind im Ganzen dichter bevölkert als die Seemarschen und haben mehr Garten- und Ackerbau, während jene mehr Viehzucht besitzen. Das kahle Ansehen der Seemarschen hört hier im inneren Busen des Landes völlig auf. Alles ist schön belaubt mit Bäumen mannigfacher Art. Obstgärten wechseln mit Wiesen und Aeckern anmuthig ab, und so geht es crescendo bis nach Hamburg.

In der Wilstermarsch ist noch viel Fettgräsung und Mästung des Viehes. Näher nach der großen Stadt Hamburg zu kommt mehr Milch- und Butterwirthschaft und nimmt der Obstbau zu, und endlich am Schluß im Osten bieten die hübschen Vierländerinnen ihre Rosen und anderen Blumen dar. Dieß deutet stufenweise fortschreitende Verfeinerung der Marschen.

In politischer und moralischer Beziehung findet ebenfalls eine Abstufung statt. Nahe an der Meeresküste im freien Anhauche des Weststurmes finden sich die freiesten Marschverfassungen, — zuerst am Rande die hoch- und überprivilegirten Köge, dann die sehr freien und republicanischen Verfassungen der Meereshalbinseln Eiderstedt und Dithmarschen. Die zunächst daran stoßenden Marschen, die Wilster- und die Kremper-Marsch haben freilich auch noch ihre besonderen liberalen Com-

munalverfassungen, die den erstgenannten ähneln, jedoch nicht mehr so bedeutende Privilegien geben. Danach kommen als dritte Gradation die Haseldorfer Marschen, wo der Bauer adelig, d. h. nicht freier Grundbesitzer, sondern Meier eines Edelmannes ist, obwohl der freie Marschgeist sich auch hier noch nicht ganz verkennen läßt, da diese adeligen Marschbauern doch von jeher viel ungenirter waren als die adeligen Geestbauern. Man nennt daher die besagten Marschen auch „adelige Marschen."

Die besagten Flußmarschen bilden auf dem rechten Elbufer einen schönen Landstrich von etwa 20 Stunden Länge und 2 bis 3 Stunden Breite. Man muß aber ihre Visavis auf der Südseite der Elbe, die hannöverischen Marschen, gleich mit in das Gebiet der Vergleichung ziehen.

Auch hier ist ein etwa 20 Stunden langer und 2 — 3 Stunden breiter Marschstrich. Das Urgeestufer im Norden ist von dem hohen Geestufer im Süden etwa 6 Stunden entfernt. Sonst war dieß ein 6 Stunden breiter Meerbusen.

Es ist wunderbar, wie der Strom sich hier im Ganzen genommen so ziemlich gerade in der Mitte im Gleichgewicht gehalten und zu beiden Seite seine Marschgaben gleichmäßig vertheilt hat, da man doch sonst fast ohne Ausnahme bemerkt, wie die Ströme immer auf ein hohes Ufer besonders hindrängen, und daher mit einer Niederung auf der einen Seite fast immer ein schroffes Ufer auf der anderen correspondirt.

Wahrscheinlich ist dieß ein Verdienst der Menschen, die von beiden hohen Geestufern aus mit gleichen Kräften gleichmäßig ihre Marschen und Deiche in den Strom hinausbauten und ihn hier in der Mitte zwischen sich hielten.

Von der Mündung der Elbe an ist die hübsche Reihe der südlichen Elbmarschländer diese: zuerst an der Spitze das Land Hadeln, dann das Land Kehdingen und endlich das „alte Land".

Auch bei diesen Marschen kann man ähnliche Abstufungen erkennen wie bei den Nordmarschen, sowohl in Beziehung auf moralische als auf klimatische Verhältnisse. Das Land Hadeln correspondirt mit Dithmarschen. Es erhielt seine Unabhängigkeit fast so lange wie dieses und ist noch jetzt als Seemarsch beinahe in eben so hohem Grade wie früher privilegirt und frei zu nennen. Die Binnen-Flußmarschen stehen wie die Geestgegenden unter Aemtern, obwohl sie doch wieder eine durch viele Eigenheiten charakterisirte und von den Geest-Hannoveranern marquirt verschiedene Bevölkerung haben. Das Land Kehdingen correspondirt mit der Wilster- und Kremper-Marsch, und das mit Obstgärten, Kirsch- und Aepfeldörfern besäete alte Land mit den gegenüberliegenden Haseldorfer Marschen. Ganz ähnlich abgestufte Marschreihen könnte man an der Weser in dem Lande Wursten, Butjadingen, Stedingen und den Bremischen Marschen bezeichnen.

Wie es sich von Nachbarn von selbst versteht, so haben die Wilsterer und Dithmarscher von jeher keine gute Freundschaft mit einander gehalten, und sie sprechen

noch jetzt mit einiger Bitterkeit von einander, — die reichen Wilsterer von den Dithmarschern mit etwas Aufgeblasenheit, die freien und körnigeren Dithmarscher von jenen mit einigem Hohne.

Auch diese Rivalität findet man jenseits der Elbe wieder, wo die Kehdinger mit den Hadelern ganz in demselben Verhältniß stehen. Zwischen den Ländern beider, der Dithmarscher und Wilsterer, welche hier mit dem allgemeinen Namen der Holsteiner oder „Holsten" genannt werden, zieht sich ein See, ein Moor und dann ein Graben hin, der „Holstengraben" genannt. Dieser Graben hat manche Streitigkeiten und Zänkereien zwischen den beiden kleinen Nationen mit angesehen.

Der erste Ort, den wir in der Wilstermarsch erreichten, war St. Margarethen, ein hübscher, langer, freundlicher Marktflecken, der sich längs des hohen Deichs hinstreckt. Die Häuser, eine Reihe von schönen großen Marschhöfen, liegen zum Theil in der Marsch, und zwar dicht hinter dem Deiche, in welchem Falle dann gewöhnlich eine hölzerne Brücke von dem oberen Stockwerke des Hauses auf den Deich hinausführt. Zum Theil endlich erheben sie sich auf dem Deiche selbst. Dieß sollte wohl nicht sein, aber es ist ein alter Mißbrauch, der einmal eingerissen ist, und den man nur mit einem Aufwande von vielen Millionen beseitigen könnte, wenn man etwa alle auf dem Deiche liegenden Häuser anderswohin versetzen wollte.

Ich besah das Innere von einigen dieser charmanten Wohnungen, die mir wieder lebhaft ins Gedächtniß zurück-

riefen, was ich in Holland oder in den Wesermarschen schon früher gesehen und bewundert hatte. Man ist hier in einem zweiten kleinen Holland. Die Gräben um die Häuser sind nach der Schnur gezogen und reinlich gehalten. Wo zwischen dem Steinpflaster kein Gras wachsen soll, da wächst es nicht, und wo es auf dem Rasen wachsen soll, da steht es dicht und wohlgepflegt. Die Häuser sind innerhalb der Gräben von hübschen Blumengärten umgeben.

Ueber die Gräben führen in den Garten und zum Hofe des Hauses zierliche, mit hellen Oelfarben angestrichene Brücken. Neben diesen Brücken auf einem eigenen Gestell hängen in geordneter Reihe die Milchnäpfe, die man im Graben auswäscht und hier stets lüften läßt. Die Häuser selbst sind groß, geräumig, mit stets blinkenden, nie zerschlagenen, nie mit Papier verklebten Fenstern geziert.

Daß hier holländische Colonisten den Ton angegeben haben, erkennt man sofort an hundert kleinen Zügen, — zuerst an den Frauen, die vor den Fenstern sitzen, und von denen sich die eine eben ihre thönerne Pfeife stopft, die andere sie eben ausklopft und die dritte sie gerade lustig schmaucht, indem sie die Rauchwölkchen zierlich über die Leinwand, an der sie fleißig näht, hinziehen läßt, — dann in den Zimmern an jener himmelblauen Oelfarbe, womit die Balken häufig angestrichen sind und die ich überall da gefunden habe, wo die Hauseinrichtung von Holländern herstammte, wobei es sich nicht übel macht, daß die Kanten oder Abschnitte der Balken, welche die Decke des Zimmers tragen, zuweilen ver-

goldet sind, — ferner an den blanken Fliesen, welche gewöhnlich die Wände des Zimmers zieren, — und endlich an den hohen Blitzableitern, die man hier — nicht so in Dithmarschen — auf allen Dächern findet, und deren ich auf den verschiedenen Abtheilungen eines Bauernhofes oft ein halbes Dutzend zählte.

In zwei Häusern, in die man mich führte, bemerkte ich in der Wohnstube einen kleinen, rund herum mit Glas versehenen Ausbau, der auf die Hausflur wie ein Balcon hervortrat. Man sagte mir, man nenne dieß das „Fensterschaff", und es sei dazu vorhanden, damit der Hausherr zuweilen hineintreten und sein ganzes Haus und das Treiben des Gesindes von da aus übersehen könne.

Alle Häuser sind mit den anmuthigsten Blumengärten umgeben, die sich noch weiter hinauf in den Vierlanden in wahre Blumen- und Rosengefilde erweitern.

In diesem interessanten, von mehren Armen der Elbe durchzogenen Ländchen war ich früher schon einmal und sammelte dort über die Pflege und den Handel mit den blühenden Rosen, die gleichsam alle Marschbeschäftigungen nach Osten zu abschließen und lieblich krönen, einige Notizen, die ich hier mittheilen will, weil sie, so zu sagen, die Krone und den Schluß des Marschkooges, der sich hier entfaltet, bilden.

Man hat dort mehre Arten von Rosen, deren Blätter, wie es scheint, zu verschiedenen Zwecken dienen. Zuerst giebt es Provinz- und Moosrosen. Von diesen binden die hübschen Vierländerinnen einige in ihre Blumenbouquets, welche sie den reichen Hamburgern auf den Stra-

hen anbieten. Die anderen Rosen aber blättern sie meistens ab und verführen die Blätter frisch nach Hamburg. Dort werden sie eingesalzen und wahrscheinlich zum Verfertigen des Rosenwassers benutzt. Diese Blätter werden centnerweise verkauft, und der Centner kostet 5 bis 6 Thaler oder etwas mehr oder weniger.

Eine andere Art von Rosen nennt man „Knoop-Rosen" (Knospenrosen). Diese werden nicht wie jene erst geerntet, wenn die Blume schon völlig aufgeblüht ist; man schneidet vielmehr die Knospen in dem Augenblicke ab, wo sie im Begriffe sind, aufzuspringen. Kern, Kelch und Basis der Knospe werden herausgebrochen und die kleinen Blättertüten dann an der Sonne getrocknet. Diese getrockneten Rosenknospen werden pfundweise verkauft, das Pfund meistens zu 3 bis 4 Mark; ja, wenn die Rosen schlecht gerathen sind, zahlt man zuweilen mehre Thaler für's Pfund, wogegen in sehr üppigen Rosenjahren der Preis bis auf 12 oder 10 Schilling herabsinkt. Diese getrockneten Rosenblätter werden in blechernen Büchsen fest verpackt, in denen man sie lange aufbewahren kann, und sie sollen meistens nach England gehen. So wie es Kornwucherer giebt, so giebt es auch Rosenknospenwucherer, welche ihre Blätter in den Büchsen so lange aufbewahren, bis einmal eine Theuerung entsteht, wo sie sie dann zu hohen Preisen losschlagen.

Was man in England mit diesen Rosenblättern macht, habe ich bei den Vierländern nicht erfahren können. Vielleicht sind es die mit anderen wohlriechenden

Kräutern vermischten Rosenblätter, mit welchen man dort die schönen Vasen füllt, die in den Corridoren, Vorplätzen und einigen anderen Hausecken der Reichen aufgestellt sind, um Wohlgeruch zu verbreiten.

Wenn der Sommer gut ist, so ist die Rosenernte im Juli beendigt, und im August beginnt der Handel damit. Meistens ist dieß nur eine Beschäftigung der Armen in den Vierlanden, die hinter den Deichen wohnen und da ihre Gärten mit Rosenbeeten füllen.

Der Hauptreichthum des Landes besteht aber nicht in den Rosen, sondern in dem Weizen. Man kann daher die Rosenbauern und die Weizenbauern unterscheiden. Doch treiben auch selbst die reichen Weizenbauern immer etwas Rosenbau als Nebenerwerbszweig. Es giebt Bauern, die jährlich wohl 200 bis 300 Pfund getrocknete Rosenblätter erzielen.

Alle die vielen hübschen Scenen und Ansichten, welche die anmuthigen Marschhäuser gewähren, wiederholten sich hundertmal am Wege. Auch waren die Aussichten in's Land hinaus nicht minder anmuthig. Ueberall zeigten sich Baumalleeen und Gruppirungen von Gärten und Gebüsch und zwischendurch Canalgewässer. In der Ferne sahen wir die Hauptstadt der Marsch, die Stadt Wilster, liegen, deren spitzige Thürme aus zahlreichen Gärten und Bäumen hervorblickten. Im Frühling, wenn hier Alles in üppigster Fülle grünt und blüht, soll das Land einen ganz bezaubernden Anblick gewähren.

Dafür ist denn auch die Wilstermarsch weit bis nach Skagen hinauf berühmt. Die Tondern'schen Mar-

schen, die Halbinsel Eiderstedt und dann die Wilstermarsch werden immer als die reichsten Marschen hier im Norden bezeichnet. Aber der letzteren gebührt doch die Krone. Und man hört überall die Leute im Norden von dem Luxus der hiesigen Bauern, von ihrem Gold- und Perlenschmuck, von den gefüllten „Silberschaffen", die man in jedem Hause finde, berichten und auch fabeln.

Ein Prediger, der hier functionirte, erzählte mir, er habe einmal bei einen reichen Wilster Marschbauern Kindtaufe gehabt, wobei über 40 Personen zugegen gewesen wäre. Den Kaffee habe man aus einem neuen Silberservice getrunken. Als man aber zur Chocolate gekommen habe der Bauer wieder ein anderes Silberservice aus dem Silberschaffe hervorgenommen, und beim Thee ein drittes, weil es sich nach dem Begriffe dieser Leute nicht hübsch ausgenommen haben würde, wenn das schon gebrauchte Silber aufgewaschen worden und noch ein Mal vor den Gästen erschienen wären. Auch habe der Bauer expreß für diese Taufe ein eigenes Taufbecken von Silber anfertigen lassen.

Die Stadt Wilster liegt mitten in der Marsch und zwar an beiden Ufern des kleinen Wilsterflusses, der mit der Stör in die Elbe mündet.

Der Boden ist rund umher sehr niedrig, und die Stadt ist daher auf einer hohen künstlichen Wurt erbaut, oder vielmehr auf zwei Wurten, die an beiden Seiten des Flusses liegen. Die Marschantiquare nennen eine solche Wurt „eine Doppelwurt."

Auf der Mitte der einen Wurt soll die Kirche und

ihr gegenüber auf der Mitte der anderen das Rathhaus der Stadt liegen. Beide Wurten sind durch Brücken verbunden. Natürlich hat sich diese große merkwürdige Wurt, die weit und breit in den Marschen zu den interessantesten gehört, sich erst allmälig mit der Stadt selbst gebildet und weit ausgebreitet.

Rund herum sahen wir kleine Windmühlen zum Auspumpen des Wassers aus den Feldgräben eifrig sich drehen, eben so wie man dieß in den niedrigen Poldern von Holland sieht. Diese Mühlen, deren ich in Holland viele besah, holen das Wasser meistens mittels einer Archimedischen Schraube aus dem tiefen Lande hervor.

Diese Schraube liegt mit dem einen Ende schräg in dem Graben, dessen Wasserquantität man vermindern will. Das andere Ende mündet über dem Ende eines hölzernen Canals, in den die Schraube das Wasser ausschüttet, und durch den es dann hinausläuft.

Die Schraube dreht sich in einem weiten hölzernen schrägen Kasten und steht durch eine nicht sehr complicirte Maschinerie mit den Windmühlenflügeln in Verbindung, welche sie in Bewegung setzen.

Je schneller diese Flügel sich herumschwingen, desto größer ist die Wassermenge, welche die Schraube herausholt.

Diese von den Holländern hier eingeführte Vorrichtung ist in der Wilstermarsch nöthig geworden, weil ein großer Theil derselben tiefer liegt als der Spiegel der Elbe und daher keine natürliche Abwässerung dahin statt haben kann. Es ist dieß namentlich in dem Theile der Marsch der Fall, welcher in der Nähe der Geest liegt.

Die Marsch in der Nähe der Elbe liegt höher, und über diese muß man nun von einem Graben zum anderen das Wasser hinausschrauben.

Manches Land, das lange als Sumpf da lag, mag erst durch diese Auspumpung urbar gemacht worden sein. Mehre Landstücke sollen aber erst in neuerer Zeit so tief gesunken und einige Theile der Marsch noch jetzt im Sinken begriffen sein.

Diese ganze Marsch steht nämlich über einer sehr wässerigen Schicht von Darg und Moor. Auch soll der darunter liegende Sand hier wässeriger flüssiger und minder fest sein als unter anderen Marschen.

Jemehr nun die Marsch oben mit Häusern, Deichen und ähnlichen Dingen beschwert wird, desto mehr werden jene unteren Schichten comprimirt, und desto mehr sinkt das Ganze.

Auch das Auspumpen selbst soll zum Sinken beigetragen haben. Die Gräben nämlich schnitten durch die obere Erde tief in die unten liegenden lockeren Schichten, auf welchen die Marsch gleichsam schwimmend ruhte, ein, und die Mühlen holten nun immer mehr Wasser von unten heraus, verminderten also die tragende Masse unten, welche ausgetrocknet wurde, und brachten das Wasser nach oben, wo es nun viele Noth verursachte.

Es ist dieß das oben von mir bezeichnete Land, wo auch oft die Erdoberfläche unter der Last der Deiche eingesunken ist, und wo die letzteren zuweilen gänzlich unter dem Boden verschwanden. Man mußte sie stets erhöhen, und natürlich sanken sie immer tiefer, je mehr

man Erde aufführte, bis sie zuletzt irgendwo auf einer festen Erdschicht festen Fuß faßten.

Professor Tetens führt an, daß an einzelnen Stellen hier Deiche allmälig bis 60, ja bis 100 Fuß Tiefe eingesunken seien. Man bedenke diese mühselige Deicharbeit, wo man einen Damm nach und nach bis 100 Fuß Höhe auffüllen mußte, um einen festen Grund zu gewinnen für das nun erst aus dem Boden hervorguckende Stück des Deichs.

Die Stör ist nach der Eider der bedeutendste Fluß in Holstein und gab dem Lande Stormarn (Störmarschen?) seinen Namen.

Wir setzten über seine breite Mündung auf einem Pramen und kamen nun in der Kremper-Marsch an, welche der Wilster-Marsch wie eine Zwillingsschwester gleicht.

In dieser Marsch, nicht weit von der Mündung der Stör, liegt Glückstadt, das mit Kiel, Rendsburg und Altona in die erste Classe der holsteinischen Orte gehört. Glückstadt sieht frappant aus wie ein kleines Amsterdam. Mitten durch die Hauptstraße geht ein Canal wie auf der Herrengracht in Amsterdam. Wie dort, ist er mit Lindenbäumen besetzt, und Schiffe drängen sich in ihm bis mitten in die Stadt auf den Marktplatz. Selbst die Häuser der Bürger zu den beiden Seiten desselben haben eben so viel Holländisches, wie die Häuser der Bauern auf dem Lande in den Marschen.

Es fiel mir hier bei dem Anblick der rothgekleideten dänischen Schildwache auf's Herz, was ich schon längst

hätte bedenken sollen, nämlich, daß ich auf meiner ganzen Marsch- und Inselreise auch nicht einem einzigen Soldaten begegnet war. Die Marsch- und Seeländer sind eben — Gott sei dafür gelobt! — wohl nicht sehr Soldaten liebend. Obwohl auf Föhr länger als einen Monat lang ein König und sein Hof residirte, so war doch weder in der Nähe, noch in der Ferne eine Schildwache zu bemerken. Ja selbst bei der neuen Koogsarbeit, wo, wie gesagt, 1500 Arbeiter einen ganzen Sommer hindurch versammelt waren, hatte man nicht einmal dafür gesorgt, ein kleines Detachement von Bayonetträgern in der Nähe zu haben. Es schien mir ordentlich, als erwachte ich aus einem Traume, und ich stierte diese Glückstädter Schildwache mit eben so verwunderten Augen an, wie man in gewissen Kreisen von Berlin und Petersburg den Civilrock anzustaunen Gelegenheit findet.

Es ist bekannt, daß man jetzt auch hier wie in Husum in Begriff steht, einen neuen Hafen anzulegen. Es ist wunderbar, wie sich so etwas gleich in verschiedenen Puncten regt. Auch in Harburg auf hannoverischer Seite arbeitet man an einem neuen Hafen. Die Hamburger werden hier einige Rivalen bekommen. Doch wenn sie klug sind, so werden sie einsehen, daß es ganz gut, billig und gerecht ist, daß jeder Ort die von der Natur ihm gegebenen Vortheile seiner geographischen Lage bestmöglich ausbeute.

Jeder Ort, und wenn er auch wie Husum zwischen lauter Watten steckt, muß seine Umgebung so gut als möglich zu freiem und bequemen Verkehr organisiren. Nur

darf nicht mehr geschehen, als natürlich ist, und nicht unnatürlich gekünstelt werden.

Ist Hamburg der natürlichste und bequemste Hauptstapelplatz des Elbhandels, so wird es nur dadurch gewinnen, wenn sich überall auf der Elbe Häfen und andere gute, die Schifffahrt und den Handel begünstigende Gelegenheiten vermehren, denn es wird dadurch ja in dem ganzen Gebiete, welches von Hamburg beherrscht wird, Handel und Verkehr vermehrt, was dem Beherrscher nur wünschenswerth sein muß. Ist aber irgendwo an der Elbe ein Punct, der besser von der Natur zum Hauptstapelplatz der Elbe ausgestattet ist, so ist es gut, wenn dieser Ort steigt, und dann liegt der Welt auch nichts daran, ob Hamburg fällt. Die Natur muß überall durchgreifen.

Hier von Glückstadt aus geht es nun an der Elbe weiter durch die adeligen Haseldorfer Marschen. Die Häufigkeit der Gärten und Dörfer steigt beständig, bis endlich der Elbweg bei Blankenese sich zwischen den Gärten, Palästen und Villen der reichen Hamburger verliert, wo dann vor der Möbel-, Säle- und Blumenpracht der Häuser selbst der Luxus der holländischen Wilster Marschbauern verdunkelt wird.

Ich sandte in Gedanken diesen Villen und den jenseits der Hamburger Stadtthürme wohnenden und rosenpflegenden Vierländerinnen meinen Gruß und übergab mich einer Glückstädter Locomotive. Denn bis hierher reichen jetzt schon die Eisenbahnen, diese herrlichen Ver-

künder einer neuen Cultur, in die Schlickwege der Marschen hinauf.

Und wie ein Seilkünstler sich an einem Seile im Nu von einem Baume zum anderen schwingt, so schwang ich mich an dem Faden der Eisenschienen in wenigen Augenblicken von dem Gestade der trüben Nordsee hinüber zu den Ufern des blauenden baltischen Meeres und wurde da in andere Gegenden versetzt, welche mit den bisher betrachteten stark contrastiren und keinen bedeutenden physikalischen Zusammenhang mit ihnen haben.

Reisewerke,

welche in der **Arnoldischen Buchhandlung in Dresden** und **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Ansichten der westlichen Schweiz. Mit flüchtigen Reisebemerkungen über den Oberrhein, von G. L. W. 8. 1808. 26¼ Ngr.

Büttner, Prof. Dr. J. G., Briefe aus und über Nordamerika, oder Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht, und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. 2 Bde. gr. 8. 1845. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cameron, G. Poulett, Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland. Frei nach dem Englischen von Fr. Gerstäcker. 2 Bde. 8. 1846. broch. 2 Thlr.

Carne, J., Leben und Sitte im Morgenlande, auf einer Reise von Konstantinopel durch das griechische Inselmeer, Aegypten, Syrien und Palästina geschildert. Nebst einem Anhange über Griechenland. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Vierter Theil auch unter dem besonderen Titel: Reise über Cypern und Rhodus nach Morea. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 8. 1827. 25 Ngr.

— — Reise durch die Schweiz. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 8. 1828. 1 Thlr.

v. Ehrenstein, H. W., Fredblinen. Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fouqué, Fr. Bar. de la Motte, und Caroline de la Motte Fouqué, Reiseerinnerungen. 2 Thle. 8. 1823. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gemälde aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden, in Unterhaltungen mit einem Nordländer. (Herausgegeben von K. G. Erdmann.) 8. 1807. broch. 5 Ngr.

Gerstäcker, Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit einem Vorwort von Tr. Bromme. 2 Bde. 12. broch. 1844. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Göde, Ch. A. G., England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise aus den Jahren 1802 und 1803. 4 Thle. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1807. Schrbp. 5 Thlr.

Gregg, Josias, Karawanenzüge durch die westlichen Prairieen und Wanderungen in Nord-Mejiko. Nach dem Tagebuche des Verfassers bearbeitet von M. B. Lindau. 2 Thle. Mit 2 Titelkupfern und 2 Karten. 8. 1845. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Griechenland und die Griechen. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. Zweite wohlfeilere Ausgabe. 8. 1828. broch. 11¼ Ngr.

v. Gufeck, B., Seegemälde. Nach ausländischen Originalen. 2 Bde. 1835. 1 Thlr. 10 Ngr. (Commission.)

v. Halfern, A., der Letzte der Seminolen. Scenen aus den Kämpfen der Indianer Floridas gegen die Weißen, nebst Rückblick auf die Zustände der Vereinigten Staaten. 12. 1846. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, Charles Fenow, wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischen Lebens. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäcker. 2 Bde. 12. 1845. broch. 2 Thlr.

Hope, Th., Anastasius Leben und Reiseabenteuer eines Neugriechen. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Zweite, mit einer Einleitung vermehrte, wohlfeilere Ausgabe. 5 Theile. 8. 1828. broch. 5 Thlr.

Hubmann, J., ein Blick auf Rußland, das wirkliche, und Rußland des Marquis Custine im Jahre 1839. gr. 8. 1844. broch. 10 Ngr. (Commission.)

Kingston, W., portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. 2 Theile. 8. 1846. broch. 3 Thlr.

Klemm, Dr. G., Italica. Erster Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. gr. 8. 1839. broch. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in Südrußland. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte der Anlande des Pontus und zwei lithographirten Titelblättern. 1841. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Petersburg in Bildern und Skizzen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Thle. Mit einem Grundriß von Petersburg. 12. 1846. broch. 5 Thlr.

— — die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. Mit einer Karte der deutsch-russischen Ostseeprovinzen, 2 Titelkupfern und 6 anderen Kupfertafeln. 2 Thle. 8. 1841. broch. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Erwiderung auf Dr. Kruse's, kaiserlich-russischen Staatsraths und Professors an der Universität zu Dorpat, Bemerkungen über die Ostsee-Gouvernements. 8. 1842. broch. 7½ Ngr.

— — Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Erster Theil: Moskau. Mit einem Titelkupfer und einem Plane von Moskau. 8. 1841. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — deren zweiter und dritter Theil. Zweiter Theil: Die Ukraine. Kleinrußland. Nebst einem Titelkupfer, einem Plane der Wintermesse in Charkow und einer Karte von Kleinrußland. Dritter Theil: Die Bukowina, Galizien, Krakau und Mähren. Nebst einem Titelkupfer und einer Karte von der Bukowina, Galizien, Krakau und Mähren. 8. 1841. broch. 5 Thlr.

— — der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Mit 24 Steindrucktafeln. gr. 8. 1841. broch. 4 Thlr.

— — Reise in Böhmen und Reise von Linz nach Wien. 2 Thle. Mit Titelkupfern. 8. 1842. broch. 3 Thlr. 22½ Ngr.

— — Reise in Ungarn. Erste Abtheilung: Pesth und die mittlere Donau. Mit einem Titelkupfer und einer Karte von Ungarn. Zweite Abtheilung: Das Banat, die Pusten und der Plattensee. Mit einem Titelkupfer. 8. 1842. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

— — Reise in Steiermark und im baierischen Hochlande. Mit einem Titelkupfer. 8. 1842. broch. 2 Thlr.

— — Reisen in Irland. Mit eingedruckten Holzschnitten. 2 Thle. 8. 1843. broch. 5 Thlr. 20 Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in Schottland. Mit eingedruckten Holzschnitten. 2 Thle. 8. 1844. broch. 3 Thlr.
— — Reisen in England und Wales. Erster Band. Mit eingedruckten Holzschnitten. 8. 1844. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.
— — deren zweiter und dritter Band. Mit eingedruckten Holzschnitten. 8. broch. 1844. 4 Thlr. 20 Ngr.
— — Land und Leute der britischen Inseln. Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer. Erster Band. 8. 1844. broch. 3 Thlr.
— — deren zweiter und dritter Band. 8. 1844. broch. 5 Thlr. 20 Ngr.
Kohl, Ida, und J. G. Kohl, englische Skizzen aus den Tagebüchern der Verfasser. 3 Bände. 8. broch. 1844. 4 Thlr. 20 Ngr.
Kohl, Ida, Paris und die Franzosen. Skizzen. 3 Thle. 8. 1845. broch. 5 Thlr.
Laing, S., Reisen in Schweden und Norwegen. Nach dem Englischen bearbeitet mit Zusätzen und Anmerkungen von W. A. Lindau. Erster Theil: Reise in Schweden. Nebst einem lithographirten Titelblatt. gr. 8. broch. 2 Thlr.
— — deren zweiter Theil: Reise in Norwegen. Nach dem Englischen bearbeitet mit Zusätzen, Anmerkungen und einem Anhange: Geschichte des norwegischen Grundgesetzes von W. A. Lindau. Mit einem lithographirten Titelblatte. gr. 8. broch. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.
Leben und Sitte in Persien. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1828. Velinp. 2 Thlr. 5 Ngr.
Löwenstein, W. Prinz, Ausflug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845. Mit einer Titelansicht. 12. 1846. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.
Pabel, E. (v. Martens), Rußland in der neuesten Zeit. Eine Skizze. 8. 1830. broch. 1 Thlr.
Reisebilder aus der Levante. Aus dem Englischen von R. Lindau, mit einer Vorrede von W. A. Lindau. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.
Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande; in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Erstes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da zurück nach Hamburg, mit besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1823. 1 Thlr.

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Zweites Bändchen, unter dem besonderen Titel: Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Copenhagen. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1824. 1 Thlr.

— — deren drittes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise von Hamburg nach Bordeaux und über St. Louis nach Isle de France. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1824. 1 Thlr.

— — deren viertes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise von Nantes nach den Antillen, und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1831. 1 Thlr.

— — deren fünftes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reise von England nach China. 8. 1824. 1 Thlr.

— — deren sechstes bis achtes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reisen in dem Mittelmeere und in einigen der angränzenden Länder. Erster bis dritter Theil. 8. 1826—1828. Jedes Bändchen 1 Thlr.

— — deren neuntes und zehntes Bändchen, unter dem besonderen Titel: Reisen in dem Mittelmeere und in einigen der angränzenden Länder. Vierter und fünfter Theil. 8. 1829. 2 Thlr. 5 Ngr.

Alle 10 Bändchen im herabgesetzten Preise 7 Thlr. 15 Ngr.

— — dieselben. Dritte verbesserte und wohlfeilere Taschenausgabe. 10 Bändchen. 16. 1831. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — die Wasserwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange, zur Belehrung der reiferen Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann, auch zum Gebrauche für Seereisende und angehende Seeleute. Mit Seekarten und Abbildungen. Erster Band: Das Meer nach seinen physischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, nebst einleitenden Bemerkungen über das Wasser im Allgemeinen. Mit einer Seekarte und 6 Tafeln Abbildungen. 8. 1835. geb. 2 Thlr.

— — deren zweiter Band: Der Bau und die Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Bemerkungen. Mit einem Atlas von zwölf Tafeln. 8. 1837. geb. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Robert, Cypr., die Slaven der Türkei oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von Marko Fedorowitsch. 2 Thle. gr. 8. broch. 1844. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vernes, neue empfindsame Reisen in Frankreich. (Vom Verfasser der Fündlinge, K. H. Seyfried.) Neue Auflage. 2 Theile. 8. 1808. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Vieusseux, A., Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1826. 2 Thlr. 15 Ngr.

Walachei, die, und Moldau, in Hinsicht auf Geschichte und Landesbeschaffenheit, Verfassung, gesellschaftlichen Zustand und Sitten der Bewohner. Nach Wilkinson und anderen Quellen bearbeitet von W. Lindau. 8. 1829. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walsh, Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Thle. Mit einem Plane der Gegend um Konstantinopel. 8. 1828. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden





